84) (4.20) Pmy

1. 50

Amerika.
Erster Entdecker v. Amerika
Columbus
Die Pilger
der
Wildniss.

Die

Pilger der Wildniß.

Eine geschichtliche Erzählung

für

die reifere Jugend.

Von

M. S. Rübler,

Verfasserin von „Das Hauswesen".

Mit illustrirtem Titelblatt.

Aarau,

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1864.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

http://archive.org/details/diepilgerderwild01kubl

ANTZ
F691

Vorwort für Eltern und Erzieher.

Der außerordentlich reiche Lesestoff, welcher der deutschen Jugend bereits geboten ist, macht es schwierig, fort und fort einen Gegenstand zu finden, der durch seine Neuheit sowohl als durch anregende Behandlung die jungen Leser zu fesseln weiß, während er zugleich seine Hauptaufgabe erfüllt, Belehrung zu bringen und veredelnd auf Geist und Gemüth der Jugend einzuwirken. Durch Bearbeitung der vorliegenden Erzählung nach der gleichnamigen historischen Novelle von Johannes Scherr glaube ich jedoch eine Wahl getroffen zu haben, welche allen Anforderungen an einen Lesestoff für die Jugend entspricht. Sie gibt unsern jungen Lesern ein Stück nordamerikanischer Geschichte und veranschaulicht ihnen in treuen Zügen die Mühseligkeiten und Gefahren, mit welchen die ersten europäischen Niederlassungen in jenem Erdtheil zu kämpfen hatten, dessen nördliche Hälfte jetzt mehr als 30 Millionen Weiße auf ihrem Boden nährt, der ursprünglich den Indianerstämmen gehörte. Sie schildert die Sitten, den Charakter, die Religion und die Kämpfe dieses unglücklichen Volkes, das in dem kurzen Zeitraum von 250 Jahren von sechszehn auf vier Millionen Köpfe zusammengeschmolzen ist. Die reifere Jugend weiß, daß die Indianer Nordamerika's kupferfarbig, daß ihre Augen und Haare schwarz, daß sie höchst ungebildet und nicht getauft, daß sie aber nichts desto weniger menschliche Wesen sind, mit Gedanken, Vernunft, Gefühlen wie wir. Aus unserer Erzählung erfahren nun die jungen Leser, wie diese Wilden, die rothen Männer der Wälder und Prairien Nordamerika's, lebten, wie sie sich kleideten, wie sie den guten

Geist verehrten, welcher Art ihre Gebräuche und ihre Vergnügungen waren und noch sind. — Das ist die belehrende Seite dieses Buches.

Die Veredlung des Charakters und Gemüthes dagegen wird angestrebt durch das herrliche Beispiel lichtreiner Unschuld, gepaart mit Muth und Aufopferung, welches Lovely und Hihlah-dih geben, durch das Beispiel der Gattentreue Desdemona's, der biedern Redlichkeit Groot Willems, des Heldenmuthes der Kapitäne Standish und De Lussan, des felsenfesten Gottvertrauens des Richters Eaton und des milden, greisen Obersten, der edlen Menschenliebe Roger Williams und endlich durch das Beispiel der glühenden Vaterlandsliebe der beiden Indianerhäuptlinge, Alle, mit Ausnahme des alten Waldgängers, Männer, deren Name in der Geschichte Amerika's rühmlich verzeichnet ist. Die beiden schlechten Charaktere, welche der Dichter in seiner Novelle gezeichnet und die ich ebenfalls in meine Bearbeitung derselben für die Jugend aufnahm, Kellond und der brüllende Thom, sind die Schatten des Gemäldes, welche die Lichtseiten nur um so glänzender hervorheben und eben deßhalb ein abschreckendes Beispiel liefern können.

Die Reichhaltigkeit der Erzählung, die durchaus in geschichtlichen Thatsachen wurzelt, wird der reifern Jugend eine angenehme und anziehende Unterhaltung gewähren. Möge sie daher vielen Mädchen und Knaben in die Hände gegeben werden.

Zürich, im Oktober 1863.

M. S. Kübler.

Inhalt.

Erstes Kapitel. — Die ersten Kolonien in Nordamerika. — Die Puritaner. — Einschiffung auf der Maiblume. — Die erste Verfassungsurkunde der nordamerikanischen Freistaaten. — Landung und Ansiedelung der Pilgrime. — Neu-Plymouth. — Prüfungen. — Wachsende Einwanderung in Neu-England.

Zweites Kapitel. — Ein Frühlingsmorgen in der Wildniß. — Der Indianer. — Die Flüchtlinge. — Die Verfolger.

Drittes Kapitel. — Die beiden Obersten und Lovely. — Gottvertrauen. — Zwei Trapper. — Der Wampum. — Das Versteck in der Blockhütte. — Unterhandlungen. — Ein Kampf. — Rückzug der Verfolger.

Viertes Kapitel. — Gastfreundschaft der Trapper. — Die Flüchtlinge setzen ihre Reise fort. — Ein christlicher Tempel aus früheren Jahrhunderten. — Ein Mord.

Fünftes Kapitel. — Das Nachtlager. — Desdemona. — Die Lauscherin. — Das Rathfeuer. — Traum oder Wirklichkeit?

Sechstes Kapitel. — Die Indianerstämme. — Das Verhältniß der Pilgrime zu den Eingebornen. — Die Kriegserklärung des Naragansetts. — Schutz- und Trutzbündniß der Kolonisten. — Miantonomo und Uncas. — Miantonomo's Tod. — Das Verhältniß der Kolonisten zu England. — Neue Verfolgungen.

Siebentes Kapitel. — Niederlassungen der übrigen Europäer. — Eine päpstliche Bulle. — Bukanier und Flibustier. — Die Küstenbrüderschaft. — Die Insel la Tortüe ein Seeräuberstaat. — Der Vertilger.

Achtes Kapitel. — Im Urwalde. — Lovely und die Indianerin. — Puritanische Taufnamen. — Ein erspähtes Geheimniß. — Die Botschaft. — Die rothen Krieger haben mit dem Tomahawk in den Kriegspfahl gehauen. — Eine Gabe der Freundschaft.

Neuntes Kapitel. — Das Dorf Swanzey. — Puritanische Versammlungshäuser. — Richter Caton und Hauptmann Knirps. — Ein Vaterschmerz. — Schwester Mabel. — Aufschlüsse über die Familienverhältnisse der beiden Obersten. — Es geschehen Wunder und Zeichen. — Ein bekehrter Indianer wird zum Märtyrer. — Rüstungen der Ansiedler.

Zehntes Kapitel. — Der Einsiedler und sein Bucephalus. — Blackstone erzählt von einem Besuche, den Jh-nis-kin, Mato, das Goldhaar, der Sachem der Naragansetts, der Sachem der Wampanogen und der Häuptling des Donnerschiffs seiner Einsiedelei abstatteten und theilt seine Wahrnehmungen und Metacoms Drohung mit. — Sein Besuch bei Roger Williams. — Thom Morton und seine Bande. — Kampf eines Wampanogen mit Standish. — Eine indianische Prophezeiung.

Elftes Kapitel. — Erfolg der Streifpartei. — Eine wunderbare Aehnlichkeit. — Puritanische Andachtsübungen. — Das Geschütz von Swanzey. — Der puritanische Gottesdienst. — Der rothe Heide kommt über dich.

Zwölftes Kapitel. — Ein unbekannter Warner. — Zu den Waffen! — Das Dorf brennt. — Kampf der Weißen mit den Eingebornen. — Lovely's Kindesliebe rettet den Vater.

Dreizehntes Kapitel. — Im Hofraume Catons. — Metacom und die Gefangenen. — Der Racheplan des Sachems. — Abzug der Indianer.

Vierzehntes Kapitel. — Ein Zusammentreffen Hih-lah-dihs mit Ihnis-kin. — Die Indianerin erzählt der Letzteren die Begebenheiten bei Swanzey. — Welche Wirkung der Schall eines Namens hervorzubringen vermag. — Ih-nis-kin glaubt eine Entdeckung zu machen.

Fünfzehntes Kapitel. — Die Gloria oder das Donnerschiff. — Thorkils Befürchtungen. — De Lussan und Desdemona. — Woher diese Aufregung?

Sechszehntes Kapitel. — Nach Providence. — De Lussan erzählt seine Lebensgeschichte. — Seine Pläne. — Ein Bluträcher. — Groot Willems Schicksale.

Siebenzehntes Kapitel. — Die Kolonie Providence. — Eine neue Bekanntschaft. — Roger Williams Schicksale. — Befürchtungen über das Schicksal Lovely's und der beiden Obersten.

Achtzehntes Kapitel. — Die Pilgrimseiche und der Williamsbrunnen. — Ein Schwurgericht. — Thorkils Anklage auf Mord. — Seine Jugendgeschichte. — Der Schatz des Ahnherrn. — Zwei beschwerende Beweisstücke. — Er ist des Todes schuldig.

Neunzehntes Kapitel. — Durch den Mund eines Kindes thut Gott seine Gerechtigkeit kund. — Thorkil hat eine Unterredung mit Canonchet und theilt ihm seine Absicht in Bezug auf Metacom mit. — Zwei langjährige Feinde versöhnen sich. — Desdemona bestimmt den Kapitän, die Gefangenen Metacoms aufzusuchen.

Zwanzigstes Kapitel. — Ein Streifzug im Walde. — Der Leckerbissen eines Waldmahls. — Thorkil als Koch. — Eine Büffelheerde. — Die große Medizin. — Ein verwundeter Indianer. — Wichtige Angaben eines Sterbenden.

Einundzwanzigstes Kapitel. — Mount Wallaston. — Der brüllende Thom. — Die Hexe von Endor. — Ein alter Bekannter. — Nachrichten über Metacoms Gefangene. — Unglückliche Lage der beiden Obersten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel. — Die Gefangenen. — Vertrau' auf Gott, er hilft in Noth. — Der lustige Berg macht einen Luftsprung. — Vater Blackstone's Einsiedelei. — Seine Gesellschafter. — Unsicherheit der Forste.

Dreiundzwanzigstes Kapitel. — Das Fort Tabor. — Der Häuptling mit den zwei Skalpen. — Ein indianisches Lager. — Ah-ton-wi-tuck, der Truthahn, überreicht die Friedenspfeife im Fort. — Zurüstungen der Nipmucken zum Ballspiel. — Tripp trapp! Wie schreiten sie stattlich und frei, heisa, zum lustigen Spiele herbei!

Vierundzwanzigstes Kapitel. — Das Ballspiel. — Feuer im Fort. — Der sorglose Major verliert seine Skalpe. — Annawons listiger Anschlag. — Wieder ein Gemetzel zwischen den Eingebornen und den Ansiedlern. — Die Wilden bleiben Sieger.

Fünfundzwanzigstes Kapitel. — König Philipps Krieg. — Die Kolonisten erstürmen das Lager der Naraganfetter. — Wachsendes Kriegsglück der Eingebornen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel. — Die Swamps. — Ein alter Bekannter als Gesandter Sr. rothen Majestät König Philipp. — Ein Zusammentreffen in der Wildniß. — Standish und Groot Willem erzählen sich ihre Erlebnisse in den letzten Monaten und theilen einander Neuigkeiten mit. — Canonchets Tod und Bestattung. — Ischähkohnih und Hahnih.

Siebenundzwanzigstes Kapitel. — Willems Zusammenkunft mit Ischähkohnih. — Beim Badeplatz. — Unterredung mit Hih-lah-dih. — Thorkil in Todesgefahr. — Ein Engel des guten Gottes. — Hih-lah-dih übernimmt eine Botschaft zur Rettung des Goldhaars.

Achtundzwanzigstes Kapitel. — Indianische Religion und Sagen. — Die Medizinhütte. — Eine religiöse Feierlichkeit. — Der erste Mensch und Ochkih-Häddäh. — Standhaftigkeit der Indianer.

Neunundzwanzigstes Kapitel. — König Philipps Lage. — Neue Erscheinung des Ochkih-Häddäh. — Der Manituh verlangt noch ein Opfer. — Thorkils Todesgang. — Eine That edler Aufopferung. — Ein Tellenschuß.

Dreißigstes Kapitel. — In der Felsschlucht. — Die Wampanogen hauen in den Kriegspfahl. — Erstürmung und Vertheidigung des Felsens. — Der grimme Annawon wird in die glücklichen Jagdgründe befördert.

Einunddreißigstes Kapitel. — Schwiegervater und Schwiegersohn. — Ein Waldbrand. — Schreckliche Lage der Gefangenen. — Trost im Gebete.

Zweiunddreißigstes Kapitel. — Hitze und Durst werden unerträglich. — Die Gloria spricht. — Besorgnisse Desdemona's und der Schiffsmannschaft. — Die Wampanogen setzen sich in Vertheidigungszustand. — Ein Angriff auf die Landzunge. — Das Lager brennt. — Ein Vernichtungskampf. — Metacoms Fall.

Dreiunddreißigstes Kapitel. — Ein Wiedersehen. — Unduldsamkeit eines Glaubenseiferers. — Fluch und Segen. — Abfahrt der Gloria.

Vierunddreißigstes Kapitel. — Bestattung der gefallenen Indianer und ihres Häuptlings. — Die letzten der Wampanogen ziehen von dannen. — Hih-lah-dih zeigt Thorkil den Schatz des Ahnherrn. — Die reine Quelle geht zu ihrem Volke.

Fünfunddreißigstes Kapitel. — Lovely's Brolykheid. — Noch einige Nachrichten über die Hauptpersonen unserer Geschichte. — Das Loos der amerikanischen Eingebornen. — Schluß.

Verzeichniß
der
in der Erzählung vorkommenden indianischen Wörter.

Bellohknähpick	Büffelstiertanz.
Calumet	Friedenspfeife.
Canoe	Nachen.
Ehkenahkanahpick	das letzte Rennen.
Haddoh-Manituh	die Zunge des guten Geistes.
Manituh	der gute Geist, Gott.
Mato	der graue Bär.
Numank-Machana	der erste Mensch.
Ochkih-Häddäh	der böse Geist.
Okippe	Fest der Blut- und Muthprobe.
Papus, Mehrz. Papuse . . .	Säugling, kleines Kind.
Pohkong	die Schneide.
Powow	Zauberer, Medizinmann, Priester.
Sachem	Häuptling.
Skalp; skalpiren; Skalpirmesser	Kopfhaut; die Kopfhaut wegnehmen; das Messer, womit diese Operation ausgeführt wird.
Sonk, Swamp	Sumpf.
Squaw	Frau.
Tomahawk	Streitaxt.
Wampum	eine aus kleinen Muscheln und Anderm verfertigte Schnur, die bald als Gürtelschnur, bald als Hals- oder Armband dient.
Wigwam	Hütte.
Whish-ton-wish	der Vogel der Nacht, die amerikanische Nachtigall.

Verbesserung: Auf Seite 1 Zeile 11 ist zu lesen: Island (statt Irland).

Erstes Kapitel.

Die ersten Kolonien in Nordamerika. — Die Puritaner. — Einschiffung auf der Maiblume. — Die erste Verfassungsurkunde der nordamerikanischen Freistaaten. — Landung und Ansiedelung der Pilgrime. — Neu-Plymouth. — Prüfungen. — Wachsende Einwanderung in Neu-England.

Eines der bedeutsamsten und folgenschwersten Ereignisse der Weltgeschichte ist die Auffindung Amerika's durch Christobal Colon gewesen, obgleich der Genannte nicht der erste Entdecker der „Neuen Welt" war. Denn schon im Jahr 1001 hatten von Irland und Grönland aus normannische Seefahrer das Festland von Nordamerika gefunden und betreten. Auch waren ein Jahr, bevor dem Colon sein großes Unternehmen gelang, zwei englische Schiffer, John und Sebastian Cabot, welche im Dienste König Heinrichs VII. eine nordwestliche Durchfahrt nach Asien aufsuchten, an der eisigen Küste gelandet, welcher sie den Namen Neu-Fundland gaben.

Die Entdeckung einer neuen Welt hatte die Unternehmungslust der Spanier und Portugiesen geweckt und zu kühnen Meerfahrten gereizt, welche meistentheils von glänzenden Erfolgen begleitet waren, und so streifte schon 1501 der Portugiese Cortereal an den nordamerikanischen Küsten hin und führte ihre unglücklichen Bewohner, die Indianer, welche bisher die unbestrittenen Besitzer des Bodens waren, auf welchem der Große Geist sie erschaffen, als Sklaven mit fort. Später entdeckten die Spanier Florida, das sie eroberten und entvölkerten, und drangen bis Georgien, Arkansas und Missouri vor.

Wenige Jahre nach der Entdeckung Neu-Fundlands hatten dort Schiffer aus der Normandie und Bretagne Fischerkolonien errichtet und einen Handel mit Pelzen und Fischen getrieben, da sie in regelmäßiger Verbindung mit den Handelsleuten der nordwestlichen Küsten Frankreichs standen. Allein noch im 16. Jahrhundert mißlangen alle Versuche zu einer wirklichen Kolonisation, deren Glieder sich

mit der Anpflanzung des fruchtbaren Bodens beschäftigt hätten, welcher sich besonders im schönsten Theil der heutigen Vereinigten Staaten fand, in dem für die Königin Elisabeth von England in Besitz genommenen Virginien, wie sie selbst ihrem jungfräulichen Stande zu Ehren das Land nannte. Erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts gelang allmälig der Plan einer großartigen und dauernden Ansiedelung, zu welchem nicht wenig der Umstand beitragen mochte, daß die weite Seereise von England aus um die kanarischen Inseln herum und bei Westindien vorbei durch einen direkten Weg nach Amerika, welchen der wackere Seemann Bartholomäus Gosnold zum ersten Male wagte, beträchtlich abgekürzt wurde.

Während der Regierung Elisabeths dauerten die kirchlichen Streitigkeiten, die sich schon zur Zeit Edwards kund gegeben, in höherem Grade fort. Die unterdrückten Protestanten hatten sich in zwei Glaubensparteien, in Conformisten und Non-Conformisten oder Puritaner getheilt, und diese letzteren zerfielen später wieder in zwei Parteien, in die alten Puritaner und in die Separatisten, welche nicht einmal die reformirten Kirchen des Festlandes als wahre Kirchen anerkannten und deren Gemeinde sich die „Heiligen des Herrn" nannte. Sie wurden jedoch Gegenstand der grausamsten Verfolgungen. Wer in ihren Versammlungen betroffen ward, wurde festgenommen, die Schergen des geistlichen Gerichts drangen nächtlicherweile in die Häuser der Angeklagten, rissen Männer und Weiber aus ihren Betten und überlieferten sie den Gefängnissen, in welchen sie an Ketten, unter Dieben und Mördern, viele Jahre schmachten mußten, oder es ward Vermögenseinziehung, ewige Verbannung, ja sogar der Tod über sie verhängt. Lange Jahre duldeten die Puritaner dieses Märtyrerthum; denn auch unter der Regierung von Elisabeths Nachfolger Jakob, auf welchen sie ihre Augen hoffnungsvoll gerichtet hatten, dauerten die grausamen Verfolgungen fort; und als auch da mehr und mehr ihre geachtetsten Glieder aus dem Schooße ihrer Familien in's Gefängniß geworfen wurden und der Druck und die Verfolgung bis zum Unerträglichen stiegen, beschlossen sie, unter Anführung ihrer geistlichen Hirten nach Holland auszuwandern.

Zehn Jahre lebte die Gemeinde friedlich in Leyden, allein die Furcht, ihre Kirche, um derentwillen sie so viel gelitten hatten, möchte sich mit der reformirten verschmelzen und ihre Jugend den zahl-

reichen Versuchungen erliegen, welche sie bei dem, ihrer Ansicht nach, im Schlamm der Sünde versunkenen Volke fanden, reifte den Gedanken einer neuen Auswanderung in ihnen. Nachdem derselbe in Gemeindeversammlungen unter Fasten und Beten besprochen und berathen worden war, entschieden sie sich zur Auswanderung nach Virginien, wo seit zehn Jahren einige wenig umfangreiche Kolonien bestanden.

Im Juli 1620 brach die kleine Gemeinde von Leyden auf und in Southampton angekommen, gingen sie auf der Maiblume unter Segel, hundert und zwanzig an der Zahl. Das Ziel der Pilger war die Mündung des Hudson, allein der Schiffsmeister war von den Holländern, welche seit sieben Jahren an den Ufern dieses Flusses Hütten gebaut, bestochen worden, die Niederlassung der Engländer am Hudson zu verhindern und diese an einen andern Ort zu bringen. Er beobachtete daher, trotz des südlichen Zieles, einen nördlichen Kurs. Das Fahrzeug hatte mit ungünstigen Winden und Stürmen zu kämpfen, so daß sie erst nach zwei Monaten und drei Tagen Land sahen. Es war November, als sie endlich nach vielen Mühsalen in den Hafen des von Kapitän Gosnold entdeckten Cap Cod einliefen. Als sie Anker geworfen und das Schiff still lag, sanken Alle auf die Knie, um brünstige Dankgebete gen Himmel zu senden. Dann traten die an Geist und Charakter überlegenen Männer, die Häupter der Gemeinde zusammen, und setzten eine Verfassungsurkunde auf, deren Grundgedanke „gleiche Rechte und Gesetze für das allgemeine Beste" war und die von sämmtlichen Männern, einundvierzig an der Zahl, unterzeichnet wurde. Und so ward die Kajüte der Maiblume der Geburtsort der ersten demokratischen Verfassungsurkunde der künftigen nordamerikanischen Freistaaten.

Ein Theil der Mannschaft begab sich nun wohlbewaffnet an's Land, um Holz zu holen und die Ufer zu untersuchen, die sie aber wüst und menschenleer fanden. Wochen vergingen mit mühseligen und gefahrvollen Untersuchungen des Landes, mit Streifereien durch die Waldungen und über die schneebedeckten Hügel, in der Hoffnung, einen geeigneten Ort zur Ansiedelung zu finden. Nach vergeblichen Bemühungen entschloß man sich, weiter am Ufer hin zu fahren. Bereits waren sie fünfzehn englische Meilen fortgesegelt, als sich

ein starker Wind erhob, der das Steuerruder brach und, zum wüthenden Sturme übergehend, den Mast zersplitterte, die Segel über Bord warf und das Schiff rettungslos den Wellen preisgab. Unter heftigem Regen wurden sie endlich in dunkler Nacht an eine Stelle getrieben, wo eine Landung möglich schien, und bei anbrechendem Morgen erkannten sie, daß sie sich auf einer kleinen Insel befanden, der gegenüber das feste Land lag. Ihre Sehnsucht, dasselbe zu erreichen und dort einen der Ansiedelung günstigen Ort zu finden, war unbeschreiblich, allein der Tag war ein Sabbath und sie hätten ihren Gott zu beleidigen gefürchtet, wenn sie den wieder heitern Himmel zu irdischen Zwecken benutzt hätten. Sie bezähmten daher ihre so natürliche Ungeduld und erlaubten sich sogar keine Gespräche über ihre Hoffnungen, Muthmaßungen und Pläne, sondern widmeten den ganzen Tag dem Gebet und Lesen in der heiligen Schrift.

Früh am andern Tage, am 11. Dezember, untersuchten sie den Hafen, den sie schiffbar fanden, und die Ufer, auf denen sie mit Freude Maisfelder und fließende Bäche mit trefflichem Wasser entdeckten. Der Ort schien ihnen so ganz zur Ansiedelung geeignet, daß sie ohne Säumen auf das Schiff zurückkehrten, wo ihre Nachricht große Freude erregte. Dieser Tag, der 22. Dezember neuen Styls, wird noch heute als der Landungstag der Pilgrime in den ganzen Vereinigten Staaten durch Lieder, Reden, Festessen, Umzüge und dergl. verherrlicht.

Man ward nun einig, die Ansiedelung auf erhöhtem und bebaut gewesenem Boden anzulegen und auf einem größeren Hügel, von wo die Bai sich überblicken läßt, ein Fort zu erbauen. Jeder sollte sich ein eigenes Haus auf einer durch das Loos erhaltenen Stätte bauen, nachdem man vorerst ein gemeinsames Vorraths- und Versammlungshaus errichtet hätte. Nun ging es an ein Arbeiten und Holzfällen zu der zu errichtenden Stadt, welche sie zum Andenken des letzten Ortes, den sie in England verließen, und aus Dankbarkeit für die von seinen Einwohnern ihnen erwiesene Freundlichkeit Neu-Plymouth nannten.

Aber die ersten Monate brachten den Pilgrimen noch unsäglich schwere Prüfungen. Das Arbeiten und Bauen konnte nur langsam von statten gehen, weil die Meisten am Scorbut krank und

die Gesunden durch Anstrengungen geschwächt waren, und so konnten erst zu Ende des Januars Alle am Ufer wenigstens Platz zum Schlafen finden. Den Mühseligkeiten und Entbehrungen aller Art erlagen so Viele, daß von den hundert Ankömmlingen (und auch die Seereise hatte schon manchen der Auswanderer dahingerafft) Ende März noch fünfundfünfzig übrig waren.

Endlich schien sich die Härte des Geschickes an der jungen Ansiedelung erschöpft zu haben, denn die Genesenen erstarkten gleichsam zu neuem Leben, und fast Alle, welche den Heimsuchungen des ersten Jahres nicht erlegen waren, erreichten ein hohes Alter. Zwar traten noch hie und da schwere Zeiten und besonders im nächsten Jahre ein an Hungersnoth grenzender Mangel an Lebensmitteln ein, allein die frommen und gottvertrauenden Ansiedler gingen der Zukunft mit getrostem Muthe entgegen, denn ihr heißestes Verlangen, die freie und ungehinderte Ausübung ihrer Religionsgebräuche, war ja erfüllt.

Die Ansiedelung begann nun zu blühen. Binnen vier Jahren war die Bevölkerung wieder auf hundert und achtzig Menschen, die Zahl der Wohnhäuser auf zweiunddreißig gestiegen, jedes mit einem Garten zum Gemüsebau versehen. Dieser ersten Ansiedelung folgten bald mehrere, denn auch der Nachfolger des inzwischen verstorbenen Königs Jakob brachte den Puritanern keine bessern Zeiten, und so suchten neue Gemeinden in den von der Krone Englands in Besitz genommenen nordamerikanischen Landstrichen ein Asyl, das ihnen Schutz vor den fortdauernden Bedrückungen gewähren sollte. Ueberhaupt war die Einwanderung aus dem Mutterlande im Wachsen begriffen, nachdem die schlimmen Eindrücke, den die anfänglich schweren Prüfungen der Auswanderer gemacht, durch bessere Nachrichten verdrängt worden waren. Es stellte sich zwischen den Eingebornen und den verschiedenen Kolonien ein Handels- und Freundschaftsverkehr her und die Ansiedelungen gingen mehr und mehr einer staatlichen Gestaltung entgegen.

Zweites Kapitel.

Ein Frühlingsmorgen in der Wildniß. — Der Indianer. — Die Flüchtlinge. — Die Verfolger.

Wir überschreiten einen Zeitraum von ungefähr vierzig Jahren. In der Geschichte der Völker ist ein halbes Jahrhundert ein bloßer Augenblick.

Der Frühling des Jahres 1675 trat ungewöhnlich spät ein, denn die schneidend kalten Nordostwinde, welche ohnedieß in den nördlich gelegenen Küstenstaaten der nordamerikanischen Union den Anbruch des Frühlings zu verzögern pflegen, hatten so lange geweht, daß noch im Mai die dichten Forste, an denen Neu-England damals noch überreich war, mit Schnee und Eis angefüllt waren. Erst die zweite Hälfte dieses Monats hatte mildere Lüfte und einen wolkenlosen Himmel gebracht. Von den warmen Strahlen der Maisonne getroffen, erwachte die Vegetation mit der diesem Lande eigenthümlichen Raschheit, die Blüthen folgten dem jungen Grün, das sein Netz über endlose Länderstrecken hinbreitete, auf dem Fuße, und in den lauwarmen Nächten begrüßte die Whippoor-will, die nordamerikanische Nachtigall, den wiedergekehrten Lenz.

Voll und klar beleuchtete die Morgensonne des ersten Junisonntags den Long-Island-Sund und die von einer sanften Brise gekräuselte Wasserfläche von Blak-Island an bis hinab zur Mündung des Hudson, an der sich jetzt eine der größten Städte der Welt, Neu-York, ausdehnt. Als ob noch nie ein Kiel diese Fluthen durchschnitten hätte, so einsam und in so feierlicher Ruhe lag diese prächtige Wasserstraße ihrer ganzen Länge und Breite nach da. Ueberall die erhabene Stille der Wildniß, an dem von zahlreichen Buchten und Flußmündungen durchschnittenen Gestade von Connecticut wie in den Wäldern, deren Baumwipfel sich in den mit purpurnen und goldenen Lichtern übersäeten Gewässern spiegelten. Ein heiliges Schweigen, gleichsam eine Sabbathruhe, lag über der scheinbaren Einöde, die noch vor einer kurzen Reihe von Jahren bloß von dem flüchtigen Fuß des schweifenden Indianers betreten worden war. Und doch lagen in den tief einschneidenden Buchten,

in den Wäldern und am Connecticut und seinen Nebenflüssen bereits eine ziemliche Anzahl von Ansiedelungen; allein heute enthielten sich sämmtliche Bewohner derselben strengstens aller Verrichtungen des gewöhnlichen Lebens, um in ihren schmucklosen Versammlungshäusern den Sabbath zu feiern, den die ganze Natur aus Ehrfurcht vor ihren Satzungen mitzufeiern schien.

Meine jungen Leser errathen wohl, daß wir hier einer Kolonie von Puritanern begegnen, die das Bedürfniß nach freier Ausübung ihrer Religionsgebräuche über das Weltmeer und in die Schatten der Urwälder getrieben hatte.

Wir versetzen uns auf eine schmale, östlich von der breiten Mündung des Pawcatuck weit in die See vorspringende Landzunge, die noch ganz das Ansehen jungfräulichen Bodens hatte, d. h. eines Bodens, an den sich die ausbeutende Menschenhand noch nicht gelegt und der noch urkräftig das üppigste Wachsthum förderte. Frischbelaubtes Gestrüppe breitete theils seine reichen Ranken über die Wasserfläche, theils bildete es eine scheinbar undurchdringliche Mauer um die Wurzeln der gewaltigen Stämme, die weiter landeinwärts sich erhoben und ihre Kronen dergestalt in einander schlangen, daß sich eine düstere Wölbung bildete, in die nur selten ein Sonnenstrahl zu dringen vermochte.

Auch über diesem Orte lag tiefe Stille, doch sollte sie bald, wenn auch nur leise, leise, unterbrochen werden. Ein kleiner Vogel, der pickend und schnabelwetzend auf einem Zweig des Strandgebüsches saß, flog plötzlich erschreckt empor und davon, denn es hatte sich im Gestrüppe geregt, als ob ein kleines Raubthier dem Ufer zuschliche. Das Geräusch verstummte zwar für einen Augenblick, doch gleich nachher wurden die Zweige eines am Strande stehenden Sumachbusches von unsichtbaren Händen auseinandergebogen und in der dadurch entstehenden Oeffnung erschien der glattgeschorene, braune Kopf eines Indianers, der mit seinen schwarzen funkelnden Augen die vor ihm liegende Wasserfläche blitzschnell nach allen Richtungen hin recognoscirte. Nachdem er sich überzeugt, daß kein Boot auf dem Meere ersichtlich sei, theilte er das Gestrüppe so weit auseinander, daß sein nackter Oberleib zur Hälfte sichtbar ward, und nahm dann, auf dem Bauche liegend und das Gesicht nur wenige Zolle über das Wasser erhoben, die Stellung eines

Spähers ein, die er mit der diesem Volke eigenen, unbeschreiblichen Geduld wohl eine Stunde lang beibehielt und welche der Stellung einer auf Beute lauernden Schlange nicht unähnlich war.

Und wirklich schien er endlich das Nahen einer Beute oder einer Gefahr zu hören oder zu wittern, denn er reckte seinen Hals vorwärts, seine Nasenflügel erweiterten sich, seine Ohren spitzten sich lauschend und seine glühenden Augen streiften erwartungsvoll am rechten Ufersaum hin.

Es zeigte sich bald, daß die scharfen Sinne des rothen Mannes richtige Witterung gehabt hatten, denn jetzt kam bei einem Vorsprunge der zackigen Küste eine kleine Barke zum Vorschein, die, wenige Klafter vom Ufer entfernt, mit geschwellten Segeln der Landzunge zufuhr, an deren äußerstem Ende der Indianer im Versteck lag, der indeß nichts Feindseliges gegen die Bemannung des Kahnes im Schilde zu führen schien.

Die Rothhaut, wie die Ansiedler die Indianer nannten, hatte beim Nahen der Barke Kopf und Schultern in den Busch zurückgezogen und musterte jetzt die Leute in dem Fahrzeuge. In seinen Augen flammte etwas wie Freude auf, als er sich überzeugen konnte, daß es drei der weißen Race angehörende Personen waren: ein Greis, ein Mann in reiferen Jahren, welcher am Steuer saß, und ein junges Mädchen. Er verrieth jedoch seine Empfindung durch keinen Laut und kroch mit der äußersten Vorsicht rückwärts durch das Gesträuch. Als er von der Barke aus nicht mehr beobachtet werden konnte, richtete er sich behutsam auf und eilte mit der Schnelligkeit des gejagten Hirsches forsteinwärts.

Nicht das leiseste Krachen der Zweige hatte den drei im Kahne befindlichen Personen die Anwesenheit und das Verschwinden des Indianers verrathen und so fuhren sie arglos an der Landzunge vorüber. Aber noch waren sie nicht viel über eine Seemeile weiter östlich gesegelt, so mußten sie zu ihrem Schrecken erfahren, daß ihre Hoffnung, in der Morgenstille des Sabbaths unbeachtet an der Küste hinfahren zu können, sie getäuscht hatte. Sie waren nämlich Flüchtlinge und flohen schon manchen Tag über Meeresbuchten und Ströme, durch Sümpfe, pfadlose Wälder und das mannshohe Gras der Prairien vor unerbittlichen Verfolgern her, die sie von der weit unten am Long-Island-Sund liegenden Kolonie Newhaven bis nach

Branford, von da nach Haddam am Connecticut, von da nach Norwich am Shetucket und jetzt von Southorton an der Mündung des Pawcatuck die Südküste des Naraganſetterlandes entlang gehetzt hatten. Am vorhergehenden Abend endlich hatten die Verfolger die Spur der Flüchtlinge verloren, denn ſie hatten dieſe in ihrem Eifer überholt und würden ſie wohl nimmer gefunden haben, wenn die Spürkraft des Eingebornen, den wir ſoeben auf der Landzunge bemerkten, ihnen nicht dazu verholfen hätte.

Die Flüchtlinge hatten die Nacht in einer verborgenen Bucht auf der linken Seite der Pawcatuckmündung zugebracht und waren beim erſten Tagesgrauen aus dem ſchilfbewachſenen Verſteck wieder in See geſteuert, an deren Küſte ſie nun mit günſtigem Winde und einigem Gefühl von Sicherheit hinfuhren. Aber, wie wir ſchon bemerkt, ſollten ſie leider nur zu bald erfahren, daß die Jagd auf ſie keineswegs aufgegeben ſei.

Wieder hatte die Barke eine der zahlreichen kleinen Landzungen dieſer Geſtade umfahren, als plötzlich aus der Mündung eines Küſtenfluſſes ein Boot hervorſchoß und, ſobald es die offene See erreichte, ſeinen Bug dem Stern des voranſegelnden Fahrzeugs zukehrte.

Die Bemannung dieſes Bootes beſtand aus ſieben Perſonen, von welchen vier matroſenartig ausſehende Männer die Ruder handhabten. Der Fünfte, ein noch ganz junger Mann, hielt das Steuer, und ein Sechster, deſſen grauer Bart auf einen ältern Mann ſchließen ließ, ſtand im Vordertheil der Barke neben dem uns ſchon bekannten Indianer. Der Graubart und der Steuermann waren nach Art der wohlhabenden Bürgersleute jener Zeit in feines Brabantertuch gekleidet und trugen über dem langſchößigen Wamms einen kurzen Mantel. Dieſem Anzuge nach zu ſchließen gehörten die beiden Männer keineswegs den puritaniſchen Koloniſten von Neu-England an, die ſich ſchon durch ihre düſtere, ſtrenge Tracht vor den übrigen Anſiedlern auszeichneten. Jeder von ihnen trug ein Paar lange, ungeſchlachte Piſtolen im Gürtel und einen Stoßdegen an der Seite, und vier oder fünf jener ſchwerfälligen Feuergewehre, die man im 17. Jahrhunderte verfertigte und welche ein Soldat unſerer Zeit nur mit Mühe zu handhaben vermöchte, lagen am Fuß der Maſtſtange zum augenblicklichen Gebrauche bereit. Die Matroſen

hatten ihr kurzes, breites Entermesser im Gürtel stecken und Alles deutete darauf hin, daß die Mannschaft dieses Bootes auf einem nicht gefahrlosen Unternehmen begriffen und jedenfalls entschlossen sei, bei Gelegenheit den geeigneten Gebrauch von diesen verschiedenen Waffen zu machen.

Sobald das Fahrzeug durch kräftige Ruderschläge aus den Weiden und Binsen der Flußmündung herausgetrieben war, streckte der Indianer den Arm aus und deutete auf den bloß eine halbe Seemeile von ihnen entfernten Nachen der Flüchtlinge, indem er seine Geberde mit einem ausdrucksvollen Hugh! begleitete.

„Kannst wohl hughen, Rothhaut, hast ein Recht dazu," sagte jetzt der neben dem Sohn der Wildniß stehende Alte. „Hast uns richtig die Fährte der blutigen Schurken wieder aufgeschnüffelt, die wir total verloren hatten. Siehst Du nun, Thom Kirk," wandte er sich an den am Steuerruder befindlichen jungen Mann, „siehst Du, zu was so ein rothhäutiges Ungeziefer gut ist?"

„Pah, Master Kellond," entgegnete der Angeredete, „dieses Aufspüren war gerade keine Hexerei. Rieth ich nicht gestern Abend schon, immer die See zu halten? Ich wußte wohl, daß wir unsere Leute hier wieder zu Gesicht bekommen würden. Schön, daß wir sie jetzt auf dieser offenen Straße haben! Ist eine andere Jagd, als die durch Wald und Sumpf, wie wir's die letzten Tage her treiben mußten. Sag' Euch, Master, das Kriechen durch Dick und Dünn hatt' ich bald satt .... schaut nur meine und Eure eigenen Kleider an .... ein rarer Anblick das! Soll mich der Kukuk holen, wenn ich um König Karls willen mich so abgejagt habe. Ich that es als Euer ehemaliger Lehrbursch in Altlondon bloß Euch zu Gefallen...."

„Und um der blanken Dinger willen, die uns versprochen sind, Thom."

„Nun ja, will's nicht gerade läugnen. So ein Stück Geld ist ein Ding, mit dem sich was anfangen läßt. Wenn wir's nur schon hätten!"

„Das wird sich geben, Thom; denn gelingt uns unser Fang, so kehren wir Alle nach England zurück, ich erhalte, was mir versprochen ist, und Du wirst dadurch in den Stand gesetzt, Deinen eigenen Herd zu gründen. Ich erleb's noch, Thom, daß ich Dich

mit einem reichen, in Sammet und Seide gekleideten Weibchen durch die City von London stolzieren sehe."

„Hm, Master," entgegnete Thom Kirk, sich hinter dem Ohr kratzend, „Nichts könnte mir lieber sein, als die Heimkehr nach Altengland, denn hier, in diesem Land der Heiligen, wo man vor Langeweile stirbt, halt' es ein Anderer aus. Ich hab's überdick. Wären uns die Psalmenorgler nicht in die Quere gekommen, wir hätten unser Geschäft schon vor acht Tagen dort in Newhaven drunten abgethan und wären nun mit unserm Fang bereits auf dem Heimweg."

„Wohl wahr, denn gewiß haben diese Augenverdreher ihren saubern Gesinnungsgenossen zur Flucht verholfen, während sie mich, der ich ihnen doch des Königs Befehl und Siegel vorwies, mit nichtigen Einwänden hinhielten. Was antwortete mir nur der Gouverneur Leete, als ich ihn endlich fragte, ob die Kolonie den Befehl des Königs respektiren wolle? Sie ehrten freilich Se. Majestät, aber sie hätten zarte Gewissen, sagte der unverschämte Rundkopf. Das hieß mit andern Worten, sie würden thun, was ihnen beliebte. Ja, als ich weiter fragte, ob sie Se. Majestät den König anerkennten? wagte der verdammte Rebell zu entgegnen, sie möchten vor allen Dingen wissen, ob Se. Majestät sie anerkenne."

„Sollte man nicht meinen, den alten Noll zu hören, dessen Ansichten hier zu spuken scheinen?"

„Ist auch so, denn diese wunderlichen Heiligen reden und thun, als wäre der alte Kerl, dem das Maul gottlob schon lange mit einer tüchtigen Portion Erde gestopft ist, noch immer Landprotektor von England. Herrgott, was gibt's in diesem Neu-England aufzuräumen, bis all der puritanisch-republikanische Unrath fort ist! Aber laß mich nur erst wieder drüben sein, Thom, und Du wirst sehen, welche Zuchtruthe für diese Heiligen, die sich Pilger der Wildniß nennen, gebunden wird, wenn ich berichte, was ich Alles bei diesen Sektirern und Hochverräthern gesehen und gehört habe. .... Doch sieh nur!" unterbrach sich Mr. Kellond, „das Boot der Flüchtigen scheint rascher vorwärts zu kommen, als das unsrige. Frisch drauf, ihr Bursche!" rief er den Matrosen zu, „greift aus mit den Rudern, Ihr wißt ja, daß ich Eure Hände mit Silber fülle, wenn Ihr das Boot dort einholen könnt."

Mit diesen Worten begab er sich nach dem Vordertheil des Fahrzeugs und maß mit Ungestüm den Zwischenraum, der ihn von dem mit Windeseile über die Wogen fliegenden Boote der Flüchtigen trennte.

„Alle Wetter!“ polterte er mit steigender Ungeduld, „sie gewinnen immer mehr Vorsprung. Was hältst Du davon, Rothhaut?“

Ohne den Kopf zu wenden oder sich nur im Geringsten weiter für die Sache zu interessiren, entgegnete der auf dem Boden der Barke hockende Indianer in gebrochenem Englisch:

„Wamatuk Nichts verstehen von weißen Mannes Canoe.“

„Verdammt! Als wir aus dem Fluß hervorkamen, waren uns die Schurken nur wenige Klafter voraus, aber trotzdem, daß wir vier und sie bloß zwei Ruder haben und der nämliche Wind unsere Segel schwellt, wird die Entfernung zwischen uns immer größer.“

„Mit Eurer Erlaubniß, Master,“ nahm jetzt kopfschüttelnd einer der Matrosen das Wort, „mit rechten Dingen geht's da nicht zu und es muß wohl wahr sein, daß die Anhänger des alten Noll von ihm das Geheimniß ererbt haben, sich den Bösen dienstbar zu machen. Der Bootsmann auf der alten guten Brigg hat das immer behauptet und ....“

„Ach was, Unsinn!“ unterbrach ihn Kellond verdrießlich.

„Na, na,“ begann jetzt ein anderer Matrose, „'s ist so schottischer Aberglaube; aber das, Master, weiß jeder ehrliche Seemann, daß der Teufel zur See noch ärger wüthet, als auf dem festen Lande. Und hier ist er sicher im Spiel!“

„Warum nicht gar, Bill!“ versetzte Kellond immer unwirscher. „Meinethalben aber glaube, was Du willst, wenn Du nur dafür sorgst, daß diese alte Schachtel von Boot schneller vorwärts kommt.“

Bill schien der erhaltenen Weisung Folge geben zu wollen, denn er verließ sein Ruder, um nach Wind und Wetter auszuschauen. Im nämlichen Augenblick aber schlug das Segel träge an den Mast und legte sich schlaff an ihn hin.

„Verdammt!“ schrie Kellond. „Das fehlte noch, daß uns der Wind ausgeht!“

„Das kommt uns ja gerade zu statten, Master,“ sagte Bill, indem er sein Ruder wieder zur Hand nahm. „Geht der Wind

uns aus, so wird er denen dort vornen auch ausgehen, denk' ich; da wir aber mehr Ruder als sie in Bewegung setzen können, besonders wenn die faule Rothhaut da und, Nichts für ungut, Master, auch Ihr eines ergreifen wolltet, so müßt' es doch verteufelt kurios zugehen, wenn Ihr nicht bald die so sehr gewünschte nähere Bekanntschaft mit diesen Herren machen solltet."

Bills Ansicht erschien so einleuchtend, daß das Boot schon in der nächsten Minute von sechs Rudern vorwärts gestoßen wurde und nun eiligst dem Fahrwasser der Flüchtlinge folgte.

Das Segel des voranschiffenden Bootes war noch einige Minuten länger von der Brise geschwellt worden und so blieb der Zwischenraum zwischen den beiden Booten noch eine Weile unvermindert; allein Bills Ansicht, daß die Windstille für sie ein glücklicher Zufall sei, machte sich bald geltend, denn jetzt rückte die verfolgende Barke der verfolgten allmälig näher.

„Hurrah, sie können uns nicht mehr entgehen!" rief Kellond mit wildem Jubel, „drauf los mit Euern Rudern, ihr Bursche, es gilt den Dienst Sr. Majestät und eine Handvoll Piaster."

Ohne das Steuer aus der Hand zu lassen, war Thom Kirk aufgestanden, um nach der gejagten Barke auszuschauen. Plötzlich rief er:

„Sie haben uns bemerkt und steuern dem Lande zu, um sich wahrscheinlich wieder in den verdammten Wäldern zu verbergen. Aber ich will gehängt werden, wenn sie nicht die Bekanntschaft meiner Büchse machen sollen, bevor sie wieder in das höllische Baumlabyrinth entwischen können."

„Das wirst Du bleiben lassen, Thom," versetzte Kellond gebieterisch. „Lebendig will ich sie haben, das weißt Du. Es ist was ganz Anderes, sie Sr. Majestät lebendig zu bringen, als nur sagen zu können, wir hätten die beiden Schufte an einer namenlosen Küste von Neu-England niedergemacht. Und wenn sie sich auch wieder in die Wälder schlagen, so wird die Rothhaut da sie schon wieder aufspüren, und zudem können wir sie dort besser und jedenfalls gefahrloser beschleichen, als auf offener See."

„Beschleichen, Master," entgegnete Thom unwillig, „warum nicht gar? Das thu' ich nicht; ist auch nicht nöthig. Wir sind unser sechs gegen zwei und könnten es ohnedieß auch zu zwei mit einem

Greis und einem nicht mehr jungen Mann aufnehmen. Also offener Kampf, Mann gegen Mann; aber beschleichen .... nimmermehr!"

„Wenn wir sie aber lebendig fangen müssen? Nimm doch Vernunft an, Junge. Und zudem kennst Du die beiden Obersten verdammt schlecht, wenn Du so leichtes Spiel mit ihnen zu haben scheinst. Das sind Leute, die im Kampfe immer die ersten und die vordersten waren und hättest Du gesehen, wie der Eine von ihnen an der Spitze seines Regiments bei Dumbar die wilden Hochländer vor sich her trieb und wie der Andere bei Worcester sein Schwert führte, Du würdest Respekt bekommen haben. Was wahr ist, muß man sagen; sie haben ihre Titel redlich verdient."

„Wenn sie aber solche Helden wären, wie Ihr sagt, so wären sie wohl nicht so manchen Tag wie die Hasen vor uns her geflohen, statt sich uns kühn entgegenzustellen."

„Das wäre auch gewiß der Fall gewesen, wenn sie nicht ein Mädchen bei sich hätten, das die Tochter des jüngern Obersten ist."

„Mögt Recht haben; aber was werden wir denn mit dem Dämchen anfangen?"

„Hm," versetzte Kellond nachsinnend, „wir können sie ja einem Tabakspflanzer in Virginien verkaufen. Wenn sie so kräftig ist, wie es die Strapazen, die sie erdulden muß, schließen lassen, so wäre da noch ein artig Stück Geld zu verdienen."

Drittes Kapitel.

Die beiden Obersten und Lovely. — Gottvertrauen. — Zwei Trapper. — Der Wampum. — Das Versteck in der Blockhütte. — Unterhandlungen. — Ein Kampf. — Rückzug der Verfolger.

Im Gegensatz zu der ziemlich geräuschvollen und sogar etwas rohen Unterhaltung der Verfolger herrschte auf dem Boote der Flüchtlinge ein ernstes Schweigen, das jedoch keineswegs aus Angst oder Befürchtung entsprang, sondern dem Wesen und Charakter der kleinen Gesellschaft entsprechend war.

Die drei Flüchtlinge waren durch die innigsten Bande des Blutes mit einander verbunden, denn der jüngere der beiden Männer war, wie Kellond gesagt, der Vater des kaum achtzehnjährigen Mädchens, der ältere sein Großvater von mütterlicher Seite. Dieser war ein Greis von sehr ehrwürdigem Aussehen, mit silberweißem Haar und Barte, welch letzterer bis auf die Brust niederreichte. Sein edelgeformtes Antlitz mit der hohen, gedankenvollen Stirne verrieth eine starke Seele und einen unbeugsamen Geist, dessen jugendfrisches Feuer noch oft in seinen großen, glänzenden grauen Augen aufleuchtete. Aus der straffen Haltung des Greises, der, um sein Ruder ungehemmter handhaben zu können, Hut und Mantel abgelegt hatte, aus der Kraft, womit er dasselbe führte, ließ sich entnehmen, daß sein Körper in Krieg und Strapazen abgehärtet und noch jetzt im Stande sei, letztere zu ertragen.

Auch sein Schwiegersohn, dessen Haare an den Schläfen bereits zu ergrauen begannen, hatte etwas entschieden Kriegerisches. Er war von breitschultriger, gedrungener Natur. Jeder Zug seines Antlitzes, seine Adlernase, sein kleiner, festgeschlossener Mund verriethen Kühnheit und Entschlossenheit, während düstere Schwermuth und Schwärmerei die Stirn umwölkte, die sich nur durch das Lächeln seiner Tochter auf Augenblicke erheiterte.

Die Tracht der beiden Obersten, wie Kellond diese in der Geschichte ihres Vaterlandes berühmten Personen richtig bezeichnet hatte, war ganz nach puritanischem Schnitt und Brauch und somit von äußerster Einfachheit, denn Schmuck und Modekünste galten den Puritanern als einen Beweis grober Weltlichkeit oder gar Sündhaftigkeit.

Obwohl die beiden Männer das augenscheinliche Herannahen ihrer Verfolger mit der Ruhe und Gelassenheit einer ungewöhnlichen Charakterstärke sowohl als eines ergebungsvollen Glaubensmuthes wahrnahmen, so pochten doch ihre Herzen heimlich in banger Sorge, wenn sie auf das schöne, junge, hülflose Mädchen blickten, das einem entsetzlichen Schicksal entgegenzugehen schien.

Endlich brach der jüngere der beiden Männer das Schweigen, indem er murmelte:

„Die Philister sind hinter uns, wie bei der Flucht Israels gen Gilboa hinter Jonathan und Abinadab.“

Dann wandte er sich an seine Tochter, die mit sichtbarer Anstrengung in der Mitte des Nachens ein Ruder führte, und sagte liebreich:

„Lovely, Herzenskind, überlaß mir Dein Ruder, das ich kräftiger zu handhaben vermag, und setze Du Dich an's Steuer, in dessen Führung Du ja auch nicht unerfahren bist. Mit Gottes Hülfe vermögen wir dann vielleicht wieder einen Vorsprung zu gewinnen."

Gehorsam wechselte das Mädchen sofort seinen Platz mit dem Vater und regierte nun das Steuer mit fester Hand, obgleich es hie und da verstohlen einen angstvollen Blick auf seine Beschützer richtete. Lovely, so war der Name des Mädchens, war in strengen Grundsätzen erzogen und in der Kunst der Selbstbeherrschung so geübt worden, daß sie bei der offenbaren Gefahr, welche ihr und ihren Theuren drohte, standhaft ihre Angst unterdrückte, um die Besorgnisse der Männer nicht zu vermehren.

Aber einen dieser verstohlenen Blicke bemerkte der Vater doch und mit gramschwer gefurchter Stirne schaute er sich nach den immer näher rückenden Verfolgern um und prüfte die Bewegungen der immer deutlicher sichtbar werdenden Gestalten mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Vater," sagte er dann zu dem Greise, und ein Strahl kriegerischen Feuers schoß aus seinen Augen, „der Augenblick naht, wo wir in die Gewalt jener übelberathenen Leute fallen müssen. Doch das soll, so es der Herr gestattet, nicht geschehen, so lange meine Hand noch Waffen führen kann; denn ohne diese werden wir uns unserer Feinde nicht erwehren."

„Des Herrn Wille geschehe jetzt und in Ewigkeit," entgegnete der Greis. „Das Blut, welches in diesem Kampfe vergossen wird, möge über die kommen, welche nach dem Blute von zwei armen Wanderern dürsten, die kein Verbrechen begangen, sondern Heimat, Haus und Hof verließen und über's Weltmeer flohen, um hier in der Wildniß Gott dem Herrn in reinem Glauben zu dienen und seinen Tempel zu fördern."

„Wohlan denn, wenn der Allbarmherzige beschlossen, uns der Trübsal dieses zeitlichen Lebens zu entrücken und in die ewige

Herrlichkeit eingehen zu lassen, so wollen wir wenigstens sterben, wie es alten Kriegern geziemt."

„Gewiß, mein Sohn, nur . . . ."

Und mit einem besorgten Blick auf seine Enkelin gab der Greis dem Vater derselben zu verstehen, was er in ihrer Gegenwart nicht aussprechen mochte.

Aber Lovely hatte die Bedeutung dieses Blickes und den dadurch hervorgerufenen, doch halbunterdrückten Seufzer ihres Vaters wohl verstanden. Die kindliche Liebe lieh ihr Muth und Begeisterung und sie rief mit strahlendem Auge und hochgerötheter Wange:

„Großvater, Vater, wenn Gott will, daß Ihr sterbet, so sterbe ich mit Euch, um nicht von Euch getrennt zu werden!"

„Gesprochen, wie es der Tochter Deines Vaters geziemt, mein Kind," entgegnete der Greis mit stolzer Befriedigung, indem er einen zärtlichen Blick auf das Mädchen warf, während Lovely's Vater aufmerksam das waldige Ufer musterte, von welchem sie nur ein paar Büchsenschüsse entfernt waren. Und als ob er plötzlich eine günstige Wahrnehmung gemacht, äußerte er:

„Steure Backbord, Kind, wir wollen die vor uns liegende Landzunge umfahren und in die hinter derselben befindliche Bucht einlaufen. Besser, wir nehmen den Kampf am Ufer auf, wo Bäume und Felsen uns geeignete Deckungsmittel bieten, als in so nachtheiliger Stellung auf der See. Was meinst Du, Vater?"

„Ich bin ganz Deiner Ansicht," antwortete der Greis. „Aber vergessen wir nicht, daß wir willenlose Werkzeuge in der Hand dessen sind, der seinen schützenden Schild gehalten über den Sohn Isai, als die Lanzenträger Sauls ihm auf den Fersen waren, und daß er auch unsere Pfade ebnen kann. Erheben wir daher unsere Stimme zu ihm, der Alles wohl machet!" sagte er mit einem bedeutsamen Blick auf Lovely, die denselben wohl verstand.

Mittelst eines Druckes auf die Lenkstange des Steuerruders hatte sie der Barke bereits die anbefohlene Richtung gegeben und nun zog sie mit der Hand, welche sie frei hatte, eine Taschenbibel aus ihrem Gewande, legte sie auf die Knie und las mit inniger Andacht die durch Zufall aufgeschlagenen Worte des Psalmisten:

„Wer in dem geheimen Schutz des Höchsten wohnet, der wird sicher sein in dem Schatten des Allmächtigen.

„Darum sage ich zu dem Herrn: Mein Asyl und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe!

„Denn er wird mich erretten von des Verfolgers Schlinge.

„Er wird mit seinen Flügeln mich bedecken und unter seinen Fittigen wird meine Zuflucht sein; seine Wahrheit ist Schirm und Schild.

„Nicht werde ich zagen vor dem Schrecken der Nacht, noch vor den Pfeilen, die da bei Tage fliegen.

„Wenn schon Tausende fallen an meiner Seite und Zehntausende zu meiner Rechten, so wird es doch mich nicht treffen.

„Ja, mit meinen Augen werde ich es schauen und sehen, wie den Gottlosen vergolten wird.

„Denn du, o Herr, bist meine Zuversicht; meine Zuflucht, der Allerhöchste ist sie.

„Es wird kein Leid mir begegnen und keine Plage wird nahen meiner Hütte.

„Denn der Herr, mein Gott, hat seinen Engeln befohlen, daß sie mich behüten auf allen meinen Wegen.

„Auf den Händen werden sie mich tragen, damit ich meinen Fuß nicht an einen Stein stoße.

„Auf Löwen und Schlangen werde ich gehen und die jungen Löwen und Drachen zertreten.

„Denn so spricht der Herr: Weil du so sehr nach mir rufest, so will ich dich erhören; ich will dich schützen, denn du kennest meinen Namen.

„Du rufst mich an, ich höre dich; ich bin bei dir in der Noth, ich will dich retten und wieder zu Ehren bringen.

„Mit langem Leben will ich dich ersättigen und meine Rettung dich sehen lassen."

Die Puritaner des 17. Jahrhunderts verehrten die Bibel als die einzige Quelle ihres Thuns und Lassens und waren auf's Innigste überzeugt, daß sie von der Hand des Höchsten selbst, d. h. nach seiner unmittelbaren Eingebung geschrieben sei. Unsere Flüchtlinge fühlten sich daher durch das erhabene Gebet des Psalmisten wunderbar erhoben, beruhigt und gekräftigt. Es paßte wirklich so ganz auf ihre Lage und war ihnen so sehr aus der Seele gesprochen, daß sie es durchaus für eine glückliche Vorbedeutung und

ein Zeichen der göttlichen Gnade hielten, daß des Mädchens Augen gerade auf diese Stelle gelenkt wurden. Sie mußten auch in diesem Glauben bestärkt werden, als sich ihnen unmittelbar nach Beendigung des Gebetes eine Aussicht auf Rettung zeigte.

Denn sowie sie die Landzunge umrudert hatten und in die kleine dahinter liegende Bucht einfahren wollten, kam plötzlich ein von zwei weißen Männern geführtes indianisches Canoe auf sie zu.

Der Gedanke, Verbündete der Verfolger vor sich zu haben, preßte Lovely unwillkürlich einen leisen Schrei der Ueberraschung und Befürchtung aus, während es den beiden Männern in ihrem felsenfesten Gottvertrauen nicht in den Sinn kam, hier neue Feinde zu vermuthen.

Die Erscheinung des Einen dieser beiden Fremden war jedoch ganz geeignet, ein junges Mädchen zu erschrecken. Er war von fast riesenmäßigem Wuchse und stand, wie man sich damals ausdrückte, weit über sechs Fuß hoch in seinen Schuhen oder vielmehr Moccasins (indianischen Schuhen), an welche sich Kamaschen von Hirschhaut anschlossen, die bis über die Knie hinaufreichten. Ein Koller von Büffelhaut, ein Gurt von Otternpelz und eine Mütze von Wolfsfell vervollständigten den Anzug des mit Büchse und Jagdmesser bewaffneten Kolosses. Sein bronzefarbenes Gesicht zeigte grimmige Züge. Die Runzeln seiner Stirne liefen ob der Nasenwurzel in einen dicken, hufeisenförmigen Knäuel zusammen, auf der unförmlich dicken Nase bemerkte man die Spur einer tiefen Wunde, auch über die ganze linke Wange zog sich gleich einem bläulichrothen Bande eine schreckliche Narbe bis in den struppigen grauen Bart hinein und das rechte Ohr war hart an seiner Wurzel abgeschnitten. Aber trotz dieses keineswegs liebenswürdigen Aeußern vermochte der riesige Waldbewohner doch Zutrauen zu erwecken.

Sein Gefährte war ein schöner und kräftiger junger Mann. Sein hellblondes, krauses Haar, das sich unter der Mütze von Biberfell hervordrängte, und seine weiße Gesichtsfarbe verriethen seine nordische Abkunft. Aus seinen feurigen schwarzen Augen sprach Muth und Offenherzigkeit. Sein Anzug war, wenn auch reinlicher, doch in Stoff und Schnitt dem seines älteren Begleiters ähnlich, nur trug er statt des Jagdmessers ein indianisches Beil (Tomahawk) im Gürtel.

Beide Männer gehörten zu einer Menschenklasse, die noch jetzt in den Wäldern und Savannen Amerika's nicht ausgestorben ist, zu den kühnen Jägern, welche, ein freies Leben führend, damals noch alle ihre Lebensbedürfnisse mit der Büchse oder Biberfalle gewannen, in den unbegrenzten Prairien und den unermeßlichen Waldgründen den Büffel und das Elennthier jagten, den Bären in seiner Höhle aufsuchten, dem Honig der wilden Bienen nachspürten, bald mit den rothen Eingebornen im Kampfe, bald mit ihnen verbündet waren und nur in unregelmäßigen Zwischenräumen die Ansiedelungen besuchten, um ihren Vorrath von Fellen und Pelzen gegen Waffen, Munition und einige andere, den civilisirten Menschen unentbehrliche Artikel auszutauschen. Man nennt diese Jäger heutzutage Trappers. Es gab und gibt unter ihnen Menschen, welche an Zügellosigkeit, Rohheit und Grausamkeit die wilden Einwohner weit übertreffen und dieses Gewerbe aus Neigung zu schrankenloser Ungebundenheit ergreifen. Es gab und gibt aber auch Trappers, welche von einem unwiderstehlichen Hang zu einsamem Naturleben und von einer romantischen Lust an Gefahr und Wagniß in die Wildniß gelockt wurden und werden, und die unter rauher Außenseite oft eine Fülle von tiefem Gefühl und ritterlicher Hochherzigkeit in sich tragen.

Als die beiden Trapper das in die Bucht einfahrende Boot bemerkten, hielten sie ihre leichte Rindenbarke an und sahen dem Herankommen der Flüchtlinge schweigend, wenn auch mit einiger Neugierde entgegen.

Dem Befehle ihres Vaters gehorchend, steuerte Lovely gerade auf das Canoe zu und ließ, während ihre Begleiter die Ruder einzogen, das Boot langsam am Steuerbord der Fremden hingleiten. Sobald es stillestand, erhob sich der Greis, dem ein Blick rückwärts zeigte, daß die Verfolger in den nächsten Minuten auch in die Bucht einlaufen würden, und redete die Beiden im Canoe also an:

„Wenn Ihr Männer, wenn Ihr Christen seid, so steht uns bei gegen ungerechte Verfolgung!“

„Wer seid Ihr?“ brummte ihm der ältere Trapper entgegen.

„Wir sind Anhänger und Kämpfer der alten guten Sache und werden verfolgt, weil wir Gerechtigkeit übten an den Feinden der Gemeinde des Herrn, indem wir unser Schwert für die Freiheit des guten Volkes von Alt-England zogen.“

„Prrr!“ versetzte der Trapper kopfschüttelnd, „solch Kauderwelsch versteh' ich nicht. Wer sind denn Eure Verfolger?“

„Es sind Miethlinge des Mannes,“ antwortete mit unverhehltem Groll der Jüngere der Flüchtlinge, „welcher sich Karl Stuart nennt und durch Gottes Zorn dermalen den Thron von England verunziert.“

„So, so!“ entgegnete der Trapper, indem er die Flüchtlinge mit verdächtigen Blicken musterte und sich dann zu seinem im Stern des Canoe's befindlichen Gefährten begab.

„Was meinst Du, Thorkil,“ sagte er leise zu diesem, „ließe sich da nicht ein hübscher Fang machen? Denk' doch an die Neuigkeit, die wir in Newport hörten. Ich sag' Dir, es sind die ....“

Das Weitere ging in ein unhörbares Geflüster über.

Aber der Jüngling antwortete mit Kopfschütteln:

„Nimmermehr, Groot Willem, das soll und darf nicht geschehen.“

„Was! das darf nicht geschehen? Nun, so hört doch den Jungen!“

„Aber Willem, soll man denn von uns sagen können, wir hätten Leuten, die in der Wildniß unsern Schutz anriefen, unsern Beistand versagt? Zudem ist nicht gesagt, daß diese Männer wirklich die sind, für welche Ihr sie haltet, und überhaupt werde ich mich nie zum Helfershelfer der Häscher irgend einer Kolonialregierung hergeben, und ich denke, auch Ihr werdet das nicht wollen?“

„Gewiß nicht, Thorkil, gewiß nicht, Du weißt ja, wie ich mit den Kolonialregierungen stehe — hol sie der Duivel allesammt!“

Der junge Mann hatte einen mitleidigen Blick auf Lovely gerichtet, welche mit gefalteten Händen ergebungsvoll dasaß und zuweilen einen schüchternen Blick auf die beiden Trapper zu werfen wagte. Jetzt lenkte er auch Groot Willems Aufmerksamkeit auf das Mädchen, indem er sagte:

„Seht nur, was das Mädchen in der Hand hält!“

„Ach was, es ist ein Buch und jedenfalls kein anderes, als die Bibel, welche diese Puritaner im Wachen und Schlafen mit sich herumschleppen.“

„Wohl, aber bemerkt Ihr denn die Schnur nicht, womit das Buch umwickelt ist?“

„Ei ja — hm! ist das nicht eine Wampumschnur?"

„Freilich, und zwar ist es der Wampum*) von Roger Williams; meine Augen täuschen mich nicht."

„Wie, der Wampum von Roger Williams? Wenn das ist, so dürfen wir die Leute nicht im Stiche lassen, Thorkil."

„Das mein' ich eben auch," versetzte der junge Mann.

Mit der achtungsvollen Bescheidenheit, welche weibliche Liebenswürdigkeit unverdorbenen Gemüthern stets und überall einflößt, wandte er sich jetzt an Lovely:

„Darf ich fragen, Miß, wie Ihr in den Besitz jener Wampumschnur kamet, welche um das Buch in Eurer Hand geschlungen ist?"

„Sir," antwortete das Mädchen vertrauensvoll, „diese Muschelnschnur wurde mir vor wenigen Wochen zu Hartford am Connecticut von einem Freunde meines Vaters und Großvaters gegeben."

„Dann kommt sie von Roger Williams!"

„So ist es, Fremder," nahm Lovely's Vater das Wort, „und ich sehe seine Behauptung bestätigt, daß dieses indianische Spielzeug von Rogers in diesem Lande zerstreuten weißen und rothen Freunden leicht als die Arbeit seiner Hand erkannt werden würde. Roger Williams ist ein Gerechter in Israel und hofft, seine Freunde würden um dieses Zeichens willen auch unsere Freunde werden und uns in Gefahren beistehen."

„Seine Hoffnung soll auch nicht getäuscht werden, Sir," entgegnete Thorkil, „sein Wampum ist die beste Empfehlung für Euch. Mein väterlicher Freund Willem Klopper hier, genannt Groot

---

*) Catlin beschreibt diesen Gegenstand in seinem Werke über die Sitten der Indianer Nordamerika's folgendermaßen: „Wampum ist der Name eines Schmuckes, den die Indianer aus bunten Muscheln verfertigen, die sie an den Flüssen aufsuchen. Sie zerschneiden dieselben in Stücke von einem Zoll Länge, durchbohren sie, reihen sie auf Hirschsehnen an einander und tragen sie um den Hals oder als Gürtel um den Leib. Unter den zahlreichen Stämmen, welche früher die atlantische Küste und dasjenige Land bewohnten, welches gegenwärtig den Hauptttheil der Vereinigten Staaten bildet, wurden diese Wampums stets angefertigt und hatten einen hohen Werth, da sie statt des Geldes dienten, welches den Indianern unbekannt ist. Eine gewisse Anzahl Schnüre waren für den Werth eines Pferdes, einer Büchse, eines Kleidungsstückes u. s. f. festgesetzt. Außerdem galt der Wampum bei Unterhandlungen und Verträgen als Freundschaftspfand; seit den ältesten Zeiten sandte man ihn als Friedenszeichen an die feindlichen Stämme und endlich bediente man sich desselben auch als Zeichen der Wiedererkennung oder Empfehlung.

Willem (der große Wilhelm), denn er ist von holländischer Abkunft, und ich, wir werden unser Möglichstes für Eure Rettung thun."

„Ja wohl," bekräftigte der Alte. „Doch eben darum müssen wir jetzt handeln, statt zu schwatzen, und machen, daß wir an's Land kommen, denn da läuft ja schon das Boot der Verfolger in die Bucht ein. Dort zwischen den Bäumen steht eine Art Blockhütte, die sammt dem umliegenden Grund und Boden mein Eigenthum ist, und von dort aus läßt sich sicherer mit den Kerlen sprechen, falls sie darnach gelüsten sollten."

Mittelst weniger Ruderschläge war das Ufer erreicht; die Bemannung der beiden Boote stieg an's Land, das wenige Schritte einwärts jäh anstieg und mit riesigen Schwarzkiefern dicht besetzt war. Oberhalb der Böschung stand hart am Rande des Abhangs zwischen vier, fast in regelmäßigem Quadrat aufragenden mächtigen Bäumen eine aus unbehauenen Stämmen errichtete Hütte. Nach dieser richteten sich die Schritte der Wanderer. Ein prächtiger Wolfshund, welcher vor derselben Wacht gehalten, sprang den Kommenden entgegen, umkreiste wedelnd seine Bekannten und beschnupperte dann mißtrauisch die Fremden, indem er ein leises Geknurr hören ließ.

„Ruhig, Prinslo, ruhig!" herrschte Groot Willem dem wohldressirten Thiere zu, welches sogleich gehorchte und gelassen neben der Gesellschaft herschritt. „Thorkil," fuhr der Alte fort, „führe die Fremden in die Hütte, damit sie ausruhen können, während wir da draußen Wache halten."

Thorkil öffnete den Fremdlingen die aus Flechtwerk bestehende, mit Riemen von Büffelhaut befestigte Thüre. Lovely und der Greis traten ein; der jüngere Oberst aber blieb stehen, untersuchte seine Büchse und sagte in etwas mißtrauischem Tone:

„Warum sollen wir uns in der Hütte da einsperren? Für das Mädchen ist es schon recht, aber ich will hier außen bleiben, um den Umständen gemäß handeln zu können."

„Ganz nach Belieben, Mann," entgegnete Willem trocken. „Ich weiß wohl, was Ihr denkt; ist aber falsch, Mann. Sag' Euch, Groot Willem und Thorkil Wikingsson sind nicht die Leute, die Verrath üben an Solchen, denen sie ihren Schutz zugesagt."

„Verzeiht, Freund, wenn meine Sorge für das Leben eines Vaters und eines Kindes mich mißtrauisch und ungerecht machte," erwiderte der Oberst und reichte dem alten Waidmann vertrauensvoll die Hand.

„Schon recht, schon recht, hat Nichts zu sagen. Seht nur, das Boot dort nähert sich dem Ufer. Geht in die Hütte und laßt Thorkil und mich machen. Helfen Worte Nichts, so werdet Ihr noch genug zu thun bekommen."

Der Oberst befolgte die Weisung und trat in die Hütte. Nachdem die beiden Trapper ihre Waffen in Stand gesetzt und einige kurze Worte gewechselt hatten, faßte Thorkil nahe an der Blockhütte Posto, Groot Willem dagegen stellte sich bei einem mächtigen, wohl hundertjährigen Baumstamme auf, welcher sich am Rande der von der Natur gebildeten Terrasse befand. Hier wartete er, auf seine Büchse gestützt, bis das feindliche Boot noch etwa zweihundert Schritte vom Gestade entfernt war, während Prinslo, der sich zur Seite seines Herrn aufgestellt hatte, einen feindlichen Besuch witternd, plötzlich den Abhang hinab an's Wasser rannte und dem nahenden Boote ein wüthendes Gebell entgegensandte. Sein Herr rief ihn jedoch mit einem gellenden Pfiff wieder an seine Seite, wo das gute Thier nun knurrend und mit gesträubtem Haare die Bewegungen der Nahenden verfolgte.

Thorkil hatte indessen mit Falkenblicken die Bemannung gemustert und flüsterte nun:

„Sie haben fünf Büchsen und außerdem zwei Paar Faustrohre, Willem."

„Ich seh's wohl, Junge," versetzte der Angeredete, „und mir scheinen die Bursche auch ganz darnach angethan, um bei Gelegenheit von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Verstehen aber Nichts vom Waldkrieg, sonst würden sie nicht in einem offenen Boote gegen eine so gedeckte Stellung, wie wir da haben, anfahren .... Scheint mir der Ort da auserkoren, um Bekanntschaften anzuknüpfen, denn den Häuptling des Donnercanoe's, wie ihn unsere indianischen Freunde nennen, trafen wir auch an dieser Stelle zum erstenmal. Dürfte aber heute nicht so friedfertig hergehen, wie damals, wenn die Bursche nicht etwa Vernunft annehmen .... Was, sie haben eine Rothhaut bei sich! Und zwar ein Pequod —

hol der Duivel ihn und seinen ganzen Stamm! .... Na, na, mein Roer (Rohr) wird zu schaffen haben."

Und indem er sein Roer, wie er das ungefüge Gewehr auf gut Holländisch nannte, schußgerecht vorwarf, rief er mit einer wahren Donnerstimme den Heranfahrenden zu:

„Halt! oder ich schieße den Mann am Steuer weg."

Im Nu ließen die Matrosen die Ruder ruhen und auch der am Steuer sitzende Thom Kirk verrieth durch eine rasche Seitenbewegung seines Körpers, daß er die Drohung des schußfertigen Fremden keineswegs für eine leere halte. Nach seiner Büchse greifend, wandte er sich daher halb fragend und in gereiztem Tone an seinen Begleiter:

„Was ist das für ein ungeschlachter Kerl?"

„Weiß nicht, Thom," erwiderte Kellond, „vielleicht ist's einer der verdammten Waldläufer, die auch eine rare Sorte in diesem Lande voll Ungeziefer und Psalmenorgler sind. Thu' die Hand von der Büchse, Bursch, sonst hast Du im Handumdrehen eine Kugel im Leib! Wir müssen es zuerst mit glatten Worten versuchen."

Und gleichsam als Antwort auf des Trappers Drohung, rief er jetzt diesem zu:

„Wer seid Ihr, Fremder, und mit welchem Rechte wehrt Ihr uns die Landung hier?"

„Wer ich bin? Geht Euch gar Nichts an, rein gar Nichts. Und wenn ich Euch die Landung wehre, so habe ich das volle Recht dazu, denn ich lasse meinen Grund und Boden nur von Leuten betreten, die mir zusagen. Verstanden?"

„Ihr thut ja, als wäret Ihr der Besitzer dieser Einöde."

„Von einem Theil derselben wohl, aber nicht von der ganzen, Mann. Bin kein Prahlhans, sage nur, was wahr ist. Und wahr ist, daß der Wald rings um diese Bucht hier mir gehört, und auch die Bucht, wenn nämlich irgend ein Mensch Meerwasser sein nennen kann. Habe allen Boden hier herum von dem jungen Sachem (Häuptling) der Naraganſetts erworben, um auf meinem Eigenthum nach Herzenslust jagen und fischen zu können."

„Gut, Ihr werdet aber wissen, Fremder, daß das Land hier zu Neu-England gehört und daß die Oberherrlichkeit über Neu-England Sr. Majestät König Karl von Großbritanien und Irland zukommt."

„Was, Oberherrlichkeit? König Karl? Meint Ihr, ich sei so dumm, zu glauben, es brauche so ein König in Europa drüben nur Schiffe herüberzuschicken und eine Stange mit einem bunten Lappen am Ufer aufpflanzen zu lassen, um sich diese Länder hier unterthan zu machen? Das mag man meinetwegen in den Städten und Ansiedelungen glauben, ich in meinem Walde kümmere mich keinen Pfifferling um König Karl und seine Oberherrlichkeit."

„Wie, Ihr wollt die Oberherrschaft König Karls über Neu-England nicht anerkennen?"

„Nein, wenn's beliebt, oder auch nicht beliebt. Merkt's Euch, Mann; Neu-England gehört von Rechtswegen Niemand zu, als den Rothhäuten, und Euer König Karl hat so wenig Anspruch darauf, als auf mein Roer da."

„Hat man je einen verdammteren Rebellen gehört!" schrie der hitzige Kirk.

„Laßt den Gelbschnabel schweigen, Mann, wenn mein Roer ihm nicht antworten soll," mahnte Groot Willem mit unzerstörbarer Ruhe.

„Halt's Maul, Thom," sagte Kellond zu seinem Gefährten. „Wir sind da in einer verdammt häckligen Lage, denn der riesenhafte Lümmel und sein Kamerad, der dort am Blockhaus lauert, haben eine weit günstigere Stellung inne, als wir. Die Sache will mit Klugheit angegriffen werden."

Und wieder zu dem Trapper sich wendend, rief er:

„Lassen wir den unnützen Streit, Fremder, ich versichere Euch, daß wir nicht hieher gekommen sind, Euch oder Euer Eigenthum irgendwie zu beeinträchtigen. Ich wünsche nur von Euch zu erfahren, wo die Leute hingekommen sind, die wir vorhin hier landen sahen und deren Boot dort am Ufer liegt?"

„Hm, sie sind wahrscheinlich nicht weit von hier, diese Leute."

„Wahrscheinlich? Spaß bei Seite, wißt Ihr auch, wer diese Leute sind?"

„Dermalen sind sie meine Gäste."

„Könntet Euch an diesen Gästen artig die Finger verbrennen, wenn Ihr nicht Vernunft annehmet. Es sind zwei der ...."

„Halt, kein Wort weiter, Mann! So lange diese Leute unter meinem Dache sind, gewähr' ich ihnen Schutz, wer sie auch sein mögen. Das merkt Euch und laßt sie im Frieden, oder ...."

Eine bedeutungsvolle Bewegung mit seinem Gewehre zeigte seine Absicht ohne weitere Worte an.

„Aber bedenkt nur, Fremder," begann Kellond wieder, „es handelt sich für Euch um zwei ganz verschiedene Dinge, auf der einen Seite nämlich um eine Handvoll der schönsten Nobels, auf der andern um eine Anklage auf Hochverrath."

„Zum Duivel mit Euren Nobels, zum Duivel auch mit Eurem König Karl!"

„Nehmt Euch in Acht, ich habe den königlichen Befehl in der Tasche, so wie auch die Vollmacht der Kolonialregierung von Massachusetts, aufzuspüren, festzunehmen und todt oder lebendig einzuliefern die . . . ."

„Verschont mich doch mit Eurem Gesetzeskram, Mann! Hab' das Geplausche jetzt satt und rathe Euch . . . ."

„Schert Euch zum Henker mit Eurem Rath!" schrie der ungeduldige Thom Kirk erbost und drückte in demselben Augenblick sein Gewehr ab.

In endlosem Wiederhall krachte der Schuß durch die Wälder. Als der Pulverdampf sich verzogen, war keine Seele mehr in der Nähe der Blockhütte zu sehen; auch der Hund war verschwunden.

„Die hab' ich weggeblasen!" schrie Thom Kirk frohlockend. „Die Prahlhanse haben Fersengeld gegeben. Die Ruder aufgenommen, ihr Bursche, damit wir an's Land kommen."

„Ja, vorwärts, vorwärts," rief Kellond. „Es läßt sich jetzt nichts Anderes mehr machen," setzte er leise hinzu; „aber von dem Wegblasen bin ich nicht so ganz überzeugt."

Die Matrosen setzten ihre Ruder in Bewegung, das Boot schoß vorwärts, allein sein Lauf sollte bald gehemmt werden.

Der Indianer lag längst wieder im Bug des Bootes zusammengekauert; jetzt aber erhob er vorsichtig seinen Kopf über den Rand der Barke, zog ihn jedoch im nächsten Augenblicke wieder zurück, denn er hatte die beiden Trapper in schußfertiger Stellung hinter zwei Baumstämmen erblickt. Ohne seine Lage zu verändern, griff er schnell nach einem der im Boote liegenden Gewehre, die er geladen wußte, und zielte nach Groot Willems linker Schulter, welche kaum bemerkbar hinter dem Schwarztieferstamm hervorragte. In seinem Eifer gab er jedoch die Oberfläche seines Schädels dem

Gegner einen Augenblick preis und so zerschmetterte ihm, bevor er noch abdrücken konnte, die Kugel des Trappers Stirne und Schläfen, daß das warme Blut die Kleider der zunächststehenden Matrosen bespritzte.

Schaudernd ließen sie die Ruder fahren, allein Kellond und Kirk wollten das Aeußerste wagen und brüllten den Matrosen zu:

„Streicht aus, streicht aus! Wir können nicht zurück und müssen an's Ufer. Hurrah, für König Karl, für König Karl!"

Auf diesen herausfordernden Ruf stürzten die beiden Obersten mit geschwungenen Waffen aus der Blockhütte auf die Terrasse.

„Verderben über die Söhne Edoms!" rief der Eine. Und der Andere:

„Schlagt sie mit der Schärfe des Schwertes, wie Josua den Adoni-Zedek bei Gibeon schlug!"

„Fahrt zur Hölle zu Eurem Meister, dem alten Noll!" antwortete der junge Kirk, indem er auf den ältern der beiden Flüchtlinge anlegte.

Aber ein Schuß des jüngeren Trappers streckte ihn nieder. Im Fallen riß er seinem Gefährten, an dem er sich zu halten suchte, das Gewehr aus den Händen und stöhnte:

„'s ist aus, Master, Alt-England .... seh ich .... nimmer .... und ...."

Ein Blutstrom, der ihm aus dem Munde brach, schnitt ihm das Wort für immer ab.

Mit einem Schrei der Wuth raffte Kellond seine Büchse auf und fluchte auf die Matrosen, daß sie nicht weiter ruderten.

„Ei ja, Master," murrte der alte Bill, „da kommt Ihr uns recht. Meint Ihr, wir sollten uns auch zur Zielscheibe jener Leute dort hergeben?"

Dann erhob er sich von der Ruderbank und schrie den Vertheidigern des Ufers zu:

„Heda, Ihr Männer! Meine Kameraden und ich wollen die Sache aufgeben. Gewährt uns nur freien Abzug und, auf Seemannswort, wir wollen Euch unser Lebenlang nicht mehr belästigen."

„Nichts da!" schrie Kellond außer sich vor Wuth, „ich will meine Beute haben, todt oder lebendig!"

Und er schlug an und drückte ab, aber das Gewehr versagte.

Fluchend und stampfend warf er es weg und riß ein Pistol aus dem Gürtel.

„Du willst es, Thor!“ rief ihm grollend der jüngere der Flüchtlinge zu. „So fahre denn hin in Deinen Sünden!“

Mit diesen Worten zielte er auf Kellond und wollte eben abdrücken, als Lovely, welche aus der Hütte getreten war, seinen Arm mit sanfter Gewalt von der todbringenden Waffe wegzog und mit ihrer süßen Stimme bat:

„Vergieße nicht unnützerweise Blut, Vater. Sagen wir vielmehr dem Herrn Lob und Dank, daß er uns so wunderbar geschützt hat.“

„Das wohl, mein Kind. Aber steht nicht geschrieben: Aug' um Auge, Zahn um Zahn?“ versetzte der Vater, noch nicht beschwichtigt.

„O Vater,“ bat das Mädchen noch dringender, „denke an den schöneren Spruch, der da heißt: Liebet, die euch hassen, und thut Gutes denen, die euch verfolgen.“

„Lovely hat Recht,“ bestätigte der Großvater. „Der Herr hat uns errettet von des Verfolgers Schlinge, wir bedürfen des Blutes jenes übelberathenen Mannes nicht.“

Thorkil hatte bei Lovely's Friedensworten sogleich den Kolben seiner Büchse zur Erde gesenkt, Groot Willem dagegen brummte: „Hm, 's wäre gescheidter, die Sache ein für alle Mal abzumachen.“ Da er aber den friedlichen Gesinnungen seiner Gäste nicht entgegenhandeln wollte, so trat er an den Rand der Böschung und rief denen im Boote zu:

„Macht, daß Ihr fortkommt, und laßt Euch nie wieder einfallen, dem Jagdgrund Willem Kloppers nahezukommen ..... oder —“

Eine sehr verständliche Bewegung mit seinem Rohre mußte den Satz vervollständigen.

Kellond hatte wohl bemerkt, daß er sein Leben nur der muthigen Dazwischenkunft der Tochter des Einen der Verfolgten verdanke; dessenungeachtet hielt er noch immer in ohnmächtiger Wuth, stampfend und unter Verwünschungen sein Pistol in drohender Weise, bis ihm endlich Bill, der sich die Mahnung des Trappers nicht zweimal sagen lassen wollte, die Waffe entriß, indem er sagte:

„Genug, Master, und so gewiß Ihr jetzt die Leute dort nicht in Ruhe lasset, so stoße ich Euch mein Messer in den Leib, sollte ich mich deßhalb auch zu den Heiligen flüchten müssen."

Dann begab er sich an's Steuer, wandte die Barke und befahl seinen Kameraden, die Ruder einzusetzen, worauf das kleine Fahrzeug mit seiner lebenden und todten Bemannung eiligst der offenen See zusteuerte.

Viertes Kapitel.

Gastfreundschaft der Trapper. — Die Flüchtlinge setzen ihre Reise fort. — Ein christlicher Tempel aus früheren Jahrhunderten. — Ein Mord.

Eine Stunde später lag die Blockhütte des Groot Willem, von den Strahlen der Nachmittagssonne beschienen, in so tiefem Frieden da, daß Niemand geahnt hätte, welch blutige Scenen so kurz zuvor hier stattfanden.

Unter einer der Schwarzkiefern saßen die beiden Flüchtlinge. Mit von Andacht gehobener Stimme las der Aeltere einen Psalm vor, um dem Herrn, der sich heute so gnädig erwiesen, sein Dankgefühl zu bezeugen. Jetzt kam Lovely aus der Hütte, durch deren offenstehende Thür man den kunstlos aufgeschichteten Herd erblicken konnte, an dessen prasselndem Feuer ein großer eiserner Topf brodelte, während an einem Bratspieß, den der alte Trapper in Bewegung setzte, ein saftiges Stück Wildpret schmorte. Das Mädchen brachte eine ungeheure hölzerne Schüssel, welche den Dienst der Teller versehen sollte, und stellte sie nebst einem plumpen hölzernen Salzgefäß auf den Rasen. Bald nachher folgte Groot Willem mit seinen Speiseschätzen, dem am Spieße steckenden Wildbraten, den er auf die erwähnte Schüssel legte, und dem eisernen Topfe, in welchem ein Büffelhöcker, der Leckerbissen eines indianischen Gastmahls, dampfte. Thorkil brachte einen großen Rindenbecher voll Wasser, das er aus einer Quelle im nahen Gebüsche geschöpft hatte, und nun begann das einfache Mahl, das mit großem Appetit, jedoch ohne belebtes Gespräch eingenommen wurde und damit endigte,

daß Lovely, der Aufforderung ihres Großvaters zufolge, ein Dankgebet sprach.

Groot Willem, der keineswegs zu den Frommen zu gehören schien, zog, als die Uebrigen sich zum Gebet erhoben, seine kurzröhrige, nach indianischer Weise aus rothem Speckstein geschnittene Pfeife hervor, füllte sie aus dem an seinem Gürtel hängenden Tabacksbeutel mit dem duftenden Kraut aus Virginien, dessen Gebrauch die Europäer in der neuen Welt von den Eingebornen gelernt und der damals unter dem Namen des Tabacktrinkens auch in der alten Welt bekannt wurde.

Der alte Jäger hatte sich in die Hütte begeben, um mit einer glühenden Kohle sein Pfeifchen anzuzünden, allein das Anrauchen wollte ihm diesmal nicht recht glücken. Die Thüre der Hütte stand offen und die innigen Töne von Lovely's Gebet drangen dem Waldmann zu Ohren, der anfänglich den Kopf trotzig zurückgeworfen, aber durch den rührenden Klang dieser Stimme so ergriffen wurde, daß er unbeweglich stillstand, die Pfeife aus dem Munde nahm und leise murmelnd den Worten des frommen Mädchens folgte.

Als das Gebet zu Ende und er wieder zu den Uebrigen getreten war, ging der ältere der beiden Obersten auf ihn und Thorkil zu, faßte ihre Hände und sagte:

„Nächst dem Herrn, dessen Hand heute so augenscheinlich mich und die Meinigen geschützt, schulden wir Euch, wackere Jäger, den höchsten Dank. Und damit Ihr überzeugt sein könnet, daß Ihr weder Unwürdigen noch gar Verbrechern Beistand geliehen, sollt Ihr erfahren, wer wir sind und wie und weßwegen wir hieher in die Wildniß gekommen. Wir sind ...."

„Halt, nicht weiter!" unterbrach Groot Willem den Greis. „Ihr seid unsere Gäste, mehr brauchen wir nicht zu wissen. Zudem hat der Wampum, den Roger Williams Euch in weiser Absicht mitgab, Euch besser bei uns empfohlen, als ein Pergament mit Siegel und Namensunterschrift aller Könige jenseits des Meeres."

„Aber Freunde, wie Ihr Euch erweiset, dürfen doch wohl erfahren, wem sie so großmüthig ihren Schutz verleihen."

„Nein, nein," nahm Thorkil das Wort. „Als Jäger leben Willem und ich viel unter und mit den rothen Ureinwohnern dieses

Landes und haben uns folglich diese und jene indianische Eigenheit angeeignet. Zu diesen gehört nun auch der gewiß sehr löbliche Brauch, einen Gast niemals selbst nur in entferntester Weise zur Mittheilung von Dingen zu veranlassen, die er als sein Geheimniß zu bewahren wünscht."

„Wir brauchen Nichts geheim zu halten, junger Mann," entgegnete der jüngere Oberst mit einem Anflug von Stolz. „Im Gegentheil kann der Grund unserer Verfolgung uns nur in den Augen Derer zur Unehre gereichen, welche der guten alten Sache abtrünnig geworden sind und nun dem Baal räuchern und dem Moloch opfern."

„Schon recht, schon recht," versetzte Groot Willem mit einiger Ungeduld. „Für Schurken hätten wir jedenfalls unsere Hand nie erhoben; aber es gibt Zeiten und Lagen, wo selbst den wackersten Männern die bloße Klugheit gebietet, ihre Namen nicht dem nächsten Besten anzuvertrauen .... Saget uns nur," fuhr er nach einer Pause fort, „wie wir Euch ferner dienen können? Ich würde Euch gerne den Vorschlag machen, ein paar Tage hier zu bleiben in Willems Vrolykheid *), wie ich meine Hütte da nenne, weil ich mich gar so gerne in dieser Einsamkeit aufhalte, und an Moos und Fellen zu Eurem Lager, wie auch an Wildpret zur Speise sollte es Euch nicht fehlen; allein ich weiß, daß unser Aufenthalt hier schon morgen nicht mehr ganz sicher sein wird. Der Tod des jungen Brausekopfs, welcher wähnte, ein alter Waldkrieger lasse sich von einem Gelbschnabel mir Nichts dir Nichts todtschießen, wird an der Küste hinunter Lärm machen und der Tod des Indianers uns zudem eine Bande Pequods oder Mohikans auf den Hals jagen."

„Da wird es rathsam sein, unsern Stab weiter zu setzen," entgegnete der Greis, „und zwar heute noch, wenn Ihr meint."

„So pressirt's nicht," erwiderte der alte Trapper. „Diese Nacht werden wir noch nicht beunruhigt, dafür steh' ich."

„So wollen wir denn den Rest des Sabbaths noch der Ruhe widmen und morgen in der Frühe aufbrechen."

„Gut," sagte Willem, „doch gestattet mir jetzt eine nöthige Frage. Wohin gedenkt Ihr zu gehen?"

---

*) Fröhlichkeit, Lustbarkeit.

„Nach Swanzey, zu dem würdigen Richter Eaton," antwortete der Greis.

„Zum Richter Eaton wollt Ihr?" rief Thorkil mit einiger Bestürzung aus.

Groot Willem warf ihm einen mißbilligenden Blick zu und brummte vor sich hin: „Will sich indianischer Tugenden befleißen, der Junge, und vergißt, daß Selbstbeherrschung auch eine derselben und zwar die vornehmste von allen ist."

„Ja wohl, zum Richter Eaton," bestätigte der Greis, welcher Thorkils unangenehme Ueberraschung nicht beachtet hatte. „Roger Williams hat uns einen Brief an ihn gegeben und wir sind gewiß, willkommene Aufnahme zu finden."

„Ohne Zweifel," entgegnete Thorkil, sich zusammennehmend, „und so Ihr uns gestattet, Euch dorthin zu begleiten, so sollt Ihr uns in der Morgenfrühe bereit finden."

Nach dieser Verabredung zerstreute sich die Gruppe, Willem stieg an's Ufer hinab, um Fische zu angeln, die beiden Obersten gingen in die Hütte und vertieften sich in religiöse Betrachtungen, um den Sabbath in würdiger Weise zu beschließen. Lovely setzte sich auf ein Felsstück am Rande der Böschung und labte sich an der Pracht des Abends, welche über Wald und Meer ausgegossen lag. Wenige Schritte von ihr stand Thorkil, der seine Büchse umgehängt, um im Walde noch kleinem Wild nachzustellen. Das Mädchen bemerkte, daß auch er von dem herrlichen Anblick gefesselt war, und rief ihm mit kindlicher Offenheit zu:

„Wie glücklich seid Ihr, daß Ihr Euer Leben hier in Gottes freier Natur zubringen könnt! Ich habe Wald und Meer von Kindheit an geliebt, aber erst in diesem Lande lernte ich den Zauber kennen, den Meeresstille und Waldeinsamkeit auf die Seele üben."

„Ja," versetzte Thorkil, „es ist schön auf der See, doch schöner noch ist's im Wald."

Und nun begann er, ermuntert durch des Mädchens freundliche Theilnahme, eine einfache, aber anschauliche Schilderung des Jägerlebens, welches er und sein alter Gefährte führten, ihrer Streifereien durch den Urwald und die Prairie und auf den mächtigen Waldströmen, die sie in einem leichten Rindencanoe befuhren. Er

erzählte vom Biberfang, von der Jagd des Büffels und Elenns; mit besonderem Feuer aber schilderte er die Gefahren bei der Jagd auf den grimmigen grauen Bären, welcher damals noch in jenen Landstrichen nicht selten angetroffen wurde, jetzt aber nur noch in den endlosen Ebenen am Fuße der Felsgebirge haust. Das führte ihn dann auf die Schilderung eines indianischen Krieges, auf die von den Eingebornen dabei angewandten Listen, auf das Verfolgen einer feindlichen Spur und wie er und sein Begleiter einst bei diesem Geschäfte von einem Wald- und Steppenbrande überrascht worden seien, dessen Schrecklichkeit und Schönheit er dem Mädchen mit treuen Farben ausmalte.

Lovely hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu und richtete dann die Frage an ihn, ob er von Jugend auf sein Leben in den Wäldern zugebracht habe.

„Ja," lautete die Antwort, „mit Ausnahme weniger Jahre, welche ich bei dem trefflichen Roger Williams in Providence zubrachte. Der wackere Mann wollte mich zum Prediger erziehen und ertheilte mir in meinen Knabenjahren den nöthigen Unterricht; aber eine unwiderstehliche Neigung zum Waldleben und die Anhänglichkeit an Groot Willem, der mein Pflegevater ist und stets wie ein rechter Vater an mir gehandelt hat, trieben mich wieder zu ihm zurück."

Lovely schwieg eine Weile. Dann fragte sie plötzlich:

„Ihr kennt also den Richter Eaton in Swanzey?"

Bei Nennung dieses Namens runzelte Thorkil die Stirne, seine Augen funkelten zornig und er erwiderte kurz:

„Ja, ich kenne ihn."

„Der edle Williams hält große Stücke auf diesen Mann."

„Ich weiß es."

„Ihr scheint den Richter nicht zu lieben?"

„Nein, denn er ist mein und meines Pflegevaters Feind. Doch schweigen wir von ihm, denn auch über einen Feind mag ich hinter dessen Rücken nicht Böses sprechen. Jedenfalls werden wir Euch nach Swanzey geleiten, wo Ihr vor ferneren Nachstellungen geschützt seid."

Die Nacht verging ruhig. Nach einem Schlafe, wie er den gehetzten Flüchtlingen lange nicht mehr zu Theil geworden, schiffte

sich die ganze Gesellschaft bei Tagesanbruch auf dem größeren Boote ein. Durch keinerlei Schwierigkeiten behindert, hatte man Abends den rechten Arm der großen Naragansettbai hinter sich und die Küste der Insel Rhode-Island in naher Sicht. Kurz nach Sonnenuntergang gingen sie am Südgestade dieser Insel, welche damals noch zum Gebiet des Sachems der Naragansetts gehörte, jedoch schon an zwei Stellen von den Pilgrimen bewohnt war, in einer schmalen Bucht vor Anker.

Nachdem die Gesellschaft einige Zeit einen wenig betretenen Fußpfad in einer Waldlichtung verfolgt hatte, gelangte sie zu einem seltsamen Bauwerke, dessen graue, verwitterte Mauern der eben aufgegangene Mond deutlich beleuchtete. Der Ort hatte ein einsames, ödes, fast unheimliches Aussehen. Der Wald hatte sich dicht an den alterthümlichen, von Epheu überwucherten Rundbau herangedrängt und einzelne Bäume erhoben sich kühn auf dem halbzertrümmerten Mauerwerk. In dem Gebäude und um dasselbe her herrschte eine lautlose Stille, die nur von dem Gemurmel einer Quelle unterbrochen war, welche ihr Wasser in ein plumpes und überdieß geborstenes Becken an der einen Seite des Mauerwerks ergoß.

„Für heute sind wir am Ziele, denn wir haben unsere Nachtherberge erreicht," sagte Thorkil, indem er eine hinter Buschwerk verborgene Thür öffnete, durch die er verschwand. Nach einigen Augenblicken kehrte er mit einer Kienfackel zurück und forderte die Gäste auf, ihm zu folgen. Sie betraten nun einen Raum, dessen acht dicke Rundpfeiler mit der rohen Deckplatte eine Rotunde bildeten. Nach Außen zu lief um den ganzen Raum her ein niedriger Gang, welcher durch mehrere Thüröffnungen mit dem Innern in Verbindung stand. In einer zwischen zwei Pfeilern befindlichen weiten Nische führten drei Stufen zu einer großen Steinplatte, welche einst den Sockel eines Altars gebildet haben mußte und jetzt als Herd benützt wurde. Zur Seite der Nische stand auf einem plumpen Fußgestell ein roh aus Sandstein gemeißeltes Becken dessen Aussehen an den sogenannten Taufstein in alten katholischen Kirchen erinnerte. Seiner Bauart im Innern und Aeußern nach zu schließen, schien das Gebäude aus dem elften oder zwölften Jahrhundert zu stammen.

Nachdem der junge Trapper die Fackel in einer eisernen Klammer an einem der Pfeiler befestigt hatte, entfernte er sich, um Vorbereitungen zum Abendessen und zum Nachtlager der Gäste zu treffen. Groot Willem fachte indessen Feuer auf dem Herde an, und als er die Verwunderung der Fremden über dieses eigenthümliche Bauwerk bemerkte, sagte er:

„Ihr möchtet wissen, wo Ihr seid, nicht wahr? Es ist dies ein uralter normannischer Bau, welcher in früherer Zeit jedenfalls als Kirche gedient hat und von den Vorfahren meines jungen Freundes Thorkil errichtet wurde."

„Von den Vorfahren des jungen Jägers?" fragte der Greis verwundert.

„Ja wohl, und wenn man den Familienüberlieferungen glauben darf, so hätte Thorkil guten Grund, auf seine Abkunft stolz zu sein. Aber hier in den Wäldern hält man den Ahnenstolz, der sich drüben in Holland und England so breit macht, für dummes Zeug. Da wird der Mann nur nach dem eigenen Werth geschätzt."

„Da müssen aber Thorkils Vorfahren vor langer, langer Zeit hier gehaust haben, wenn dieses Bauwerk wirklich von ihnen stammt."

„So ist es und gewiß ist Euch die Sage nicht unbekannt geblieben, daß lange vor der Entdeckung Amerika's durch Columbus normannische Seefahrer von Island und Grönland her diese Gestade betraten. Daß sie wahr ist, diese Sage, das bezeugt dieser Bau, der offenbar von Weißen und Christen errichtet wurde. Doch schweigt darüber in Thorkils Gegenwart. Die Erinnerung daran thut dem armen Jungen weh, und nicht ohne Grund; denn seht," fuhr der alte Trapper leise fort, indem er auf eine lose Platte des Fußbodens neben dem Taufstein deutete, „hier wurde sein Vater erwürgt."

„Wie, Thorkils Vater? .... Erwürgt?"

„Ja, erwürgt und zwar um eines Schatzes willen, den einer seiner Ahnen hier vergraben hatte. Er wußte von diesem Umstande und wo das Gold liegen mußte, und kam deßhalb mit seinem Sohne, der damals noch ein Kind war, aus Island herüber. Er mußte eben im Begriff gewesen sein, den Schatz zu heben, als er meuchlerisch überfallen wurde. Der Knabe schlief, während die Unthat geschah, und als er beim Erwachen nur den starren Leich-

nam seines Vaters fand, warf er sich auf ihn und hielt ihn unter herzzerreißendem Jammern umklammert, bis mich der Zufall hieher führte. Ich nahm den verwaisten Knaben zu mir."

„Und wurde der Mörder entdeckt?"

„Noch nicht, aber Gott kennt ihn und auch ich glaube ihn zu kennen. Sobald wir Gewißheit darüber erlangt, so soll der Schurke sterben, hier auf dem Steine sterben, wo er gemordet und gestohlen. Die Spur haben wir, haben wir gehörig .... Doch still davon, dort kommt der Junge."

Fünftes Kapitel.

Das Nachtlager. — Desdemona. — Die Lauscherin. — Das Rathfeuer. — Traum oder Wirklichkeit?

Wir haben des niedrigen Ganges bereits erwähnt, welcher um die innere Halle des uralten tempelartigen Bauwerks herlief und mehrere Thüren hatte, die zu kleinen Gelassen führten, welche vor alten Zeiten zur Aufbewahrung priesterlicher Geräthschaften oder auch zur Behausung der Geistlichen selbst gedient haben mochten. In diesen Räumen nun hatten die beiden Trapper ihren Gästen weiche Lager von Moos, Büffel- und Bärenfellen bereitet, auf welchen sie den Schlummer nicht lange zu suchen brauchten.

Auch Lovely genoß hier mehrere Stunden der Nacht eines erquickenden Schlafes, dessen Traumbilder sie weit hinweg aus der Gegenwart und zurück in die Vergangenheit, aus der neuen Welt in die alte Heimat zurückführten. Sie sah sich auf dem grünen Rasen des Parkes, welcher, bespült von den murmelnden Wellen der jungen Themse ihr großväterliches Haus begrenzte. Dort auf der steinernen Treppe des alten Herrenhauses stand der Großvater neben einer schönen bleichen Frau, seiner Tochter, und unweit von ihnen saß im Schatten eines uralten Baumes ein hübsches Mädchen, auf dessen Knieen einer der schwerfälligen Foliobände jener Zeit aufgeschlagen lag und in dessen Lektüre es äußerst vertieft

schien. Die Träumende erkannte in dem lesenden Mädchen ihre Schwester und wollte sie beim Namen rufen, vermochte es aber nicht. Vergebens mühte sie sich ab, den geliebten Schwesternamen hervorzubringen; ihre Zunge war gefesselt. Da schien plötzlich von Außen her Jemand ihren Bemühungen zu Hülfe zu kommen, denn an ihr Ohr schlug deutlich der gesuchte Name: Desdemona!

Träumte sie denn noch, oder wachte sie? Sie wußte es selbst nicht, aber sie setzte sich auf ihrem Lager auf und lauschte gespannt, ob nicht ein ähnlicher Ton das Schweigen der Nacht unterbrechen würde.

Alles blieb still.

Und doch, jetzt .... der Name wurde wieder genannt und zwar draußen in der Halle, von welcher Lovely nur durch eine Thüre von dünnem Flechtwerk getrennt war.

Deutlich hörte sie jetzt eine tiefe, klangvolle Männerstimme sprechen:

„Ich sag' Euch nochmals, Desdemona will nicht, daß meine Flagge sich bei der Sache betheilige, bevor Metacom sein Gelöbniß gethan und Ihr, Sachem, Euch für dasselbe verbürgt habt."

Eine andere Männerstimme, deren scharfe Kehllaute nur einem Indianer angehören konnten, versetzte in gebrochenem Englisch:

„Blaßgesichterthorheit! Seit wann darf die Stimme einer Squaw *) laut werden am Rathfeuer von Häuptlingen?"

„Pah, Sachem," entgegnete die vorige Stimme, „es ist hier nicht die Rede von Euern Squaws, die zwar auch ihre ganz guten Eigenschaften haben; es ist die Rede von der Königin meines Schiffes, und da ist doch ein Unterschied zu machen, denk' ich."

„Der Häuptling des Donnerschiffes hat also eine Squaw zum Häuptling?"

„Sachem," antwortete jetzt der Andere mit ernster Betonung, „Ihr versteht das nicht."

„Was will mein Bruder damit sagen?" fragte ruhig der Indianer.

„Daß mein Bruder die Eigenschaften der weißen Frauen nicht kenne und auch nicht die Stellung, welche sie demzufolge in der

*) Indianischer Name für Frau.

Gesellschaft der Weißen einnehmen. Das lernt man nur drüben in der alten Welt und am besten im schönen Frankreich."

Lovely, welcher kein Wort dieses seltsamen Gesprächs entgangen war, erhob sich jetzt von ihrem Lager und schlich mit einer in diesem Falle verzeihlichen Neugier leise an die Thüre ihres Schlafkämmerchens, durch welche ein starker Lichtstrahl aus der Rotunde hereindrang. Ihr Herz pochte heftig, denn der Name Desdemona rief Erinnerungen in ihr wach, welche zu den freudigsten und auch zu den trübsten Stunden ihrer Kindheit gehörten, und vergegenwärtigte ihr besonders jene herzzerreißende Szene, in welcher ihr Vater, von Schmerz und Zorn bis zur Raserei getrieben, ihre geliebte Schwester in ihrer Gegenwart am Lager der kaum entseelten Mutter verflucht und dann von der Schwelle des Vaterhauses gestoßen hatte.

Lovely hatte seitdem schon oft wieder jener unglücklichen Stunde gedacht, aber nie noch war ihr die schreckliche Szene so belebt und furchtbar vor Augen getreten, als jetzt, wo der mit Verwünschung behaftete Name der theuren Schwester so unvermuthet ihr Ohr traf. Und mit gespannter Aufmerksamkeit, als ob sie hier Aufschlüsse über die verlorene Schwester erhalten könnte, richtete sie ihre Blicke auf das nächtliche Gemälde, welches das Innere der alten Kirche darbot.

Auf dem zerstörten Altar brannte das Feuer von Neuem und beleuchtete grell die nächste Umgebung desselben. Auf den Altarstufen saßen vier Männer, unter denen Lovely sogleich ihre beiden Beschützer, Groot Willem und Thorkil erkannte; die beiden andern Männer waren ihr völlig unbekannt.

Der Eine derselben schien seinem Wesen und Benehmen nach den gebildeten Ständen anzugehören, obgleich sein Anzug dieser Annahme widersprach; denn er trug gewöhnliche Matrosenkleider, die in einer schlichten langschößigen Jacke von dunkelfarbigem Tuch, weiten Pluderhosen von Segelleinwand und weithinaufreichenden unzierlichen Stulpstiefeln bestanden. Mit dieser einfachen Tracht stand freilich der schneeweiße, spitzenbesetzte Hemdkragen und der breite, golddurchwirkte Seidengurt, in welchem zwei kunstvoll gearbeitete und verschwenderisch verzierte Pistolen und ein Dolch mit goldenem Griffe staken, stark im Widerspruch, und ebenso ein prächtiger Diamantring, welcher die linke Hand des Fremden schmückte.

Der Mann war von mittlerer Größe und seine Gestalt schien mehr zierlich, als kraftvoll. Eine reiche Fülle von dunkelbraunen, sorgfältig gepflegten Locken fiel von seinem Scheitel auf seine Schultern nieder. Seine Gesichtsbildung war fein und edel, die hohe Stirne, die lange, schmale Nase und der feingeschnittene kleine Mund trugen nicht wenig zur Schönheit des Gesichtes bei und die großen dunkeln Augen voll Feuer liehen demselben bald einen schelmischen, bald einen gebieterischen oder würdevollen Ausdruck. Ein außerordentlich üppiger Schnurrbart, dessen Enden bis zur Brust herabreichten, während Wange und Kinn auf's sorgfältigste rasirt waren, verlieh dem Fremden ein eigenthümliches Ansehen.

Diesem Manne, welchen man unbedingt ein Musterbild der weißen Race hätte nennen können, saß ein anderer gegenüber, welcher in gleichem Maße ein Musterbild der rothen Race genannt werden durfte; denn nie hatte man in den Urwäldern Amerika's eine schönere Mannesgestalt als diese gesehen. Der Indianer, welcher hier mit drei Weißen gemeinschaftlich die Berathungspfeife rauchte, war hoch und schlank gewachsen und stand eben in der Blüthe des männlichen Alters. Er besaß all das Schöne, das seiner Race eigen ist, das wildfeurig und doch klugblickende Auge, die stolze Römernase und das feste, Energie verrathende Kinn; dagegen bog sich die Stirne weniger jäh zurück und die Backenknochen standen weniger schroff hervor, als bei andern Männern seines Stammes. Sein Gesicht war nicht bemalt, wie es sonst bei den indianischen Kriegern gebräuchlich ist, um sich ihren Feinden gegenüber ein schreckhaftes Aussehen zu geben; sein Blick sprach ein stolzes Selbstgefühl aus und sein zwar seltenes Lächeln verlieh ihm eine gewinnende Anmuth. Sein reiches schwarzes Haar, welches, wenn er stand, fast den Boden berührte, wallte glänzend über seinen Rücken hinab. Er war, wenigstens nach den Begriffen seines Volkes, prächtig gekleidet. Sein Kopfputz bestand aus Hermelinfell und elegant geordneten Federn des Kriegsadlers, sein Unterkleid aus einer Tunica, die aus zwei Hirschhäuten zusammengenäht war, und deren längs den Armen hinlaufenden Nähte eine schöne Stickerei von Stacheln des Stachelschweins bedeckte. Der untere Rand derselben war mit Fransen von schwarzem Haar besetzt, welches von den Kopfhäuten (Skalpen) stammte, die er erschlagenen Feinden

abgezogen hatte. Seine Beinkleider und Mocassins bestanden ebenfalls aus Hirschfellen und waren auf gleiche Weise mit Stacheln und Haarbüscheln verziert. Ueber die linke Schulter hatte er lose einen Mantel aus Büffelfell geworfen, der auf der innern Seite wieder Stickereien zeigte. Im Gürtel staken der Tomahawk *) und das Skalpirmesser und auf dem Rücken hing ein Köcher aus Pantherfell nebst einem etwa drei Fuß langen Bogen. In der Hand hielt er eine indianische Pfeife, deren Rohr drei bis vier Fuß maß. In der ganzen Haltung des Häuptlings lag eine natürliche, ungezwungene Würde.

Als der Weiße ihn über die Stellung der Frauen seines Stammes belehrt hatte, setzte der Indianer die Pfeife an den Mund und hüllte sich in eine dichte Rauchwolke.

Ein mehrere Minuten langes Schweigen entstand, welches zwar durch den Seemann gestört wurde, der erst leise und dann immer lauter die Melodie eines französischen Liedchens trällerte, bis ihm endlich der alte Trapper einen mißbilligenden Blick zuwarf.

„Verzeiht, meine Freunde," unterbrach er dann seine Melodie, „aber, que voulez-vous? .... ich kann mich an die steife Feierlichkeit Eurer Berathungen nach indianischer Weise nicht gewöhnen."

„Ist sich nicht zu verwundern," versetzte der alte Trapper achselzuckend, „weiß doch alle Welt, daß die Franzosen Nichts thun können, ohne unnützen Lärm dabei zu machen."

„Gut gegeben, wenn auch nicht sehr höflich, alter Brummbär," entgegnete der Seemann lachend. „Uebrigens müssen wir uns entschließen," mahnte er ernsthafter, „denn bevor der Tag anbricht, sollte diese Insel schon eine tüchtige Strecke hinter meinem Boote liegen."

Der Indianer, welcher von diesem Zwiegespräch keine Notiz genommen, bot jetzt die Pfeife dem alten Jäger und sagte mit höflichem Neigen des Kopfes:

„Was meint mein Vater?"

Groot Willem hatte in Folge seines vielfachen und langjährigen Verkehrs mit den Eingebornen manche ihrer Eigenthümlichkeiten angenommen. Auch jetzt antwortete er daher nicht sofort, sondern

*) Eine Streitart.

nahm die dargereichte Pfeife mit würdevoller Ruhe entgegen, that einige Züge daraus und sagte dann erst und zwar mit Nachdruck:

„Der Häuptling des Donnerschiffes ist ein großer Krieger. Mein Sohn, der Sachem, weiß es?"

„Ja."

„Ein großer Krieger faßt seine Beschlüsse nicht ohne reifliche Ueberlegung."

„So thut er, mein Vater, aber er leiht sein Ohr nicht den Einflüsterungen einer Squaw."

„Hört nicht der große Sachem der Wampanogs auch auf die Stimme der Wetamoe?"

Der Indianer nickte bejahend.

Nach einer kleinen Pause fuhr der Trapper bedeutsam fort:

„Metacom achtet der Worte Wetamoe's und doch ist Wetamoe ein Weib."

„Wetamoe ist sehr klug," bemerkte der Indianer mit Nachdruck.

„Ja, Wetamoe ist klug," entgegnete Groot Willem. „Aber ich kenne ein Weib, das noch klüger ist, als Wetamoe."

„Mein Vater meint Jh=nis=kin, deren Auge leuchtet, wie die aufgehende Sonne, und deren Stimme süß tönt, wie der Frühlingswind im jungen Laube."

„Ja, Sachem, ich meine Jh=nis=kin, wie Ihr sie nennt, ich meine das Weib des Häuptlings des Donnerschiffes."

Mit einer anmuthigen Geberde legte der Indianer seine Rechte auf die Brust, als Zeichen seiner Achtung vor der Genannten.

„Dank Euch, Sachem, für die Ehrerbietung, die Ihr meiner Gattin erweiset," nahm jetzt der Seemann das Wort. „Also Jh=nis=kin nennt Ihr sie? Darf ich fragen, was dieß auf Englisch heißt?"

„Krystall."

„Krystall? Sehr schöner Name das, parole d'honneur! Diese indianische Galanterie wird meiner Desdemona Freude machen."

Groot Willem lenkte das Gespräch wieder auf die Angelegenheit, welche der Zweck ihrer nächtlichen Zusammenkunft schien, und sagte, sich nochmals an den rothen Krieger wendend:

„Mein Sohn, der Sachem, kennt nun die Meinung des Häuptlings vom Donnerschiffe. Sie ist auch die meine. Wenn der

Tomahawk erhoben wird, darf er nicht Unschuldige und Wehrlose treffen. Das ist gegen alles Recht, und weißen Männern ein Gräuel."

Der Indianer senkte die Blicke zu Boden und schwieg eine Weile. Dann versetzte er, sich sichtbar beherrschend, während ein wilder Spott in seinen Augen funkelte:

„Die Ansichten der Blaßgesichter sind veränderlicher als das Frühlingswetter. Trugen sie nicht selbst dazu bei, unschuldiges Blut zu vergießen, als sie den großen Miantonomo seinem Todfeind Uncas überlieferten, um ihn meuchlerisch zu erschlagen? Wo war da ihr Rechtsgefühl?"

„Eine abscheuliche Grausamkeit, ein schandbarer Mord war es, das gebe ich zu. Und will sie der Sachem rächen, so geschehe es nur nicht an Wehrlosen, denn nie wird Groot Willems Roer sich gegen Weiber und Kinder richten."

„Wenn der Tomahawk der rothen Krieger einmal Blut getrunken, ist er berauscht, wie die Blaßgesichter von ihrem Feuerwasser*). Er wüthet dann, ohne sich zu kümmern, wohin seine Schläge fallen."

„Er soll sich aber darum kümmern, Sachem, durchaus. Groot Willem will so wenig mit berauschten Tomahawks zu thun haben, als mit berauschten Kolonisten, wie deren auf Mount Wallaston hausen."

Eine abermalige Pause entstand. Nach einigen Minuten stand der Indianer auf, trat zu dem alten Trapper hin und sagte, indem er leicht die durch das abgeschnittene Ohr unterhalb der rechten Schläfe entstandene Narbe berührte:

„Mein Vater ist sehr alt geworden. Ochkih-Häddäh **) hat sein Gedächtniß geschwächt. Er hat vergessen, welche Hand diese Wunde schlug."

Der alte Trapper fuhr bei dieser Berührung schaudernd zusammen, dann färbte sich sein Gesicht dunkelroth. Doch rasch bemeisterte er seine Aufwallung und erwiderte mit jener kalten Ruhe, welche bei der rothen Race so große Geltung verschafft:

---

*) So nennen die Indianer Branntwein und ähnliche geistige Getränke.

**) Der böse Geist. Der gute Geist wird Manituh genannt.

„Nein, Naraganſett, das iſt nicht vergeſſen und die Stunde wird ſchon kommen, wo es mit Wucherzinſen heimbezahlt wird."

„Gut," verſetzte der Sachem, indem er ſich wieder an ſeinen Platz begab. „Mein Bruder, das Goldhaar, möge ſprechen."

Groot Willem überreichte nun die Rathspfeife mit derſelben Förmlichkeit, womit er ſie empfangen, ſeinem Gefährten Thorkil, welcher bis jetzt ein beſcheidenes Schweigen beobachtet hatte. Der junge Mann that einige Züge aus der Pfeife und, vertraut mit der Redeweiſe der Indianer, welche ſelten gerade auf das Ziel losgeht, richtete er an den Häuptling, der ihn mit erwartungsvollen Blicken anſah, die Frage:

„Mein Bruder liebt Roger Williams gewiß noch immer als ſeinen väterlichen Freund?"

„Haddoh-Manituh*) wird von allen Kindern der rothen Race geliebt. Er iſt meinem Herzen theuer."

„Und hat mein Bruder die Lehren vergeſſen, welche die Zunge des guten Geiſtes ihm gab?"

Der Indianer wurde verlegen und ſchwieg einen Augenblick. Dann warf er ein:

„Der Manituh der Blaßgeſichter iſt nicht der Manituh der rothen Männer."

„Darüber wollen wir nicht ſtreiten, Sachem. Aber das Klaggeſchrei erwürgter Weiber und Kinder iſt nur dem böſen Geiſte angenehm."

„Iſt aber das Stöhnen eines Vaters, der vom böſen Blaßgeſichte neben ſeinem ſchlafenden Kinde erwürgt wird, dem Manituh der Blaßgeſichter angenehm?" fragte der Sachem, indem er ſeine Augen ſtarr auf die loſe Steinplatte neben dem Taufſtein richtete.

Thorkil wurde blaß, denn ſeine Blicke hatten die gleiche Richtung eingeſchlagen. Als er nicht antwortete, fuhr der Sachem eintönig fort:

„Weißer Mann ſieht ſehr ſchwach, aber die Augen der rothen Männer ſind ſcharf. Ich ſehe einen Todten, deſſen Sohn zögert, den Tomahawk der Rache zu erheben."

Dieſe Worte verfehlten ihre Wirkung nicht, Thorkils verhaltene

*) Die Zunge des guten Geiſtes.

Wuth brach los und indem er mit einer drohenden Geberde die Hand an den Griff seines Messers legte, entgegnete er mit bebender Stimme:

„Die Rache wird den Schuldigen treffen, so wahr ich Thorkil Wikingsson heiße."

Der Sachem winkte dem jungen Manne mit Befriedigung zu, und sagte dann:

„Meine weißen Brüder müssen wissen, was sie zu thun haben. Aber was soll ich dem großen Sachem der Wampanogs sagen?"

„Sagt ihm," nahm jetzt der Seemann das Wort, „daß wir seinen Vorschlag annehmen und am bezeichneten Orte mit ihm zusammenkommen werden. Sagt ihm ferner, daß wir bereit sind, gemeinschaftlich mit ihm und Euch unsere gemeinschaftlichen Feinde zu bekämpfen, doch nur unter den von uns aufgestellten Bedingungen, von denen wir nicht abgehen werden."

„Ja, sagt ihm das," bekräftigte Groot Willem, „und weiter...."

Ein Geknurr Prinslo's, welcher zu den Füßen seines Herrn lag, unterbrach ihn. Wahrscheinlich hatte das scharfhörende Thier eine der leisen Bewegungen der lauschenden Lovely vernommen oder das Erwachen eines der beiden Flüchtlinge bemerkt, welche in einem Gelasse neben dem des Mädchens schliefen.

„Bst," mahnte der alte Trapper, stand auf und schritt leise dem Ausgang der Rotunde zu, indem er seinen Gefährten winkte, ihm zu folgen.

Von düstern Ahnungen erfüllt, legte sich jetzt Lovely wieder auf ihr Lager. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß ihr soeben ein verhängnißvolles Geheimniß halb und halb enthüllt worden war, und suchte sich die dunkeln Anspielungen und Drohungen, welche sie vernommen, zu enträthseln und zu deuten und mit Möglichkeiten in Verbindung zu setzen, bis sie endlich von Neuem vom Schlafe überwältigt ward, der erst wieder unterbrochen wurde, als die Stimme ihres Vaters sie bei Tagesgrauen weckte. Als sie dann beim Eintritt in die Rotunde die beiden Trapper fand und unbefangen von ihnen begrüßt wurde, wußte sie wahrhaftig nicht zu sagen, ob die Ereignisse dieser Nacht Traum oder Wirklichkeit gewesen seien.

Sechstes Kapitel.

Die Indianerstämme. — Das Verhältniß der Pilgrime zu den Eingebornen. — Die Kriegserklärung des Naraganſetts. — Schutz- und Trutzbündniß der Koloniſten. — Miantonomo und Uncas. — Miantonomo's Tod. — Das Verhältniß der Koloniſten zu England. — Neue Verfolgungen.

Wir haben unſern jungen Leſern ſchon im Anfange dieſes Buches erzählt, daß die erſten Anſiedler Neu-Englands Puritaner waren, welche fern über'm Weltmeer eine Stätte zur freien Ausübung ihres Glaubens ſuchten und, wie ſie ſich in ihrer bibliſchen Sprachweiſe ausdrückten, aus dem „Goſen der Knechtſchaft," wofür ſie ihre Heimat hielten, auszogen, um ſich im „Canaan der Befreiung" niederzulaſſen.

Bei der Ankunft der Pilgrime in der neuen Welt waren die Küſten, Inſeln, Wälder und Savannen von Neu-England von fünf indianiſchen Nationen bewohnt, welche unter ſich wieder in eine große Anzahl einzelner Stämme zerfielen. Da waren erſtens die Pokanokets im jetzigen Staate Maſſachuſetts und in einem kleinen Theile von Rhode-Island, unter denen der Stamm der Wampanogs der herrſchende war; zweitens die weſtlich von den Wampanogs wohnenden Naraganſetts; drittens die Stämme von Connecticut, unter welchen die Pequods und die unter ihrer Oberherrſchaft ſtehenden Mohikans die angeſehenſten waren; viertens die Maſſachuſetts; fünftens die Pawntucketts in Neu-Hampſhire. Jeder Stamm hatte ſeinen Häuptling und Unterhäuptlinge, welche aus den angeſehenſten Kriegern beſtanden und Berather des Häuptlings waren. Sämmtliche fünf Nationen bildeten zuſammen ein Völkerbündniß, an deſſen Spitze der Häuptling des mächtigſten Stammes ſtand. Da die Verfaſſung der Indianer mehr eine ariſtokratiſch-republikaniſche war und iſt, ſo beſchränkt ſich das Vorrecht der Häuptlinge hauptſächlich auf die oberſte Anführerſchaft im Kriege, und deſpotiſche Gewalt iſt ihrer Stellung fremd.

Von der früheren Geſchichte der Indianer weiß man nichts Beſtimmtes. Man vermuthet, daß Amerika vermittelſt der Behringsſtraße von Aſien her zuerſt bevölkert worden ſei und daß die

Urbewohner Amerika's Stammverwandte der Tartaren des östlichen Asiens seien. In Mexiko, Centralamerika und Peru finden sich Denkmale alter Baukunst vor, welche auf das einstige Dasein von Völkern schließen lassen, die einen hohen Grad von Kultur besaßen. Schriftliche Denkmäler ihrer früheren Geschichte besitzen die Einwohner nicht; doch lebt auch unter ihnen die Sage von jener großen Fluth, welche ein so wichtiges Ereigniß in der Urgeschichte unserer Erde bildet.

Kurze Unterbrechungen abgerechnet, standen die Pilgrime lange Zeit in friedlichem Verkehr mit den Eingebornen, denn die puritanischen Kolonisten zeigten in ihren Beziehungen zu den rothen Männern die strengste Redlichkeit. Die Indianer sahen ihr Eigenthum durch diese äußerst strengen Männer viel weniger gefährdet, als durch die andern Europäer, welche in spätern Zeiten die unglücklichen Eingebornen von Zufluchtsort zu Zufluchtsort verfolgten und grenzenlos elend machten. Sie dauert noch jetzt fort, diese unberechtigte Verfolgung, und bald werden die armen Söhne der rothen Race vom Erdboden vertilgt sein und nur noch in Lied und Sage leben.

Die weißen Ansiedler erwarben ihre Ländereien von den Eingebornen durch Kauf oder Tausch, wobei freilich oft ungeheure Strecken indianischer Jagdgründe um kindisches Spielzeug hergegeben wurden; da jedoch diese wohlfeil erworbenen Ländereien aus Urwald und Prairie bestanden, so bedurfte es immerhin noch der angestrengtesten Thätigkeit, um sie nutzbar zu machen.

Die Kolonisten von Plymouth waren zuerst mit dem Sachem (Häuptling) der Wampanogs, Massasoit, in Verkehr gekommen, der auf Montaup (englisch Mount Hope) wohnte, einer Landzunge, welche sich weit in einen Arm der Naraganfett-Bai erstreckte. Als dann Abgesandte der Kolonie den Häuptling von einer Krankheit herstellten, welche seine Pauwau's (Beschwörer, Zauberer, Medizinmänner) nicht zu vertreiben vermocht, wurde der dankbare Rothe lebenslang ein treuer und standhafter Freund der Weißen. Ganz anders verhielt es sich mit Canonicus, dem Haupt des Naraganfettbundes. Dieser schien das Schicksal zu ahnen, das seiner Race von Seiten der weißen Eindringlinge bevorstand, und beschloß daher, einen Schlag zu führen, so lange die Anzahl derselben noch klein war. Der ehrliche Rothe ging dabei offen zu Werke und sandte

dem Gouverneur Bradford eine Kriegserklärung in Form eines mit Klapperschlangenhaut zusammengebundenen Pfeilbündels. Allein Bradford antwortete in einer Weise, die den Indianern Respekt einflößte, denn er schickte die Schlangenhaut mit Pulver und Blei gefüllt zurück, und mit den Feuerwaffen der Weißen, die Blitz und Donner entsandten, wollten die Rothen Nichts zu thun haben. Man hörte daher lange Nichts mehr von feindlichen Absichten der Naraganfetts.

Bald aber brach ein blutiger Krieg zwischen den Ansiedlern von Connecticut und den Pequods, den ursprünglichen Besitzern des Landes, aus. Der Häuptling der Pequods, Sassacus, ein kühner und hochsinniger Mann, bemühte sich, alle rothen Stämme von Neu-England gegen die Weißen zu vereinigen; allein der angeerbte Haß der Indianer unter einander, welcher stets eine Hauptursache ihres Unglücks war, ließ den Plan nur theilweise gelingen, denn die den Pequods feindlichen Mohikans schlugen sich mit ihrem Häuptling Uncas auf die Seite der Weißen und ebenso brachte diesen Miantonomo, der Mit-Sachem des Canonicus, zweihundert Naraganfetts als Hülfstruppen. Mit solchen Verstärkungen unternahmen nun die Ansiedler den Kampf gegen Sassacus, in welchem sechszehnhundert Pequods erschlagen wurden. Ihr Häuptling mußte bei den Mohawks am Hudson Zuflucht suchen, die Ländereien der Pequods wurden als erobertes Besitzthum der Weißen erklärt und die Ueberbleibsel des besiegten Stammes als Unterthanen behandelt.

Der Schrecken und die Trauer, in welche die junge Kolonie durch den Pequodkrieg versetzt wurde, sowie die von Seiten der Eingebornen beständig drohende Gefahr bestimmten die Ansiedler, mit sämmtlichen Kolonien von Neu-England ein Schutz- und Trutzbündniß gegen alle äußeren Feinde einzugehen. Diese Vereinigung vergrößerte die Macht der Kolonien so sehr, daß sie nun im Stande waren, den Indianern Gesetze vorzuschreiben. Uncas unterwarf sich den Weißen ohne Rückhalt; dem stolzen und klugen Miantonomo aber ließen die rastlosen Fortschritte der Eindringlinge keine Ruhe, besonders als die späteren Ansiedler nicht mehr durchweg das gerechte und rücksichtsvolle Benehmen der Pilgerväter gegen die Rothen beobachteten und diesen durch häufige Gebietsverletzungen Anlaß zu gegründeten Klagen gaben. Miantonomo brütete daher längere

Zeit über Plänen gegen die Blaßgesichter und suchte auch Uncas für dieselben zu gewinnen, allein dieser erfuhr so viele Begünstigungen von den Weißen, daß er sich nicht mit den Naraganssettern gegen sie verbünden wollte. In Folge dessen erhob nun Miantonomo Fehde gegen den Mohikanerhäuptling Uncas, fiel aber im ersten Treffen durch Verrath zweier Unterhäuptlinge in die Hände seines Gegners, welcher ihn den Kolonisten von Connecticut überlieferte. Der Rath der Kolonie war der Ansicht, daß es für Uncas wie für die Weißen keine Sicherheit gäbe, so lange Miantonomo, dessen unermüdliche Verfolgungswuth man kannte, am Leben wäre, und so wurde sein Tod beschlossen. Damit aber das Blut des Sachems die Kolonie nicht beflecke, ward er seinem Feinde Uncas zum Tödten übergeben, welcher dem Unglücklichen im Gebiete der Mohikans mit einer Keule von hinten den Kopf zerschmetterte. Der Ort, wo dieser Mord geschah, heißt noch jetzt die „Sachems-Ebene". Die Naragansetts geriethen beim Empfang dieser Botschaft in unbeschreibliche Wuth; allein die Rache mußte vertagt werden. Vergessen ward diese schändliche Mordthat nicht, und wir hörten bereits den Indianerhäuptling bei jener nächtlichen Zusammenkunft davon sprechen.

Am unabhängigsten von der Herrschaft der Weißen hielten sich fortwährend die Völkerschaften der Pokanokets, an deren Spitze der Stamm der Wampanogs stand, welcher mit den Kolonisten von Neu-England einen Freundschaftsvertrag abgeschlossen hatte. Metacom, das Oberhaupt desselben, von den Weißen König Philipp genannt, einer der ausgezeichnetsten Männer, welche der Indianerstamm hervorgebracht, war zugleich Bundeshäuptling der Pokanokets. Auch in ihm glühte ein tiefer Haß gegen die weißen Eindringlinge und er machte es zur Aufgabe seines Lebens, die Jagdgründe seiner Väter von den Blaßgesichtern zu säubern. Aber längere Zeit wußte er mit ächt indianischer Schlauheit seine Absichten zu verbergen und erst von 1670 an ließ er seine feindlichen Gesinnungen deutlicher durchblicken, bis er endlich in dem Zeitpunkte, in welchem unsere Erzählung spielt, den schon einige Zeit gestörten, aber immer wieder vermittelten Frieden in schrecklichster Weise unterbrach.

Obwohl die Kolonisten in solchen Gefahren von Seiten der rothen Eingebornen ganz auf sich allein angewiesen waren, und sie

überhaupt ihr Gemeinwesen und ihr kirchliches Leben ganz nach ihrem Sinne einrichteten, so betrachteten sie sich doch, wenn auch durch das Weltmeer von dem Mutterlande getrennt, fortwährend als Unterthanen der Krone von England und verfolgten daher die Ereignisse, welche ihr altes Vaterland bewegten, mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme. Die fortdauernde Verfolgung der Nichtconformisten führte alljährlich Hunderte, ja Tausende über's Meer und in das Land, wo ihre vorangegangenen Brüder eine freie Heimat gefunden. Als dann in England noch die Verfolgung der Mitglieder des hohen Gerichtshofes begann, welcher Karl I. gerichtet hatte, flohen mehrere dieser Männer, um dem Tod durch Henkershand zu entgehen, nach Neu-England, wo sie von den Kolonisten gastlich aufgenommen und heimlich gegen die Vollstrecker der königlichen Rache, welche den Flüchtigen gefolgt waren, in Schutz genommen wurden.

Siebentes Kapitel.

Niederlassungen der übrigen Europäer. — Eine päpstliche Bulle. — Bukanier und Flibustier. — Die Küstenbrüderschaft. — Die Insel la Tortüe ein Seeräuberstaat. — Der Vertilger.

Einer der neueren Geschichtschreiber vergleicht die Geschichte Amerika's mit der von Rom. Wie bei der Gründung der ewigen Stadt aus allen Gegenden Italiens ein buntes Gemisch von Menschen zusammenströmte, um am Ufer der Tiber Sicherheit, Wohnsitze und Beute zu suchen, so brachten bald nach der Entdeckung des neuen Welttheils alle seefahrenden Völker Europa's Schaaren von Wanderern auf die unermeßlichen Küsten des wenig bevölkerten Amerika.

Nur ein sehr kleiner Theil derselben durchschiffte in so lauterer Absicht, wie die englischen Puritaner, das atlantische Meer. Die weitaus größere Zahl wurde von Ehrgeiz, der Lust zu Abenteuern und schrankenloser Freiheit, hauptsächlich aber von Beutelust hingetrieben; denn der Ruf der unermeßlichen Reichthümer, welche in

den eroberten Ländern gefunden wurden, war eine Lockung, die den Unternehmungsgeist zu den unerhörtesten Wagnissen trieb und eine zweite Völkerwanderung veranlaßte, welche von Jahr zu Jahr zu riesenhafterem Umfange anschwoll und noch in unseren Tagen in Bewegung ist, sei es, um in den Minen Kaliforniens nach Gold zu graben, sei es, um in Urwald und Prairie als Farmer zu wirthschaften, oder endlich, um sein Talent und seine Arbeitskräfte besser verwerthen zu können, als es in Europa möglich ist.

Die verschiedenen Völker ließen sich bei der Wahl ihrer Niederlassungen wahrscheinlich zum größten Theil durch die klimatischen Verhältnisse bestimmen; denn die nördlicheren, wie Franzosen, Holländer und Engländer, setzten sich hauptsächlich in Nordamerika, Mexiko und den westindischen Inseln fest. Die Spanier hatten sich im Jahre 1493 vom Papst Alexander VI. eine Schenkungsurkunde über die neuentdeckten Länder erwirkt, auf welche zwar weder der Papst noch Spanien nicht das geringste Anrecht und von deren Ausdehnung weder Schenker noch die Beschenkten einen Begriff hatten. Auf diese Bulle sich stützend, hielten sich nun die Spanier für die einzigen rechtmäßigen Besitzer der transatlantischen Küsten und behandelten demzufolge die Seefahrer anderer Nationen, welche die Verwegenheit besaßen, die Gewässer zu befahren, die sie als zugehörig ansahen zu dem Erdstrich, welchen der Statthalter Christi ihnen geschenkt, als Piraten. Dies hielt jedoch holländische, englische und französische Abenteurer und Handelsleute keineswegs ab, in der neuen Welt ihr Glück zu versuchen, und so wurden die Meere zwischen den Wendekreisen und hauptsächlich die Gestade Westindiens zu einem Tummelplatz erbitterter Kämpfe, an denen sich verwegene Abenteurer verschiedener Nationen, besonders aber französische Glücksritter betheiligten.

Eine Anzahl solcher Abenteurer hatte sich auf der kleinen Insel la Tortüe festgesetzt und beschäftigte sich dort mit der Jagd, welcher das nahegelegene, von wild gewordenen Schweinen und Rindern wimmelnde Gestade von Hayti reiche Beute sicherte. Man nannte sie Bukanier, ein von dem indianischen Worte Bukan abgeleiteter Name, welches den Platz bedeutet, wo die Jäger ihre Jagdbeute gemeinschaftlich dörren und räuchern, oder auch den hölzernen Rost, der zu diesem Behufe aufgestellt wird. Als sie aber

trotz ihrer friedlichen Lebensweise von den Spaniern gestört wurden, vergalten sie Feindschaft mit Feindschaft und vereinigten sich mit der bereits bestehenden Flibustiergesellschaft auf der Insel St. Christoph unter dem Namen der Küstenbrüder zu einer Gesellschaft, welche bald zu einem Seeräuberstaat anwuchs, der den Spaniern furchtbaren Schaden zufügte, denn das Hauptziel ihrer Angriffe waren die spanischen Silberflotten, welche die Ausbeute der Minen Amerika's nach Europa bringen sollten. Zusammengedrängt in offene, schnellsegelnde Boote (Fly-boat, von denen die Benennung Flibustier hergeleitet wird), trotzten sie Tag und Nacht auf hoher See und in den zahllosen Klippen der Antillen den Elementen und gingen jedem spanischen Fahrzeug, welches sie zu Gesicht bekamen, selbst den größten und bestbewaffneten, mit tollkühner Verwegenheit zu Leibe. Waren sie nahe genug an den Feind herangerudert, so entsandten ihre Büchsenschützen ein so wirksames Feuer auf die Stückpforten des angegriffenen Schiffes, daß seine Kanonen unmöglich gehörig bedient werden konnten, während eine einzige wohlgezielte Lage derselben die Piraten hätte vernichten können. Gelang diesen vollends die Enterung des feindlichen Schiffes, so säbelten sie gewöhnlich die Mannschaft desselben nieder, denn die Flibustier gaben keinen Pardon, wie sie auch selbst keinen empfingen. Auf solche Weise eroberte unter Anderm der Flibustierkapitän Michel Basque ein mit einer Million Piaster beladenes Schiff der spanischen Silberflotte. Zur Bergung der gemachten Beute bot der Hauptwaffenplatz la Tortüe, wo ein starkes Fort angelegt worden war, geeignete Gelegenheit.

In den Kämpfen, welche zwischen den Spaniern und Flibustiern gefochten wurden, trat unter den Küstenbrüdern eine Reihe von Helden auf, welche Thaten vollbrachten, die oft geradezu unmöglich erschienen. So enterte Pierre le Grand mit nur achtundzwanzig Gefährten die Galeone des spanischen Admirals, nachdem er in das eigene Fahrzeug ein Loch gehauen, um seinen Leuten nur die Wahl zwischen Sieg oder Tod zu lassen. Der gefürchtetste unter allen diesen Helden aber war ein Franzose aus Languedoc, Namens Montbar. Dieser hatte als Knabe von den unerhörten Grausamkeiten gehört und gelesen, welche die Spanier an den Ureinwohnern von Westindien geübt. Ein grimmiger Haß gegen die Spanier erfüllte

ihn, und als er vernahm, daß die Flibustier die unerbittlichsten Bekämpfer derselben seien, beschloß er voll edeln Rachegefühls, in die Küstenbrüderschaft zu treten. Er wurde bald der Schrecken der westindischen Meere und die Spanier bezeichneten ihn ganz richtig mit dem Namen „der Vertilger" (el Exterminador). Den Glanzpunkt seiner eigenen Lebensgeschichte wie auch der Geschichte der Küstenbrüderschaft bildet ein Unternehmen, welches ich meinen jungen Lesern im Laufe dieser Erzählung schildern werde.

Achtes Kapitel.

Im Urwalde. — Lovely und die Indianerin. — Puritanische Taufnamen. — Ein erspähtes Geheimniß. — Die Botschaft. — Die rothen Krieger haben mit dem Tomahawk in den Kriegspfahl gehauen. — Eine Gabe der Freundschaft.

Seid ihr auch schon an einem schönen Sommermorgen in einem großen Walde gewesen und hat euch da nicht so zu sagen ein Gefühl von Andacht beschlichen, als ob ihr in einem gewaltigen Dome wäret? Labtet ihr euch da nicht an dem frischen Harzgeruch, dem kühlen Säuseln und dem feierlichen Rauschen der Wipfel, an dem tausendstimmigen Gesange der Vögel und den grüngoldenen Lichtern, die verstohlen durch die tausendfach verschlungenen Aeste fielen? Fühltet ihr euch nicht ganz froh und glücklich in der grünen, duftigen Waldeinsamkeit?

Solche Empfindungen hegte wenigstens das junge Mädchen, welches an einem hellen Junimorgen einsam auf einem schmalen, oft kaum wahrnehmbaren Fußpfad durch einen der Urforste Neu-Englands dahinschritt. Die Anstrengung eines weiten, labyrinthischen Weges hatte die Wangen des Mädchens mit einem höheren Roth gefärbt. Sie hatte das lange, dunkle Gewand aufgeschürzt, mit der rechten Hand hielt sie den Henkel eines großen thönernen Kruges und am linken Arm trug sie einen mit einem Deckel verschlossenen, aus Schilf geflochtenen Korb, der, aus den Bewegungen seiner Trägerin zu schließen, fast zu schwer für ihre zarte Gestalt war.

Meine jungen Leser errieten vielleicht schon, daß wir hier wieder dem lieblichen Mädchen begegnen, welches wir unter dem bedeutsamen Namen Lovely (Lieblich) kennen gelernt haben.

Als Lovely zu einer vielhundertjährigen Lebenseiche gelangt war, deren dunkles Blätterwerk über und über mit silbergrau blinkenden Büscheln spanischen Mooses behangen war, stand sie einen Augenblick unter derselben still, um auszuruhen. Mit Begierde sog sie den frischen Waldhauch ein und ihre heiterblickenden Augen verriethen, daß sie entzückt sei von der zauberischen Pracht des Urforstes mit seinem üppigen Pflanzenwuchse und den geheimnißvollen Schauern der selten betretenen Waldnacht. Nachdem sie hier einige Zeit in beschaulichem Sinnen verweilt, schritt sie nachdenklich weiter, und aus der Gewandtheit, mit welcher sie die Hindernisse vermied, welche die dichtverschlungenen Ranken von Schlingpflanzen ihr häufig in den Weg legten, ließ sich leicht erkennen, daß sie bereits mit solchen Pfaden vertraut war. Am Ufer eines rauschenden Baches angekommen, stieg sie eine jähansteigende Anhöhe hinan, das von dort herabfallende Wasser zum Führer nehmend. Oben angelangt, sprang sie über ein zweites Bächlein hinweg, welches sich hier mit dem größern Gießbach vereinigte, schritt dann einer ungeheuren Fichte zu und drang hier rasch und sicher in das Gestrüppe hinein. Nach wenigen Schritten öffnete sich dasselbe und Lovely betrat eine schmale eirunde Lichtung, welche von drei Seiten von gewaltigen Eichen, Fichten und Ahornbäumen und von einer Seite von einer wildzerrissenen, von himmelhohen Tannen überragten Felsengruppe eng umschlossen war. Aus einer Spalte des verwitterten Gesteins brach murmelnd eine reiche Quelle hervor.

Das war ein so versteckter, so stiller und einsamer Platz, daß man vermeint hätte, er sei noch nie von einem menschlichen Fuß betreten worden. Allein Lovely war schon manchen Morgen hier gewesen, um einer heiligen Pflicht Genüge zu leisten und ihren Krug mit dem klaren Wasser der Quelle zu füllen. Jedesmal und so auch heute betrachtete sie den wildschönen Ort mit Behagen, dann stellte sie ihren Korb auf das Moos und bückte sich nieder, um ihren Krug in das kühle Wasserbecken zu tauchen.

Aber bevor noch der Krug voll war, richtete sie sich plötzlich mit einem leisen Schrei des Schreckens wieder auf.

Sie hatte in der neben ihr befindlichen Felsenspalte eine dunkle menschliche Gestalt wahrgenommen.

Ihr Schrecken legte sich jedoch sofort, als sie aus der Felsgrotte eine Indianerin hervor und auf sich zu kommen sah, welche mit freundlicher Geberde die rechte Hand gegen sie ausstreckte und sie in verständlichem, wenn auch eigenthümlich gefügtem Englisch und mit fremdartigem Accente anredete:

„Junge Squaw mich nicht fürchten. Hih-lah-dih Freundin sein von jungen Weißgesichtmädchen; kein Krieger sein, der Skalpe will."

Das Lächeln und die sanfte, liebliche Stimme des anmuthigen Indianermädchens beruhigten Lovely vollständig, um so mehr, als sie während ihres Aufenthaltes in Connecticut häufig Gelegenheit gehabt hatte, mit Eingebornen zusammenzutreffen und ihre Redeweise und sonstigen Eigenthümlichkeiten einigermaßen kennen zu lernen.

Die Erscheinung der Indianerin war durchaus geeignet, Jedermann und besonders ein junges Gemüth für sie einzunehmen. Das rothe Mädchen war von mittelhohem, äußerst zierlichem und schlankem Wuchse und zeigte in allen Gebärden und Bewegungen eine unbeschreibliche Grazie. Ihre Gesichtszüge durften schön genannt werden und aus den großen, schwarzen, in bläulichem Weiß schwimmenden Augen leuchtete eine seelenvolle Milde, die aber bei heftigen Regungen in einen funkelnden Glanz überging. Ihre Kleidung war einfach, aber sittsam. Sie trug eine Tunika von dunkelbraunem Wollenzeug und ähnliche Beinkleider, an die sich Mocassins anschlossen, welche mit Stickereien von Stachelschweinnadeln verziert waren. Ihr glänzend schwarzes Haar war hinten in einen einfachen Knoten geschürzt, um den ein rosaseidenes Tuch turbanartig gewunden war, und um ihren schlanken Hals schlang sich eine in Gold gefaßte Korallenschnur.

Bei der Zutrauen erweckenden Anrede des Indianermädchens zögerte Lovely nicht, ihren Gruß freundlich zu erwidern. Sie ergriff daher die dargebotene Hand der Fremden und sagte mit Herzlichkeit:

„Meine Schwester ist willkommen."

Die Indianerin erwiderte den Händedruck, legte ihre linke Hand auf die rechte Schulter des weißen Mädchens und musterte die neugewonnene Bekannte von Kopf bis zu den Füßen mit prüfenden Blicken.

Lovely schlug bei dieser Besichtigung erröthend die Augen nieder.

„O, nicht roth werden!“ rief die Eingeborne mit kindlichem Lachen. „Nicht nöthig, sich schämen; meine weiße Schwester sehr schön sein, sehr viel schöner sein als alle die jungen Squaws in den Wigwams der Weißgesichter, fast noch schöner sein als Jh=nis=kin, auf dem großen Donnerkanoe.“

Lovely war überrascht von diesem ungekünstelten Ausbruch der Bewunderung, mehr aber noch von dem Namen Jh=nis=kin, der auch hier wieder an ihr Ohr schlug und der sie an jene seltsame nächtliche Szene in der Ruine auf Rhode=Island erinnerte. Sie wollte eben nach dieser Jh=nis=kin fragen, allein die Indianerin ließ ihr nicht Zeit dazu, sondern fuhr fort:

„Mein Weißgesichtbruder, das Goldhaar ....“

„Das Goldhaar? Thorkil Wikingson?“ unterbrach sie Lovely, deren dankbares Gemüth sich freute, wieder Etwas von ihren Rettern zu erfahren.

„Thorkil Wikingson,“ wiederholte die Indianerin mit einiger Mühe, „nicht guter Name das für Indianermund, Goldhaar schöner klingen .... Ja,“ fuhr sie dann in ihrem herzlichen Tone fort, „mein Bruder, das Goldhaar, hat mir gesagt, so würde ich meine Schwester finden, so sein ihre Haare, ihre Augen, ihr Mund. Aber wie sein der Name von meiner Schwester?“

„Man hat mir in der heiligen Taufe den Namen gegeben: Lieblich vor dem Angesicht des Herrn, Cordelia.“

Als die Indianerin diesen langen Namen hörte, brach sie in schallendes Gelächter aus.

Gewiß geht es manchem meiner jungen Leser bei diesem seltsamen Namen fast wie dem Indianermädchen, und kann er sich eines Lächelns kaum erwehren. Allein dieser Name war noch nicht so geschmacklos wie viele andere, denn die Puritaner wählten nicht nur mit Vorliebe alttestamentliche Namen, wie Zorobabel, Obededom, Jedediah, Mirjam, Zebedäus u. s. f., sondern gaben den Tauf= und Vornamen Bibelsprüche oder andere fromme Sprüche bei, welchen dann der Geschlechtsname bescheiden hintennach folgte. Da gab es denn Namen wie diese: Lebe du der Auferstehung Jerobeam Emer. — Was auch der Ungerechte mag beginnen den Herrn preise Ezechiel Pimpleton. Als Frauennamen waren moralische Begriffe, wie Hope

(Hoffnung), Love (Liebe), Temperance (Mäßigkeit) u. dergl. sehr beliebt. Da Lovely's Mutter dem Kinde den Namen Cordelia zu geben wünschte, so legte der Vater ihm jenen langen frommen Namen bei, um den seiner Meinung nach zu weltlich klingenden möglichst zu verdecken. Gewöhnlich wurde aber das Mädchen nur mit dem Anfangsworte ihres Namens, Lovely, genannt.

„Langer Name das!" sagte die Indianerin, noch immer lachend. „Lang wie der Connecticutfluß, zu lang für indianisch Gedächtniß. Lovely genug sein, Lovely schön sein; mein Bruder, das Goldhaar, Lovely meine Weißgesicht-Schwester nennen."

Und als sie die etwas verdutzte Miene Lovely's bemerkte, fuhr sie fort:

„Meine Schwester nicht böse sein, daß Hih-lah-dih lachen ob langem Namen."

„Nein, nein," entgegnete Lovely, welche das reizende Naturkind mehr und mehr liebgewann. „Also Du heißest Hih-lah-dih?"

„Ja, Hih-lah-dih. Sieh, der Bronnen da viel berühmt sein bei meinem Volke, rothe Leute ihn nennen Hih-lah-dih, das ist bei Englischleuten die reine Quelle. Da bei der Quelle ich sein zur Welt gekommen und die Squaws mir darum den Namen Hih-lah-dih gaben."

„Ach, so! Wohlan, Hih-lah-dih klingt gut und ist ein Name von schöner Bedeutung. Meine Schwester ist wohl darum in die Nähe der Ansiedelungen gekommen, um die Stätte ihrer Geburt wieder einmal zu besuchen?"

„Hih-lah-dih," erwiderte die Indianerin, indem sie liebkosend den Arm um Lovely's Nacken schlang, „Hih-lah-dih kam, nicht um Stätte der Geburt, sondern weiße Schwester zu suchen."

„Wie?" entgegnete Lovely verwundert, „um mich zu suchen?"

„Ja," bestätigte das rothe Mädchen, „Hih-lah-dih gekommen, um weiße Schwester aufzusuchen, und schon gestern sein gewesen im Verstecke am Brunnen, als Lovely ihren Krug füllte, um greisen weißen Häuptling und großen weißen Krieger zu tränken."

Erschrocken entwand sich Lovely den Armen der Indianerin, deren Worte ein Geheimniß verriethen, das, wie sie glaubte, außer ihr nur dem Richter Eaton, seinem vertrauten Knechte und seit gestern noch einer dritten Person bekannt wäre.

Hih-lah-dih errieth sogleich den Grund der Bewegung Lovely's und sagte daher in theilnehmend beruhigendem Tone:

„Meine Schwester nicht haben Furcht. Indianer haben scharfe Augen, sehen bei Tag, sehen bei Nacht Alles, was in den Wäldern geschieht, sehen über die Wolken hinaus, sehen unter die Erde. Also auch sehen die Spur von zwei großen Kriegern, welche im Lande der Weißen jenseits des großen Salzsees den Skalp eines großen Sachems genommen? Indianer auch scharfe Ohren haben, Alles hören, was hören wollen. Hih-lah-dih gestern Alles gehört, was meine weiße Schwester auf dem Wege nach der Höhle mit dem Plymouth-Krieger, den rothe Leute nennen kleinen Feuerspeier, hat geredet."

Diese Worte der Indianerin steigerten Lovely's Angst immer mehr. Sie war so beklommen, daß sie kein Wort hervorbrachte, sondern nur bittend die Hände faltete und einen flehenden Blick auf das rothe Mädchen warf.

„O, nicht sein bange," fuhr Hih-lah-dih beschwichtigend fort. „Rothe Leute keinem Weißgesicht die Höhle verrathen. Wampanogen, Pokanoketen, Naraganfetter treu sein ihren Freunden, treu sein Haddoh-Manituh, der Freund sein von rothem Mann. O, rother Mann gerne die Freunde der Zunge des guten Geistes schützen."

„Meine Schwester kommt von Roger Williams, welchen ihr Volk die Zunge des guten Geistes nennt?" fragte Lovely, durch Nennung dieses Namens einigermaßen beruhigt.

„Hih-lah-dih horcht gerne der Stimme des Haddoh-Manituh, die sanft klingt wie Säuseln des Frühlingswindes im jungen Laube," entgegnete die Indianerin in der bilderreichen Sprache ihres Volkes. „Aber Hih-lah-dih die Zunge des guten Geistes seit vielen Sonnen nicht gesehen haben, sie heraufkommen von der Salzsee, sie kommen als Bote eines jungen Weißgesichtkriegers, schlank wie die Schirlingstanne, stark wie die Eiche, hellsehend wie der Luchs, rasch wie der Panther, großer Jäger, großer Krieger, so groß wie der graue Bär, wie der Sachem der Naraganfetter, wie der Sachem der Wampanogen. Hih-lah-dih kommen als Botin des Goldhaars. Das Goldhaar lebt in dem Herzen des Weißgesichtmädchens?"

„Ja, Thorkil Wikingson hat einen Platz in meinem Herzen,"

bestätigte Lovely, „denn der Herr, unser Gott, gebietet Dankbarkeit gegen unsere Wohlthäter. Thorkil hat mir und denen, die ich mehr liebe als mein Leben, die größten Dienste geleistet: ich möchte ihm Schwester sein."

„Und Hih-lah-dih," fiel die Indianerin lebhaft ein, „so großem Krieger mögen nachtragen seine Waffen, ihm nähen sein Jagdhemd, ihm rösten sein Wildpret .... Aber jetzt muß Hih-lah-dih übernommene Botschaft bestellen, denn sie muß weit weg sein von hier, wenn die Sonne erreicht hat Mittagshöhe. Meine Weißgesichtschwester Ohren öffnen mag."

„Ich höre, liebe Hih-lah-dih."

„Gut, das Goldhaar und auch der graue Bär (meine jungen Leser merken wohl, daß unter diesem Groot Willem verstanden ist) lassen sagen meiner Schwester, daß nicht gut sei bleiben in Swanzey. Meine Schwester aufmachen sich soll mit Vater und altem Vater und gehen nach Providence in das Wigwam des Haddoh-Manituh, wo allein sein rechte Sicherheit für Blaßgesichter."

„Wie, sind die grausamen Verfolger uns schon wieder auf der Spur?"

„Nein, nicht Verfolger von jenseits des großen Salzsees. Rother Mann den Kriegstanz tanzen in allen Dörfern, rothe Krieger alle kommen in Freundschaft zusammen, nur nicht Hunde von Pequods. Indianer wollen den Tomahawk ausgraben und erheben gegen die Weißgesichter. Zu viele derselben für armen rothen Mann. Blaßgesichtvolk erst klein, wie Bächlein da, aber geworden nach und nach groß, wie ein großer Strom im Norden, wie Salzsee, und wegschwemmen wollen rothes Volk. Rothe Krieger aber Jagdgründe ihrer Väter behaupten müssen, sonst zürnen Manituh."

„Wenn ich meine Schwester recht verstehe," sagte Lovely höchlich beängstigt, „so hat ihr Volk Feindliches im Sinne gegen das meinige. Aber die Eingeborenen halten ja schon längere Zeit Frieden mit den Pilgern der Wildniß?"

„Wohl," versetzte die Indianerin, „aber Sachems meinen, Zeit sein, das Kriegsgeschrei anzustimmen."

„Das ist eine traurige Nachricht. Will meine Schwester nicht mit mir in das Dorf gehen, um dort genauere Mittheilungen zu machen? Mein Volk würde ihr gewiß sehr dankbar sein."

„Hih-lah-dih Nichts haben in Dorf zu thun," antwortete die Indianerin mit einem leichten Anflug von Mißtrauen. „Wampanogenmädchen nicht gerne gesehen in Blaßgesichtdorf. Hih-lah-dih nicht sein gesendet in Dorf, gesendet sein von dem Goldhaar an Lovely, nur an Lovely, und Dank haben will nur von dem Goldhaar, nicht von altem bösem Häuptling im Dorf."

Als Lovely nachdenklich schwieg, fuhr das rothe Mädchen mit ernstem Tone fort:

„Meine Schwester die Warnung des Goldhaars nicht darf lassen unbeachtet; das Goldhaar und der graue Bär viel gelten bei rothen Leuten, viel gelten bei Sachems und wissen, daß der Tomahawk soll erhoben werden. Beide es gut meinen mit Lovely. Sagen lassen, nicht gut sei, bleiben in Swanzey, Schwester sich aufmachen soll mit Vater und altem Vater, zu gehen nach Providence. Gehen rasch, nur heute noch offen sein der Pfad durch die Wälder. Rothe Krieger zornig sein und mit dem Tomahawk haben in den Kriegspfahl gehauen."

„Ach, das ist schlimm, Hih-lah-dih, sehr schlimm. Aber ich selbst kann da keinen Entschluß fassen, ich kann Deine Warnung nur denen, welchen mein Leben angehört, mittheilen und muß mich ihren Beschlüssen fügen. Aber mein oder vielmehr unser Dank wird Thorkil nicht fehlen."

„Gut. Lovely gehört haben die Botschaft des Goldhaars. Aber Hih-lah-dih wollen, daß das Goldhaar sagen, Hih-lah-dih gute Botin sein, Schwester ihr mitgeben ein Zeichen, welches sagen, daß Botschaft sei gut bestellt worden."

Lovely besann sich einen Augenblick. Sie stellte die soeben vernommene Nachricht mit jener seltsamen nächtlichen Berathung zusammen, welche sie in der Ruine belauscht hatte, und es schmerzte sie tief, annehmen zu müssen, daß ihre Wohlthäter, die beiden Trapper, in einen unheilvollen, vielleicht verbrecherischen Anschlag verwickelt seien. Dann knüpfte sie das dunkelfarbige, unter dem Kinne festgebundene Flortüchlein los, womit sie nach der Sitte der puritanischen Frauen Scheitel und Schläfen züchtig verhüllt hatte, und übergab es der Indianerin mit den Worten:

„Da, zeig' ihm dies und sag' ihm, daß ich ihm nicht nur für seine früheren Dienste, sondern auch für diese Botschaft immer

dankbar sein werde .... Aber sag' ihm auch, er möge sich nicht verleiten lassen, auf bösen Wegen zu wandeln, und bedenken, was seiner Abstammung, seiner Farbe und seinem Glauben gezieme."

„Hih-lah-dih Alles sagen will, was junges Mädchen einem so großen Krieger sagen darf," entgegnete die Indianerin, das Tüchlein zu sich steckend.

Hierauf nahm sie ihr Korallenhalsband ab, legte es Lovely um den Hals und sagte, während sie das Schloß des Schmuckes befestigte:

„Gut sein, dies anhaben. Krieger der Wampanogen es kennen, auch Häuptlinge es kennen; gut sein, wenn meine Schwester zusammentrifft mit rothen Männern."

Dann küßte sie Lovely auf Stirne, Augen und Mund, wandte sich dem nahen Gebüsche zu, von wo sie noch einmal freundlich mit der Hand winkte, und verschwand, der Antilope gleich durch die Wälder setzend.

Neuntes Kapitel.

Das Dorf Swanzey. — Puritanische Versammlungshäuser. — Richter Eaton und Hauptmann Knirps. — Ein Vaterschmerz. — Schwester Mabel. — Aufschlüsse über die Familienverhältnisse der beiden Obersten. — Es geschehen Wunder und Zeichen. — Ein bekehrter Indianer wird zum Märtyrer. — Rüstungen der Ansiedler.

Während der soeben geschilderten Szene im Walde schritten am Saume desselben zwei Männer in ernster Unterredung auf und ab.

Sie waren langsam von den zerstreuten Häusergruppen des Dorfes Swanzey hergekommen, welches eine jener vereinzelten Stätten der Civilisation war, die man in den spärlichen Rodungen der Urwälder zwischen dem Pawtucket- und dem Tauntonfluß bis zur Naragansettbai hinab fand.

Aus dem Walde hervorbrechend, durchschlängelt der Bach, an dessen Quelle wir Lovely und Hih-lah-dih trafen, in lebhafter Strömung eine muldenartige Niederung, deren treffliche Bepflanzung von dem regen Fleiß einer ackerbauenden Bevölkerung zeugte. Mais-

felder wechselten hier mit Anpflanzungen von Hülsenfrüchten und tiefgrünen Matten, und kräftige junge Obstbäume, die zum Theil noch in ihrem Blüthenschmuck prangten, beschatteten mit ihren Aesten die Häuser und Gehöfte, und zwar hauptsächlich auf der Rückseite, denn die Vorderseite der Wohnungen nahm gewöhnlich ein wohlbebauter Gemüsegarten ein, in welchem neben dem Nützlichen auch das Schöne, d. h. Blumen gepflegt wurden. Rechts und links zwischen diesen Gärten rauschte der Bach hin, dessen beide Ufer durch mehrere Stege mit einander verbunden waren. Das Dorf bildete keine regelrechten Gassen, sondern bestand theils aus völlig einzeln stehenden Behausungen, theils, und zwar viel seltener, aus Gruppen von drei oder vier Häusern, die in streng puritanischem Sinne mit größter Einfachheit erbaut waren und daher auch eine gewisse Einförmigkeit zeigten. Sie bestanden fast durchgängig aus Holz, und so konnte man an der helleren oder dunkleren Farbe desselben nicht nur die älteren und neueren Gebäude unterscheiden, sondern auch die Veränderungen wahrnehmen, welche im Verlaufe der Zeit die rohe hinterwäldlerische Blockhütte nach und nach zu einer behaglicheren Behausung gestaltet hatte. Zunächst dem Walde stand eine Mahl- und Sägemühle, deren zwei Räder durch den mittelst eines kunstlosen Wehrs gedämmten Bach in Bewegung gesetzt wurden. Jenseits des Wassers und etwas näher dem Dorfe zu bildete die mälig sich abdachende Thalwand eine Art natürlicher Terrasse, deren Rand auf allen vier Seiten mit einer Reihe starker Pallisaden eingefenzt war. Innerhalb dieser Umzäunung erhob sich ein aus Backsteinen erbautes Haus mit ausgedehnten Stallungen und Schuppen. Dieses Gebäude, im Dorfe des „Richters Haus" genannt, zeichnete sich sowohl durch seine Solidität als auch durch seine Glasfenster aus, welch letztere bei den übrigen Häusern der Niederlassung durchweg durch ölgetränkte Papierscheiben ersetzt wurden. So stattlich sich jetzt des Richters Haus ausnahm, so war es, nach den alten Obstbäumen zu schließen, welche den Garten beschatteten, doch wahrscheinlich das älteste im Dorfe. Von dem durch ein mächtiges Bohlenthor verschlossenen Haupteingang der Umzäunung führte ein steiler, jedoch auch für Fuhrwerke zugänglicher Weg an den Bach herunter und über einen breiten Steg auf das jenseitige Ufer. Hier stand auf einem ziemlich großen

freien Platz ein ebenfalls aus Backstein aufgemauertes Gebäude, das zwar an Größe die Dorfwohnungen weit übertraf, jedoch ganz und gar einem viereckigen Schuppen von äußerster Einfachheit gleichsah. Meine jungen Leser werden kaum errathen, daß dieses Gebäude, dem ein Nichtpuritaner schwerlich seine heilige Bestimmung angesehen hätte, die Dorfkirche war. Es entsprach dies jedoch ganz der Sinnesweise der Pilgrime, welche sogar die Stätten ihrer gemeinschaftlichen Andacht nicht „Kirchen", sondern bloß „Versammlungshäuser" nannten und mit Aengstlichkeit jeden Schmuck und alle religiösen Zierrathen, die, wie sie sich ausdrückten, an den alten „Götzendienst" erinnern könnten, davon ferne hielten. So war denn auch das Versammlungshaus von Swanzey im Aeußern und Innern nach streng puritanischem Style erbaut.

Doch wenden wir uns jetzt zu den beiden Männern, welche aus dem Hause des Richters kamen und die Halde gegen den Waldsaum zu aufwärts wandelten.

Der Aeltere von Beiden ist ein Greis von strengem Aussehen, dessen hohe Gestalt weder durch das Alter, noch durch sein schweres Geschick gebeugt worden war. In dem scharfen grauen Auge, in den Gesichtszügen und der Haltung des Mannes lag etwas Gebieterisches, und wirklich erzählt uns die Geschichte der Kolonisation von Neu-England, daß der Richter Theophilus Eaton — denn diesen haben wir vor uns — ein Charakter von eiserner Willenskraft und ungewöhnlicher Selbstbeherrschung gewesen sei, und daß seine strenge Religiosität und sein thatkräftiges Durchführen der Grundsätze des Puritanismus ihm außerordentliches Ansehen in den Kolonien verschaffte. Seine äußere Erscheinung zeichnete sich durch würdevolle Ruhe und die größte Einfachheit in Tracht, Ton, Geberde und Rede aus, und Niemand hätte aus den granitfesten Zügen seines Antlitzes gelesen, wie viel er in seinem reichbewegten Leben gelitten und daß noch unlängst der herbste Schmerz über ihn gekommen war, der Schmerz, daß der Tod ihm den einzigen Sohn in der Kraft des besten Mannesalters raubte.

Einen ebenso berühmten Namen in der Geschichte der Pilgrime trug Eatons Begleiter, Miles Standish. In dem unansehnlichen Aeußern dieses Mannes hätte Niemand den Held und Ritter der Kolonie von Plymouth gesucht, der er eine lange Reihe von Jahren

hindurch gewesen war. Seine Gestalt erreichte nicht einmal das mittlere Höhenmaß, weßhalb ihm auch seine Gegner den Spottnamen „Hauptmann Knirps“ gegeben hatten. Aber in diesem kleinen Körper wohnte eine Heldenseele und sein gedrungener Bau und seine sehnigen Glieder ließen ihn Anstrengungen aller Art mit Leichtigkeit ertragen. Seine Haltung hatte Nichts von der puritanischen Steifheit an sich, und wenn auch sein Haar nach puritanischem Gebrauch kurz geschoren war, so gaben dagegen eine hohe Stirne, dunkle, unter buschigen Brauen feurig hervorleuchtende Augen und eine Habichtsnase seinem gebräunten Gesichte einen kühnen, gebieterischen Ausdruck, den man bei den „Rundköpfen“, wie die Puritaner von Andersgläubigen spottweise genannt wurden, selten fand. Er trug einen Lederkoller und hohe Reitstiefeln, in denen er sich zwanglos und rasch bewegte, und während sonst gewaltige Waffen einer kleinen Figur etwas Lächerliches verleihen, so standen ihm der lange Degen und die mächtigen Faustrohre, die in seinem Gürtel staken, ganz gut.

Bis zum Saume des Waldes waren die beiden Männer schweigend neben einander hergegangen, den Morgengruß der einzelnen Dorfbewohner, welche ihnen auf dem Felde begegneten, nur mit einer leichten Kopf- oder Handbewegung erwidernd. Jetzt standen sie auf einer erst kurz zuvor gerodeten Stelle still, von wo sie das in idyllischem Morgenfrieden vor ihnen liegende Dorf überblicken konnten. Der hübsche Anblick veranlaßte Standish, das Schweigen zu brechen, indem er sagte:

„Ihr habt Euch da unten einen lieblichen Ort zurecht gemacht, Richter. Welch prächtige Felder, Wiesen und Gärten! Seht nur, wie Alles grünt und blüht! Man darf sich dies Jahr einen gesegneten Herbst versprechen.“

„Ja, Kapitän,“ antwortete Eaton, „die Hand des Herrn, der gepriesen sei für und für, hat sich uns gnädig erwiesen. Sechsunddreißig Jahre sind es nun her, seit ich den Platz, wo jetzt Swanzey steht, zum ersten Mal betrat, und wenn ich daran denke, wie er damals aussah, so muß ich mit dankbarem Herzen die Huld des Höchsten anerkennen, der uns gestattete, inmitten der Wildniß ein sicheres Zelt für seine Bundeslade zu gründen. Der Wald war so wild verschlungen, daß wir kaum eine Stelle fanden, um unsere

Erdhütte aufzubauen, und wie viel Mühe und Schweiß es kostete, bis wir nur den Raum zum ersten Blockhaus gewonnen, das könnt Ihr Euch denken. Dort auf dem nämlichen Platz stand es, wo jetzt mein Haus steht. Und an demselben Tage, wo die Hütte fertig ausgeblockt war, gab mir mein Weib den Sohn, der ...."

Er vermochte nicht weiter zu sprechen, die Stimme versagte ihm. Standish schwieg, denn er war zartfühlend genug, den wieder erwachten Schmerz des Vaters zu ehren. Der Greis hatte bei seinen letzten Worten unwillkürlich den Blick auf den Friedhof gerichtet, welcher von drei Seiten das Versammlungshaus umgab, und als er dort mit den Augen ein noch ziemlich frisches Grab suchte, rollten ihm zwei große Thränen über die gefurchten Wangen herab. Schnell fuhr er mit der Hand über das Gesicht, als schämte er sich dieser Zeugen seines Schmerzes, den er für Schwäche hielt und mit sichtbarer Anstrengung in seine Brust zurückzudrängen suchte. Allein Standish drückte ihm voll freundschaftlicher Theilnahme die Hand und sagte nachdrücklich:

„Freund, die Natur will ihr Recht haben, laßt Euren Gefühlen freien Lauf."

„Ja," versetzte Eaton sich fassend, „der alte Adam ist mächtig in uns Allen .... und .... ich denke, der Herr unser Gott sieht ebenso gern eine kindliche Ergebung in seine Heimsuchungen, als gefühllose Stumpfheit. Ohne Murren, wenn auch nicht ohne Schmerz, beuge ich mich unter die Hand Gottes. Der Herr hat mir ein Kind gegeben, der Herr hat es genommen — sein heiliger Name sei gepriesen! Muß ich doch dankbar sein für all die große Freude, die mir der Sohn lange Jahre bereitete."

„Ja wohl, Richter, denn er war ein trefflicher Mensch, bescheiden und klug in seiner Rede, kühn und wacker im Handeln. Sein Auge wie seine Herzensgüte erinnerten an seine Tante, die arme Mabel ...."

„Still von ihr, Freund, still!" unterbrach Eaton den Kapitän streng, fast unwillig. „Sie ist ausgelöscht aus dem Buche des Lebens, aus dem Register der Gemeinde des Herrn."

„Aber nicht aus Eurem Herzen, Richter, das weiß ich. Eine Schwester, die man so geliebt, wie Ihr Mabel liebtet, eine Schwe-

ster, die Einem eine so treue Gefährtin der Wildniß war, wie sie Euch gewesen, die bleibt unserm Herzen unvergeßlich."

„Dann ist es eine Sünde vor Gott, der seinen Weizenacker vom Unkraut gesäubert wissen will. Der Herr hat mich für meinen thörichten Stolz, eine solche Schwester zu haben, durch sie selbst gezüchtigt. Ich habe mich bemüht, sie zu vergessen .... und es ist mir gelungen."

„Sei es, aber nur noch die Frage: was ist aus ihr geworden?"

„Ich weiß es nicht, ich will es nicht wissen .... O, lieber zehn Söhne verlieren, so, wie ich den einzigen verlor, als eine Schwester, so, wie ich sie verlor .... Sie ist dem Sohne Belials gefolgt, der wie ein reißender Wolf in unsere Heerde brach, ihm, der lieber mit den rothen Heiden zusammenleben wollte, als mit den Anhängern des ewigen Wortes. Ja, sie ist ihm gefolgt, selbst nachdem der Verworfene die gerechte Strafe für seine fluchwürdigen Irrthümer erlitten und bei Todesstrafe aus der Gemeinde verbannt worden war. Er hatte dennoch gewagt, hieher zurückzukehren, und das unglückselige sündhafte Weib hatte nicht die Kraft, ihn von sich zu stoßen."

„Das durfte sie auch nicht; sie war ja seine Frau. War es nicht ihre Pflicht, dem Manne zu folgen?"

„Es gibt aber eine höhere Pflicht, die, das Gebot des Herrn zu befolgen, das da lautet: Du sollst keine Gemeinschaft haben mit den Gottlosen und nicht sitzen, wo die Spötter sitzen .... Doch genug von dieser Sache, und zwar für immer, um das bitt' ich Euch, Freund."

„Ich werde Euren Gefühlen Rechnung tragen, Richter, und wahrscheinlich hätte ich auch heute den Euch so peinlichen Gegenstand nicht berührt, wenn ich nicht bei meinem gestern Abend in der Höhle abgestatteten Besuch an Groot Willem und eine ganz ähnliche Familiengeschichte erinnert worden wäre."

Eaton wollte offenbar ablenken, um nicht neue Erinnerungen zu wecken, denn er fragte:

„Wie fandet Ihr unsere theuren Brüder?"

„Gefaßt und stark im Vertrauen auf den Herrn, der die alte gute Sache schon einmal so glorreich triumphiren ließ. Aber es war dennoch ein schmerzliches Wiedersehen."

„Ich begreife," versetzte der Richter. Dann schlug er die Augen zum Himmel auf, faltete die Hände und sprach mit inbrünstigem Tone: „Wie lange, o Herr, wie lange noch sollen die, die dein Werk mit unermüdlichem Eifer geschafft, in der Wildniß sich bergen müssen, wie der gejagte Panther? Wie lange sollen sie noch fliehen müssen vor den Schergen des götzendienerischen Pharao, dessen Tyrannei und schamloser Lebenswandel das Land verpesten, in welchem dein Erwählter, Cromwell, so herrlich gewaltet hat als ein gerechter Richter in Israel."

„Ich darf wohl sagen, Freund, daß ich so gut wie Einer ein Herz habe für die Trübsale von Alt-England und daß mich die traurigen Zustände unsers alten Vaterlandes tief schmerzen. Aber schmerzlicher war mir doch ein solches Zusammentreffen mit unsern Freunden, deren täglicher Gast ich früher war, denn Duxborough, die alte Halle meiner Vorfahren, liegt nur eine kleine Meile von dem Wohnsitze des Mannes entfernt, welcher vormals einer der Angesehensten unseres Heimatlandes, jetzt keinen Fleck Erde hat, um sein greises Haupt in Frieden zur Ruhe zu legen. Ja, ich war in Whalley-Park wie zu Hause, ich genoß dort Alles, was treue Freundschaft nur zu bieten vermag, und jetzt soll mir nicht vergönnt sein, mein Haus diesen edeln Menschen als Zufluchtsort anzubieten. Ich sag' Euch, Richter, das ist's besonders, was mir wehthut."

Als Eaton schwieg, fuhr Standish nach einer Weile fort:

„Bei meinem Gastfreunde lebten seine Tochter und zwei Enkeltöchter, weil sein Schwiegersohn seines militärischen Standes wegen meistens abwesend war und folglich dessen Haus für seine Frau und die beiden Mädchen gar zu einsam gewesen wäre. Die Jüngere derselben war damals noch ein bloßes Kind; es ist Cordelia, die Ihr kennt. Die Aeltere, Desdemona, war im Alter von sechszehn Jahren und ein schönes, herrliches Wesen."

„Redet nicht weiter, schweigt von der unglückseligen Geschichte, ich kenne sie. Es war eine schreckliche Prüfung für den Großvater und den Vater, daß das Mädchen später so sehr der Thorheit und Sünde verfallen mußte, um gegen den elterlichen Willen einem götzendienerischen Franzosen ihre Hand zu reichen. Und doch — war es nicht zugleich eine gerechte Züchtigung für die sündhafte

Schwäche, dem eiteln Tande der Welt Raum in ihrem Hause zu gestatten und der Mutter der beiden Mädchen ihr leichtfertiges Gefallen an den gotteslästerlichen Werken des William Shakespeare nachzusehen? Hatten sie dem sündhaften Weibe nicht sogar die Thorheit gestattet, ihren Töchtern Namen zu geben, welche aus den elenden Komödien jenes Sittenverderbers entlehnt sind?"

„Darüber läßt sich nicht mit Euch reden, Richter," entgegnete Standish mit sichtbarem Mißmuth über diesen Ausbruch fanatischer Unduldsamkeit. „Aber so viel ist gewiß, daß die Mutter der beiden Mädchen ihr Lebenlang als das Muster einer Tochter und Ehefrau geachtet war, und daß ich selbst mich glücklich geschätzt hätte, Desdemona, obwohl auch sie häufig in Shakespeare las, einst als meine Gattin in die Halle meiner Väter einzuführen. Gegenwärtig liegt mir aber besonders das Schicksal Cordelia's am Herzen, die mich gestern zu den Ihrigen geführt hat. Wie leicht könnte eine unglückliche Schickung das treffliche Mädchen zu einer schutzlosen Waise machen ...."

„Macht Euch deßhalb keine Sorge, Kapitän. Da mein Sohn keine Kinder hinterließ, so sehe ich es als eine Gnade des Herrn an, daß er mir Lovely unter mein Dach schickte. Sie soll meine Tochter sein und es wird ihr auch dann, wenn ich der irdischen Trübsal entronnen sein werde, an des Lebens Nothdurft nicht fehlen. Das Kind ist in der Furcht Gottes erzogen und eine ächte Frucht von dem alten guten Stamm seines Vaters und Großvaters."

„So ist es, denn ich hatte gestern auf unserm Gange nach der Höhle hinlänglich Gelegenheit, das reine Gemüth und den edeln Geist des Mädchens kennen zu lernen, und gerade darum wünschte ich seine Zukunft zu sichern. Nun Ihr es aber unter Euern väterlichen Schutz genommen, so ist Alles gut. Ich hoffe auch, daß unsere verfolgten Freunde nicht allzulange wie gehetztes Wild in Schluchten und Höhlen sich werden verbergen müssen. Die Wuth der Verfolgung wird nachlassen und dann werden wir die Flüchtlinge ruhig an unserm Herde aufnehmen können."

„Wir wollen Gott in Demuth darum bitten. Einstweilen sind sie an ihrem jetzigen Zufluchtsorte sicher, denn nur Lovely, ich, mein vertrauter Knecht Obededom und jetzt Ihr kennen denselben, und

sollte er auch sonst einem unserer Brüder bekannt werden, so wird wohl keiner von den Bewohnern von Swanzey so verworfen sein, die Heiligen des Herrn an die Sendlinge des Mannes zu verrathen, dem selbst die Hinrichtung seines Vorfahrs Karl nicht zur Warnung dienen mochte. Aber mir will scheinen, Kapitän, daß wir zur Ehre unsers Herrn den Männern, die für unsere Sache in unserm schwergeprüften Heimatland so mannhaft eingestanden sind, hier in den Zufluchtsstätten der verfolgten Kinder Israel unsern Schutz angedeihen lassen und den Schergen des ungläubigen Ahab sagen sollten: Es sind unsere Brüder; so sie strafbar, sind wir es auch: wir stehen Einer für Alle und Alle für Einen."

„Eure Ansicht ist allerdings richtig, Freund, allein bedenkt, daß der Sohn Isai den Fangstricken Sauls mehr noch durch List als durch Gewalt entging, und daß wir, denen unsere Mitbürger die Leitung der Kolonie anvertraut, neben dem Eifer auch die Klugheit walten lassen müssen. Ja, wenn wir es nur mit dem schwarzen Stuart und seinen Helfershelfern diesseits und jenseits des Meeres allein zu thun hätten, so könnte man in dieser Sache schon mit Entschiedenheit auftreten, aber es drohen uns noch von anderer Seite Gefahren."

Nach einer kurzen Pause, in welcher die beiden Männer schweigend und nachdenklich neben einander hergeschritten waren, sagte Eaton:

„Ja, die Zeit der Heimsuchung scheint nicht ferne, und wehe denen, welche Gottes Zorn unvorbereitet ereilt! Ich will unsere Brüder in Swanzey ermahnen, daß sie sich gegen die nahende Prüfung mit dem Schild des Glaubens und dem Panzer des Vertrauens auf Gott rüsten, der uns arme Pilger der Wildniß bisher so wunderbarlich geleitet hat."

„Ja, ja, und daß sie auch der weltlichen Rüstung daneben nicht vergessen."

„Gewiß, obwohl dergleichen in den Augen dessen, der allein Sieg verleihen kann, nur eitler Tand ist. Ihr wollt von den Gefahren sprechen, Kapitän, womit der rothe Heide unsere Ansiedelungen bedroht. Lange schon hat der barmherzige Gott allen denen, welche nicht blind sind gegen seine mahnenden Wunder, durch Zei-

chen geoffenbart, daß er wieder einmal Gericht halten und die Spreu vom Waizen sondern wolle."

„Was wollt Ihr damit sagen, Freund?" fragte Standish, der zwar ein entschiedener Anhänger der puritanischen Sache, aber der finstern Schwärmerei, in welche die meisten seiner Mitbürger verfallen, keineswegs zugethan war.

„Was ich damit sagen will?" versetzte der Richter mit einem leisen Anflug von Verstimmung. „Das will ich sagen, daß die Zeichen und Wunder, welche in letzter Zeit am Himmel und auf Erden geschehen sind, das nahende Strafgericht Gottes verkündet und uns zur Vorbereitung auf dasselbe ermahnt haben. Was anders konnte das bedeuten, daß man drüben in Rehoboth während des vergangenen Winters zu wiederholten Malen am hellen Tage deutlich einen indianischen Bogen in der Luft erblickte? daß man droben in der Baikolonie im Sausen der Frühlingsstürme deutlich ein Getrappel und Gewieher wie von zum Angriff stürmenden Reitergeschwadern vernommen? daß man endlich beim letzten Vollmond hier in Swanzey eine Erscheinung sah, die jedes Herz mit Sorge und Schrecken erfüllen mußte? Denkt Euch, Freund, in der klaren Mondscheibe erschien zum Greifen deutlich das Bild eines Skalps*), wie die rothen Heiden, die Anbeter Molochs und Astoraths, ihn ihren getödteten Feinden zu entreißen und als Siegesbeute mit herumzutragen pflegen."

„Was, das Bild eines Skalpes?"

„Gewiß, und ich wiederhole es, zum Greifen deutlich. Als meine Augen dieses Wunderzeichen erblickten, konnte ich keinen Augenblick mehr zweifeln, daß eine große Heimsuchung herannahe und daß der Herr im Begriffe sei, die Schale seines Zorns über sein Volk auszugießen."

Der Kapitän konnte sich bei Erzählung dieser wunderbaren Geschichten eines Lächelns kaum enthalten, nahm sich aber aus Achtung vor dem strenggläubigen Greise zusammen und sagte:

---

*) Die Indianer pflegen den getödteten Feinden sofort die über dem Schädel liegende Haut sammt den Haaren abzutrennen und dieselbe an ihren Gürtelschnüren als Siegeszeichen aufzuhängen. Je mehr Skalpe den Gürtel schmücken, um so größer die Ehre.

„Gott hat uns in seiner Güte auch andere Mahnungen und Warnungen zugehen lassen; denn er hat uns selbst in den Reihen unserer Feinde einen Kundschafter erweckt, welcher uns die bösen Anschläge unserer Feinde verrieth. Ihr habt wohl auch davon gehört, Richter?"

„Nichts Bestimmtes, Mein selbstsüchtiger Schmerz zog mich in letzter Zeit mehr, als er sollte, von den Angelegenheiten dieser Gemeinde ab, und ließ mich, wie ich fürchte, meine Pflichten als Richter und Aeltester in strafbarer Weise vernachlässigen."

„Ihr seid zu streng gegen Euch, Freund. Wollte Gott, alle Gemeindehäupter unserer Kolonien kämen an Eifer und Thätigkeit für das allgemeine Beste dem Richter von Swanzey gleich! Doch laßt Euch jetzt in Kürze mittheilen, wie sich neuestens unsere Verhältnisse zu den Indianern gestalten. Der Wampanog Metacom, welchen wir König Philipp zu nennen pflegen ...."

„Fluch über diesen Nabuchodonosor der Wälder!" murmelte Eaton.

„Ja, der falsche Heide scheint alles Ernstes über einem niederträchtigen Plane zu brüten, obwohl die Kolonien bisher allen seinen billigen Wünschen Rechnung getragen, allen seinen gegründeten Beschwerden abgeholfen haben, und die Indianer, wenn auch einige unserer Brüder im Verkehr mit ihnen nicht immer nach Klugheit und Gerechtigkeit verfahren, im Ganzen doch von den Kolonisten mit hülfreicher und dienstwilliger Freundlichkeit behandelt worden sind. Aber der Sohn Massasoits hat einen viel ehrgeizigeren und gewaltthätigeren Sinn, als sein Vater, und wirklich ausgezeichnete Gaben, und so ist denn ihm gelungen, was noch keinem indianischen Häuptling, nämlich ein großes Bündniß unter den sämmtlichen Rothhäuten zu stiften, und zwar offenbar zu dem Zwecke, alle Weißen in Neu-England auszurotten. Die Stämme der Pokanoketen hat er bereits seiner Herrschaft unbedingt unterworfen und ich fürchte, er habe auch schon den feurigen und kühnen Sachem der Naraganfetter völlig in sein Interesse zu ziehen gewußt. Leider müssen wir uns gestehen, daß Canonchet vollen Grund zur Rachelust hat."

„Ihr meint von wegen der That auf der Sachems-Ebene, Kapitän. Aber hat nicht der Herr geboten, die Brut der Götzendiener hinwegzutilgen von der Oberfläche der Erde?"

„Schon recht, Richter, aber ich meine doch, man sei mit Canonchet's Vater, Miantonomo, nicht ganz verfahren, wie es Christen geziemt. Doch geschehene Dinge lassen sich nicht ändern, drum wieder zur Sache. Schon geraume Zeit her ließ sich aus manchen Symptomen entnehmen, daß die Heiden sich auf irgend einen Handstreich vorbereiten, denn unter den Eingebornen von ganz Neu-England herrscht ein ungewöhnlich bewegtes Leben und Treiben und die Häuptlinge treten mit einem gewissen Trotze auf. Die Regierungen von Plymouth, Connecticut und der Baikolonie glaubten diese Wahrnehmungen den Umtrieben Philipps zuschreiben zu sollen und gaben sich Mühe, denselben auf die Spur zu kommen, allein der schlaue Wilde wußte diese Bemühungen lange zu vereiteln. Endlich gelang es John Sasamon, uns die Ränke der Indianer aufzudecken."

„John Sasamon, der verworfene Abtrünnige?"

„Derselbe. Doch Ihr wißt vielleicht noch nicht, daß dieser Indianer, der allerdings nach seiner Bekehrung durch den trefflichen Elliot in die Wälder entwich, um sein altes Vagabundenleben fortzusetzen, wieder in den Schooß der Gemeinde der Heiligen zurückgekehrt ist. Die Reue hatte ihn erfaßt, und nachdem er in strengster Form Kirchenbuße gethan, wurde er ein eifriger Gehülfe seines Bekehrers. Auf einem seiner Bekehrungsgänge traf er zufällig mit seinem alten Bekannten Metacom und andern Häuptlingen zusammen und seine Klugheit wußte bei dieser Gelegenheit zu erkunden, daß ein großer Schlag gegen die Weißen im Werke sei. Sofort eilte er zum Gouverneur von Plymouth, unserm Freunde Winslow, um ihm seine Entdeckungen und Befürchtungen mitzutheilen. Aber drei Tage darauf wurde er von drei Indianern grausam ermordet. Zwei der Mörder gelang es zu fangen und sie erlitten nach Recht und Gesetz den Tod. Der dritte aber entkam und wer meint Ihr, daß der war? Kein Anderer, als der teuflische Annawoe, Metacoms vertrautester Unterhäuptling. Es läßt sich daher mit Bestimmtheit schließen, daß der Mord von Philipp angestiftet, oder geradezu befohlen wurde, obgleich man selbst auf der Folter von den zwei Mördern nichts gegen ihren Sachem Zeugendes herauszubringen vermochte; ein Beweis, in welchem Grade dieser Heide von seinen Leuten geschätzt wird."

„Ja, der Satan weiß zu allen Zeiten seine Werkzeuge gut zu wählen. Aber welche Maßregeln hat die Regierung der Kolonie auf Sasamons Eröffnungen hin getroffen?"

„Vorerst die, allen Brüderkolonien Nachricht von der bedrohlichen Gefahr zu geben, damit sie ihre Gemeinden zum Aufsehen ermahnen und Waffenübungen anordnen. Wie Ihr wißt, bin ich selbst auf einer Rundreise begriffen, um in allen Niederlassungen nach den Vorräthen von Waffen und Munition zu sehen, die waffenfähigen Männer zu mustern und nöthigenfalls da und dort Vertheidigungsanstalten zu treffen."

„Die Regierung hätte hiefür keinen bessern Mann erwählen können, als den, welcher bisher in der Hand des Höchsten ein so kräftiges Rüstzeug für seine heilige Sache war ...." Und seine hohe Gestalt aufrichtend, fuhr Eaton mit dem Feuer einer heiligen Begeisterung fort: „Ja, die List der Bösen wird zu Schanden werden an mir, spricht der Herr. Laßt ihn nur kommen, den blutigen Heiden! Er soll in uns Männer finden, welche das Kanaan der Verheißung, in welches der Herr sie geführt, zu vertheidigen wissen. Redlich haben wir diesen Boden erworben und im Schweiße unseres Angesichtes urbar gemacht. Fest wollen wir darauf stehen und uns von Keinem davon verdrängen lassen, von Keinem, trotz allen Mächten der Hölle!"

„Einverstanden!" sprach der Kapitän, indem er an sein Schwert schlug, daß es klirrte. „Doch seht nur den wunderlichen Gesellen, der da kommt."

Eaton folgte mit den Augen der auf den nächsten Waldvorsprung deutenden Hand seines Freundes und sagte dann:

„Ei, das ist ja der alte Blackstone. Das muß was Besonderes sein, das den menschenscheuen Einsiedler bestimmen kann, seine Wälder zu verlassen. Seht, er hat uns wahrgenommen und kommt gerade auf uns zu."

Zehntes Kapitel.

Der Einsiedler und sein Bucephalus. — Blackstone erzählt von einem Besuche, den Jh-nis-kin, Mato, das Goldhaar, der Sachem der Naraganfetts, der Sachem der Wampanogen und der Häuptling des Donnerschiffs seiner Einsiedelei abstatteten und theilt seine Wahrnehmungen und Metacoms Drohung mit. — Sein Besuch bei Roger Williams. — Thom Morton und seine Bande. — Kampf eines Wampanogen mit Standish. — Eine indianische Prophezeiung.

Ein wunderlicher Geselle war der Herankommende allerdings. Er ritt auf einem kleinen, rüstig schreitenden Ochsen, welchen er vermittelst eines durch den Nasenring des Thieres gezogenen Strickes lenkte. Das gehörnte Roß und sein Reiter schienen in Folge eines langen Umgangs mit einander sich gegenseitig trefflich zu verstehen. Die lange hagere Greisengestalt zeigte ein abgewettertes Gesicht, von welchem ein langer grauer Bart in zwei Strängen bis auf den Ledergürtel herabfiel, welcher seinen schwarzen fadenscheinigen Leibrock zusammenhielt. Seine langen, fast den Boden berührenden Beine staken in Beinkleidern von Hirschhaut und die ungeschlacht großen Füße in Moccasins von demselben Stoffe. Auf seinem Rücken hing eine alte Büchse, und ein kurzer Stab mit eiserner Spitze schien als Reitpeitsche und Sporen zugleich dienen zu müssen.

Seit langen Jahren erschien Vater Blackstone — wie man ihn allgemein nannte — in diesem Aufzuge in den Kolonien von Neu-England und war dort stets willkommen. Zwar hätte ihm Niemand angesehen, daß er einst daheim in England ein wohlbestallter Pfarrer der bischöflichen Kirche gewesen, aber obwohl auch er durch Plackereien von Seiten seines Vorgesetzten über den Ozean getrieben worden war, so schloß er sich doch keiner der puritanischen Gemeinden an. Eine ungewöhnliche Liebe zur Einsamkeit hatte ihn vermocht, sich in einem der dichtesten Forste südlich vom Charlesflusse eigenhändig eine Blockhütte zu erbauen, und so kam er nur selten mit den Kolonisten in nähere Berührung, lebte aber mit allen im besten Einverständnisse. Mit unendlicher Mühe und Sorgfalt hatte er sich einen Obst- und Gemüsegarten angelegt, die im ganzen Lande nicht ihres Gleichen fanden. Ebenso besaß er eine

wunderbare Geschicklichkeit im Zähmen aller Arten von Thieren; einen jungen Ochsen hatte er sich zum Lastthiere, einen andern zum Reitpferd abgerichtet und junge Bären, Elennthiere und Vögel hatte er zu Genossen seines einsamen Lebens zu machen gewußt. Er erschien jährlich nur ein paarmal in den Ansiedelungen, um sein Obst, seine Sämereien und Honigwaben gegen seine höchst einfachen Lebensbedürfnisse auszutauschen, und bei solchen Gelegenheiten wurde er namentlich von den Kindern, für die er immer etwas Willkommenes, hübsche Raritäten oder sonst gute Sächelchen in der Tasche hatte, jubelnd begrüßt. Ueberhaupt war er trotz seiner Menschenscheue ein herzguter, heiterer und Späße liebender Mann.

Als der trotz des schwierigen Pfades munter vorwärts trabende Bucephalus — wie der Einsiedler seinen Ochsen nannte — in einer Entfernung von einigen hundert Schritten die beiden Männer erblickte, stand er still und wandte den Kopf gleichsam fragend nach seinem Reiter zurück, indem er seine Bewegung mit einem dumpfen Gemuhe begleitete. Blackstone antwortete durch ein leichtes Schütteln mit dem Stricke, worauf das Thier sogleich wieder forttrabte.

Die Begegnung der drei Männer war eine höchst freundliche. Selbst des Richters strenges Antlitz erheiterte sich beim Anblick des alten Bekannten, und er begrüßte ihn in einem von ihm selten vernommenen traulichen Tone:

„Willkommen, Vater Blackstone, willkommen. Welcher gute Wind hat Euch denn nach Swanzey verweht?“

„Hm, Richter,“ versetzte der Einsiedler, von seinem Bucephalus steigend, „hm, weiß nicht, ob der Wind, der mich so weit südwärts trieb, Euch ein so guter scheinen wird.“

„Wie meint Ihr das, alter Freund?“

„Ja, das ist nicht so bald gesagt,“ entgegnete Blackstone mit einem zweifelhaften Blicke auf Standish. „Laßt uns nur vorerst bei Euch zu Hause sein, ich kann doch meinen Neuigkeitssack nicht auf offenem Felde ausleeren.“

„Vor meinem Freunde hier braucht Ihr Nichts geheim zu halten, Vater Blackstone,“ versetzte der Richter. „Es ist der Kapitän Sir Miles Standish von der Plymouthbai, von dem Ihr wohl auch schon gehört habt.“

„Wie sollte ich nicht? So, so, das ist also der kleine Feuer-

speier, wie ihn die Rothhäute nennen. Nehmt's nicht übel, Kapitän, sie thun's mit dem gehörigen Respekt, denn sie fürchten Euch ganz passabel."

Standish gab dem Alten lachend die Hand und sagte:

„Habt Ihr vielleicht Grüße von den rothhäutigen Freunden an den kleinen Feuerspeier?"

„Werden sie Euch wohl persönlich überbringen, diese Grüße, fürchte ich, denn ich habe bedenkliche Neuigkeiten mitzutheilen."

„So laßt denn hören, Freund," sagte Eaton.

„Wohlan. Ihr wißt, ich gelte Etwas bei den Rothen, weil ich mich stets freundlich gegen sie bezeigte und vielen in Krankheitsfällen beigestanden bin. Sie halten mich daher für einen großen Medizinmann oder Powow, wie die armen verblendeten Leute ihre elenden Gaukler nennen, und die stehen bei ihnen in hoher Achtung. Da nun der Titel eines Medizinmannes mir Ruhe und Sicherheit in meiner Zurückgezogenheit verleiht, so laß ich mir denselben gefallen, obwohl er unter Christenmenschen keine große Ehre ist.... Ihr runzelt die Stirne, Richter? Ei, sagt denn nicht Christus: Seid klug wie die Schlangen.... Da meine Einsiedelei zwischen dem Charlesfluß, dem Pawtucket und dem Taunton liegt, so kehren Weiße und Rothe, mögen sie nun nord- oder südwärts, ost- oder westwärts wandern, bei mir ein und deßhalb hätte ich auch längst schon mein Zelt abgebrochen und es weiter westwärts in den Wäldern aufgeschlagen, wenn ich's nur über mich gewinnen könnte meine prächtig herangewachsenen Obstbäume zu verlassen."

„Ja, ja, alter Freund, man weiß wohl, daß Ihr lieber mit Bäumen und Thieren umgeht als mit Menschen," warf der Richter ein.

„Das geb' ich zu, denn wißt, Bäume und Thiere haben mir nie Verdruß gemacht und Geschöpfe Gottes sind sie ja auch. Doch höret weiter. Schon den ganzen Winter über hatte ich bemerkt, daß unter den Eingeborenen Etwas los sein müsse, denn das war ein Hin- und Hergehen von Boten und Läufern, ein Anzünden von Rathsfeuern, ein geheimnißvolles Gethue und Wispern, wie es bei ihrem friedlichen Verkehr sonst nicht der Fall ist. Um gewöhnliche Familienzänkereien konnte es sich auch nicht handeln, denn selbst die Stämme, die sich früher bitter haßten und verfolgten, haben

Frieden und Freundschaft geschlossen. Es muß Etwas gegen die Ansiedler im Werke sein, dachte ich, und während ich der Sache auf die Spur zu kommen suchte, wurde ich letzte Woche durch einen eigenthümlichen Besuch in meiner Vermuthung bestärkt. War da gerade in meinem Garten beschäftigt, einen jungen Birnbaumstamm zu veredeln, als meine Hunde anschlugen, mein Bär brummte und fast zu gleicher Zeit eine liebliche Frauenstimme mir zurief: Guten Morgen, Vater Blackstone. Ich schaute auf und erblickte hart an der Einfenzung eine Dame, die auf einem hübschen Ponny saß und mir freundlich zunickte, wie einem alten Bekannten. Hatte sie aber mein Lebtag noch nie gesehen, überhaupt noch nie eine so schöne Lady gesehen. Denn daß es eine wahrhafte Lady war, erkannte man aus ihrer ganzen Haltung und ihren prächtigen Gewändern von Sammt und Seide. Sag' Euch, ich war ganz geblendet von ihrem anmuthigen und doch zugleich majestätischen Wesen."

„Spiegelfechterei der Hölle!" murmelte Eaton und sagte dann laut und mit großem Ernste: „Vater Blackstone, ich fürchte, Ihr habt in letzter Zeit unter Euren Bäumen und Bestien allzusehr vergessen, daß der Christ unabläßig wachen und beten soll, um gegen die List des bösen Feindes anzukämpfen. Darum hat er Euch denn heimgesucht mit seinen höllischen Gaukeleien."

„Brrr, Richter, das war keine höllische Gaukelei. Die fremde Dame war allerdings engelschön, aber ein Wesen von Fleisch und Blut, so gut wie Ihr und ich."

„Wie sollte nur ein solches Weib in Eure wilden Hinterwälder kommen?"

„Die Fremde kam nicht allein, sondern im Geleite von zwei berühmten, in den Wäldern wohlbekannten Jägern. Den ältern von ihnen nennen die Rothhäute seines furchtbaren Aussehens wegen Mato, das heißt der graue Bär. . . ."

„Mato?" unterbrach ihn Standish. „Den Namen hab' ich drunten an der Naraganfettbai schon nennen hören."

„Kann wohl sein, Kapitän, denn der Jäger ist weitum bekannt, bei den Naraganfetts und Wampanogen sehr geachtet und beliebt, von den Pequods dagegen gefürchtet wie der Teufel. Uebrigens ist er ein alter Bekannter von mir, ein Holländer von Geburt, Willem Klopper, meistens aber Groot Willem geheißen."

„Groot Willem?“ schrie der Richter auf, seine Selbstbeherrschung für einen Augenblick vergessend. „Ja, wo dieser Ungläubige und Gotteslängner seine Hände im Spiel hat, da handelt es sich gewiß um ein teuflisches Werk.“

Eaton bemerkte den verwunderten Blick, welchen Blackstone auf ihn warf, und sagte, sich rasch bemeisternd:

„Weiter, Freund.“

„Den jüngeren Jäger nennen die Indianer das Goldhaar, weil sein Haar in der That einen goldblonden Schimmer hat. Er ist ein stattlicher Jüngling, doch weiß ich weiter Nichts von ihm, als daß Willem ihn wie seinen Sohn hält.“

„Also diese Beiden waren die Begleiter der fremden Dame?“

„Nicht die einzigen. Weiter war bei ihr ein Mann, dessen ganzes Wesen und Gebahren auf mich den Eindruck machte, als sei er gewohnt, vom Hinterdeck eines Orlogschiffes herab Befehle zu ertheilen. Ob er der Bruder oder der Mann der Lady war, kann ich nicht sagen, jedenfalls behandelte er sie mit außerordentlicher Zuvorkommenheit und Achtung. Sowohl aus der Art und Weise, wie er das Englische sprach, als auch aus seinen Manieren schloß ich, daß er ein Franzose sein müsse. Groot Willem redete ihn mit Kapitän an, aber der Jüngere nannte ihn einmal .... ach, wie doch? ... richtig, er nannte ihn einmal De Lussan.“

„De Lussan?“ rief nun Standish im Tone der äußersten Ueberraschung. „De Lussan? Sagt, Mann, hörtet Ihr recht?“

„De Lussan?“ fragte auch Eaton. „Ist denn das nicht der Name des Franzosen, welcher ....“

„Still, Freund,“ fiel ihm Standish mit einer abwehrenden Gebärde in's Wort. „Nochmals, Vater Blackstone, erinnert Ihr Euch wirklich, diesen Namen deutlich gehört zu haben?“

„Ich sag' Euch, so deutlich, als Ihr gerade jetzt den meinigen ausspracht. Der Mann scheint aber mehrere Namen zu führen.“

„Welchen noch?“

„Ihr sollt ihn erfahren, sobald ich Euch noch mitgetheilt habe, wer der vierte Begleiter der Dame war. Den würdet Ihr schwerlich errathen, obwohl Ihr ihn kennt.“

„Sprecht! sprecht!“ drängte Standish voll ungeduldiger Erwartung.

„Es war kein Anderer als der kühne Canonchet, der Sachem der Naraganſetts.“

Der Richter und der Kapitän geriethen in immer größeres Staunen.

„Die Lady,“ fuhr Blackſtone fort, „bat, in meiner Hütte ausruhen zu dürfen; die Männer lagerten ſich im Garten unter einem Baume und führten dort ein flüſterndes Geſpräch. Nach einigen Stunden brachte ein Läufer Canonchets eine Meldung und wenige Minuten nachher hielt ein ziemlich ſtarker Indianertrupp am Eingang der Lichtung, auf welcher meine Siedelei ſteht, und aus demſelben trat ein Häuptling von würdevollem Ausſehen hervor und kam auf die Hütte zu. Ich erkannte ihn auf der Stelle: es war der Sachem der Wampanogen, Metacom, oder König Philipp, wenn Ihr ihn lieber ſo nennen hört. Der Naraganſett ging ihm entgegen, um ihn zu empfangen, und die beiden mächtigen Häuptlinge begrüßten ſich mit einer Herzlichkeit, die mich in Erſtaunen ſetzte, denn die beiden Stämme hatten ſich ſonſt bisher gehaßt und befehdet. Während ſie dann neben einander dem Garten zuſchritten, hörte ich Metacom ſeinen Begleiter fragen: Iſt El Exterminador angekommen? Ja, antwortete Canonchet, der Häuptling des Donnerſchiffes iſt hier und erwartet meinen Bruder Metacom.“

„El Exterminador?“ rief Standish aus. „Ihr erzählt uns Räthſel über Räthſel. El Exterminador, der Häuptling des Donnerſchiffes? Dieſen Namen, welcher „der Vertilger“ bedeutet, haben die Spanier ihrem Todfeinde, dem verwegenen Flibuſtier, gegeben, welcher ſich durch ſeine Thaten in der weſtindiſchen und mexikaniſchen See einen furchtbaren Ruf erworben hat. Was, De Luſſan und El Exterminador ſollten eine und dieſelbe Perſon ſein? Wunderbar, wunderbar! Doch ſagt, vernahmet Ihr nicht auch den Namen der Lady?“

„O doch. Der Franzmann nannte ſie Ih-nis-kin.“

„Ih-nis-kin? Dieſen wunderlichen Namen hab' ich noch nie gehört.“

„Es iſt ein indianiſcher Name, Kapitän, und da ich das Kauderwelſch der Rothhäute ſo ziemlich verſtehe, ſo kann ich Euch ſagen, daß Ih-nis-kin Kryſtall bedeutet.“

„Kryſtall? Vater Blackſtone, erinnert Ihr Euch nicht, von welcher Farbe die Haare und die Augen der Lady waren.“

„Freilich, wenn Euch das interessirt. Sie hatte dunkelbraune, leuchtende Augen und rabenschwarzes Haar."

„Das trifft zu, das trifft zu," murmelte Standish, „sollte es wahr, könnte es möglich sein?"

„Was, Kapitän?"

„Nichts, Freund. Erzählt weiter."

„Ja, viel hab' ich nicht mehr zu erzählen. Die Fremden hielten alle zusammen eine Berathung, an der auch die Lady Theil nahm und von welcher ich leider Nichts hören konnte, weil Metacom mir durch eine gebieterische Bewegung befahl, mich entfernt zu halten. Die Verhandlung dauerte lange und so viel ich von meinem Standpunkt aus beobachten konnte, war die Gesellschaft zuerst uneinig und zwar schienen mir die beiden Häuptlinge die eine, die Uebrigen die andere Partei zu bilden. Der junge Jäger, der Franzose und die Lady schienen den beiden Sachems lebhaft zuzureden, ja die Letztere ergriff endlich die Hände der Wilden, als wollte sie ihnen ein Versprechen abnöthigen, welches sie zuletzt auch zu geben schienen, Metacom jedoch nur nach langem Widerstreben. Auf ihr Verlangen tischte ich ihnen nachher auf, was meine Vorrathskammer enthielt, und als sie gegen Abend zu meine Siedelei verließen, warf mir der Franzose ein halb Dutzend goldene Louis auf den Tisch, während die Lady mir freundlichst dankte. Metacom aber winkte mich noch bei Seite und sagte mit der ihm eigenen nachdrücklichen Betonung zu mir: Mein Vater war stets ein Freund der rothen Männer. Er bleibe es. Er vergesse, wen er heute in seinem Wigwam gesehen. Sein Haupt ist grau und er ist weise: er denke daran, wie es dem Hund Sasamon erging, der seine Stammgenossen bei den Blaßgesichtern von Plymouth verrieth ..... daß der Tomahawk der Wampanogen den Weg zum Gehirne des Verräthers fand. Diese letzteren Worte begleitete er mit einem seiner schrecklichen Blicke, dann eilte er den Andern nach. Als meine Gäste im Walde verschwunden waren und ich mir diese seltsame Zusammenkunft in meiner Siedelei mit meinen übrigen Wahrnehmungen und der Drohung Metacoms zu deuten suchte, drängte sich mir die Ueberzeugung auf, daß den Kolonien Unheil drohe. Am andern Morgen sattelte ich daher in aller Frühe meinen Bucephalus, um

die Kolonisten noch rechtzeitig zu warnen, vor Allem aber den Rath meines Freundes Roger Williams in Providence einzuholen."

„Das Letztere hätte unterbleiben können, Bruder Blackstone," sagte Eaton streng, „denn man soll nicht Gemeinschaft mit Solchen halten, welche der Bund der Gläubigen als Irrlehrer und Unruhstifter ausgestoßen hat."

„Ob der Bund gegen Roger Williams recht gehandelt, scheint mir zweifelhaft," entgegnete der Einsiedler. „Ich bin Williams zu Dank verpflichtet, denn er hat mir große Dienste erwiesen. Ich ehre und liebe ihn und das sollten billigerweise auch die Leute in den Ansiedelungen thun, denn Williams ist auch jetzt noch immer für ihr Wohl besorgt und hat das bei jeder Gelegenheit durch die That bewiesen."

„Blackstone hat Recht," versetzte der Kapitän. „Williams hat sich große Verdienste um die Kolonien erworben und auch mir will scheinen, er sei von den Leitern unserer Kirche mit Härte statt mit christlicher Liebe behandelt worden."

Eaton schien Einwendungen machen zu wollen, allein Blackstone schnitt ihm das Wort ab, indem er in seiner Erzählung fortfuhr:

„Ich traf Williams krank und leidend. Wäre er wohl gewesen, so hätte ich ihn gar nicht getroffen, denn auch er wollte sich aufmachen, um seine Brüder in den Ansiedelungen zu warnen. Wie Ihr wißt, steht er bei allen Stämmen der Eingeborenen von Neu-England in hohem Ansehen und hatte bisher besonders einen bedeutenden Einfluß auf den Sachem der Naraganfetts. Als er die drohenden Anzeichen bemerkte, hatte er sein Möglichstes zur Abwehr der Gefahr versucht, allein er mußte sich überzeugen, daß der schlaue Metacom den kühnen Ehrgeiz Canonchets aufgestachelt habe und ihn zum Verderben der Kolonisten benützen wolle. Die Zusammenkunft, welche in meiner Siedelei stattgefunden, schien ihm ebenfalls ein bedenkliches Zeichen, so wie das kleine Abenteuer, welches ich unterwegs noch hatte."

„Was war das?" fragte Standish.

„Ich kam am Mount Wallaston vorüber, welchen die tolle Bande, die dort haust, Merry Mount (der lustige Berg) heißt."

„Berg des Aergernisses sollte er heißen," murmelte Eaton zornig.

„Ich mag mit dem ausgelassenen Volk und besonders mit seinem

Anführer Thom Morton Nichts zu schaffen haben und so trieb ich den Bucephalus an, um rasch an dem Fort vorbeizukommen, besonders da gerade wieder ein heilloser Lärmen darin herrschte. Allein Morton stand unter der Thüre und nöthigte mich fast mit Gewalt zur Einkehr, um, wie er sich ausdrückte, einen Becher auf das Wohl König Karls und einen zweiten auf den Untergang aller näselnden Psalmenorgler zu trinken."

„Verderben über die Söhne Moabs und Amaleks!" sagte der Richter.

„Morton war wie gewöhnlich stark betrunken. Um nur wieder von ihm loszukommen, mußte ich einen Becher von ihm annehmen, und so wurde ich Zeuge einer der zügellosen Schlemmereien dieser Bande. Betrunkene Indianer taumelten durch die Gänge und im Hofe tanzten Mortons Spießgesellen mit indianischen Weibern um einen frischen Maibaum her."

„Gräuel der Abgötterei!" rief Eaton ingrimmig aus. Wenn wir dulden, daß der Boden des Landes der Pilgrime mit solchem heidnischen Frevel befleckt wird, ist da nicht jede Heimsuchung des Herrn eine nur allzuverdiente? Fürwahr, die unzeitige und sündliche Nachsicht unserer Regierungen gegen diese Rotte Korah wird uns eine schwere Züchtigung zuziehen!"

„Allerdings, Freund," versetzte der Kapitän, „ist ein großer Fehler begangen worden, daß der verworfene Morton und seine schändlichen Gesellen so lange im Lande geduldet wurden."

„Werdet gleich hören, daß die Bande nicht nur eine verderbliche ist, weil sie alles Gesindel von ganz Neu-England an sich zieht und selbst die Eingeborenen zu Lastern verführt, sondern auch eine gefährliche. Sie treiben nämlich trotz dem Verbot der Kolonialregierungen einen Handel mit Feuergewehren, Pulver und Blei und versehen damit die Indianer, welche bereits die Büchse dem Bogen vorziehen. Dabei machen sie kein Hehl aus ihren feindseligen Gesinnungen gegen die Kolonisten und ein prahlerisches Wort Mortons hat mich sehr besorgt gemacht. Er zeigte mir nämlich einige Kisten voll neuer und, wie mir schien, trefflich gearbeiteter Feuergewehre und sagte: Seht, alter Pfaffenbart, diese Dinger da sollen alle die wunderlichen Heiligen aus Neu-England wegblasen und dann soll hier überall das lustige Leben von Alt-

England eingeführt werden. — Pah, entgegnete ich, Feuergewehre bedürfen geübter Hände. — O, sagte er, solche Hände werden sich finden, weiße und rothe, versichere Euch. Habt Ihr noch nie von El Exterminador gehört? — Nein, erwiderte ich möglichst unbefangen. — Nicht? Werdet jetzt bald genug von ihm hören und von Thom Morton und sonst noch von allerlei Leuten."

„Richter," sagte der Kapitän, als Blackstone seine Erzählung beendigt hatte, „dieser Schurke Morton hat in seinem Rausche Worte gesprochen, die uns nebst Allem, was wir bisher erfahren, keinen Zweifel lassen, daß ein höchst gefährliches Complott gegen die Kolonien geschmiedet wurde und wohl bälder, als wir uns versehen, zum Ausbruche kommen wird."

„Dieß ist auch die Meinung Roger Williams," bemerkte der Einsiedler. „Er hat daher bereits die Ansiedler in Connecticut und Massachusetts durch Eilboten warnen lassen und mir den nämlichen Auftrag für die Niederlassungen von Plymouth ertheilt. Drum seht Ihr mich bei Euch."

„Die Gemeinde der Heiligen wird Euch diesen Botenritt verdanken und der Herr Euch denselben am Tage der großen Rechenschaftsablegung vergelten," sagte Eaton. „Was glaubt Ihr nun, Kapitän, daß wir unter so bewandten Umständen zunächst thun sollen?"

„Vor allen Dingen," antwortete der Angefragte, „müssen wir die angeordnete Musterung der waffenfähigen Mannschaft von Swanzey und den kleineren zerstreuten Ansiedelungen, welche zur hiesigen Gemeinde gehören, statt erst übermorgen schon morgen vornehmen. . . ."

„Morgen?" fiel der Richter dem Kriegsmann in's Wort. „Ihr vergeßt, Kapitän, daß morgen Sabbath ist, an welchem alle weltlichen Geschäfte ruhen müssen."

„Nein, Freund, das vergaß ich nicht. Aber mir scheint, in einem so dringenden Falle dürfe man wohl von dem Buchstaben des Gesetzes abweichen."

„Zuerst Gott die Ehre immer und alle Zeit!" sagte Eaton mit Nachdruck. „Ich sehe wohl ein, daß Gefahr im Anzuge ist; aber es fragt sich denn doch, ob sie so dringend sei, um eine sündhafte Entweihung des Sabbaths zu entschuldigen. Ich werde daher so-

fort eine Anzahl verläßlicher, mit den Zeichen der Wälder vertrauter Männer auf Kundschaft in der Umgebung ausschicken und mit unserm würdigen Prediger Rücksprache nehmen, daß der morgige Sabbath als ein außerordentlicher Buß- und Bettag gefeiert werde. Unterdessen wollen wir selbst uns mit dem Rüstzeug des Gebetes anthun, damit der Geist vorbereitet werde zum Streite und den Leib um so kräftiger und eifriger mache."

Standish kannte seinen Mann zu gut, um nicht zu wissen, daß in diesem Punkte alle Einwendungen vergeblich sein würden. Er entgegnete daher:

„Handelt nach Eurem Gutdünken und möget Ihr es nicht zu bereuen haben, wenn Ihr mich an der Beschleunigung unserer Anstalten zum Widerstande hindert; denn wir könnten leicht die Erfahrung machen, daß unsere Gegner sich ganz und gar Nichts um die Sabbathsruhe kümmern. Jedenfalls will ich wenigstens den heutigen Tag nach Kräften nützen, die Waffen- und Munitionsvorräthe untersuchen, welche, wie Ihr mir sagtet, in Eurem Hause verwahrt sind, und nachher die Führung der Streifpartie übernehmen, welche in den Wäldern ihre Runde machen soll."

„Gut," versetzte Eaton, „so kehren wir denn in's Dorf zurück. Ich denke, unser Freund Blackstone wird nach seinem Morgenritte auch einige leibliche Stärkung vonnöthen haben."

Langsam und in Schweigen versunken gingen sie die Anhöhe hinab, gefolgt von Bucephalus, welcher seinem Herrn wie ein Hund nachschritt. Am Ufer des kleinen Flusses angekommen, wollte der Richter eben über die großen Steine schreiten, welche die Dorfbewohner zu ihrer Bequemlichkeit Schritt für Schritt von einem Ufer zum andern in das Wasser gelegt hatten, als ein plötzlicher Ausruf Blackstone's ihn zurückhielt.

„Was gibt es?" fragte Standish, aus seinem Sinnen aufgestört und gleich Eaton stillstehend.

„Seht nur, ein Indianer!" rief der Einsiedler, mit der Hand nach der am jenseitigen Ufer sich fast über das ganze Thalbecken ausbreitenden Wiese hinüberdeutend.

Eaton und der Kapitän wandten ihre Blicke der bezeichneten Stelle zu und sahen wirklich über die grüne Fläche einen Reiter dahersprengen, den auch sie beim Näherkommen als einen Indianer erkannten.

„Richtig, 's ist eine Rothhaut," sagte der Kapitän. „Der Bursche reitet einen stattlichen Rappen. Möchte wissen, wo er den gestohlen hat. Vielleicht ist's ein Krieger aus einem der uns befreundeten Stämme der Pequods oder Mohikans, der eine Botschaft aus den Ansiedelungen an der Naraganssettbai heraufbringt."

„Nein, 's ist ein Wampanog," entgegnete Blackstone. „Ich erkenne ihn an dem rothen Tuche, welches die Häuptlinge seines Stammes turbanartig um den Kopf gewickelt zu tragen pflegen."

„Ihr habt Recht, und seinem rothbefranzten Jagdhemd und dem Adlerfederbüschel an der Spitze seiner Lanze nach zu schließen, ist es kein gemeiner Krieger, sondern in der That ein Häuptling. Der Kerl hat eine Büchse auf dem Rücken hängen. Was haltet Ihr von der Sache, Richter?"

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll, denn seit langer Zeit hat sich keiner der störrischen Heiden mehr in Swanzey blicken lassen. Aber seht nur, wie er reitet! Mir scheinen Roß und Mann mehr Gebilde von Luft als Geschöpfe von Fleisch und Blut zu sein. Diese Erscheinung ist wohl nur ein abermaliges Zeichen, daß wir Buße thun und wachen und beten sollen."

Der Kapitän zuckte über diese schwärmerische Gespensterseherei am hellen Tage die Achseln, antwortete aber nicht, sondern sah mit bohrenden Blicken dem Beginnen des Indianers zu.

Dieser galoppirte in gerader Linie auf den Bach zu, wandte aber in einer Entfernung von hundert Schritten plötzlich sein Pferd, beschrieb einen Kreis auf der Wiese und jagte dann, seine Lanze über dem Kopfe schwingend, gegen das Dorf hinauf. Doch nur wenige Sekunden blieb er hinter den Baumgruppen verschwunden, dann erschien er wieder auf der Wiese, tummelte sein Roß in den kühnsten Wendungen im Kreise, spornte es abermals in schnellsten Lauf, eilte davon, kam wieder und hielt endlich regungslos, kaum dreißig Schritte vom jenseitigen Ufer des Baches entfernt.

„Komm näher, wenn Du ein Freund bist," rief Eaton hinüber und winkte mit der Hand.

Obwohl der rothe Krieger den Ruf des Richters gehört haben mußte, so blieb er ihnen dennoch unbeweglich gegenüber.

„Er versteht vermuthlich kein Englisch," sagte Blackstone und

rief ihm daher im Dialekt der Pokanoketen zu: „Was bringst Du uns, Bruder Wampanog?“

Aber auch jetzt verharrte der Angerufene in seiner Regungslosigkeit. Da schrie plötzlich Standish auf:

„Ha, ein sauberer Bruder das! Es ist der teuflische Annawon, der Mörder Sasamons, ich erkenne ihn. Nieder mit ihm, der Schurke ist vogelfrei!“

Mit diesen Worten riß der Kapitän eines seiner Faustrohre aus dem Gürtel und feuerte es mit Blitzesschnelligkeit auf den rothen Krieger ab. Eine plötzliche heftige Bewegung desselben schien zu verrathen, daß er getroffen sei. Dennoch blieb Annawon fest im Sattel, warf sein Roß herum, jagte in die Wiese hinein, kehrte wieder zum Ufer zurück, schwang seine Lanze und stieß jetzt das furchtbare Kriegsgeschrei seines Stammes aus.

„Steh', Heide, steh', wenn Du ein Mann, bist!“ schrie der tapfere Kapitän und stürzte mit gezücktem Schwerte durch den Bach auf die gegenüberliegende Wiese.

Der Wilde stürmte mit gefällter Lanze auf ihn an. Standish erwartete ihn festen Fußes. Allein plötzlich machte der Indianer wieder Kehrt, zügelte dann in einer Entfernung von etwa zweihundert Schritten sein Roß, nahm die Büchse vom Rücken und schoß sie, ruhig zielend, auf den gegen ihn anrennenden Kapitän ab. Die Kugel riß diesem den Hut vom Kopfe und schleuderte denselben weithin auf den Rasen. Standish wankte einen Augenblick, ermannte sich aber sogleich wieder und feuerte sein zweites Pistol auf den Gegner ab. Obwohl der Wilde mit gellendem Gelächter die geringe Tragweite des Gewehrs verhöhnte, schien er doch keineswegs dem muthig vorwärts eilenden Angreifer standhalten zu wollen. Er ließ noch einmal im herausforderndsten Tone sein schreckliches Huh-ruproh-noh! ertönen, sauste dann wie der Wind die Wiese hinab und verschwand am Ausgang des Thälchens im Dunkel des Urwaldes.

Standish murmelte einen herzhaften Fluch zwischen den Zähnen, während er sein Schwert in die Scheide steckte und seinen durchlöcherten Hut aufhob. Seine beiden Freunde hatten inzwischen den Bach überschritten und ihn eingeholt.

„Hätte ich nur statt Eures Ochsen da meinen Grauschimmel

gehabt, Meister Blackstone," rief ihnen der Kapitän entgegen; „ich wollte dem rothen Schuft den Pelz ganz anders gebrannt haben."

„Dankt Gott, Freund, daß Ihr so mit heiler Haut der Gefahr entgangen seid," ermahnte ihn der Richter.

„Thu's auch, thu's auch, Richter, aber deßhalb wünsche ich doch, ich hätte dem mörderischen Hund auf Schwerteslänge nahe kommen können. Er hätte dann wohl nicht ungestraft sein Spiel mit mir getrieben."

„Hm," sagte Blackstone, „mir scheint, Ihr habt ihm doch einen Denkzettel mitgegeben, denn seht nur die Blutstropfen, die hier an den Grasspitzen hangen."

„Pah," versetzte der Kapitän, indem er sich überzeugte, daß die Wahrnehmung des Einsiedlers richtig sei, „wenn ich auch wirklich ihn und nicht bloß das Pferd getroffen, so ist's jedenfalls nur ein Streifschuß und der schadet dem Gewürm nicht mehr als 'ne Ohrfeige. Möchte aber nur wissen, was die Erscheinung des Kerls zu bedeuten hat."

„Vielleicht ist er als Späher gekommen," meinte der Einsiedler.

„Als Späher?" entgegnete Standish. „Nein, Vater Blackstone. Eine Rothhaut geht nicht am hellen Tage und in so unvorsichtiger, ja frech herausfordernder Manier auf Kundschaft. Die Rothen wählen hiezu, wie überhaupt zu allen ihren Teufeleien, am liebsten die Nacht. Aber eine Bedeutung muß dieser Besuch haben, denn die Indianer thun Nichts ohne Bedacht und Absicht. Seltsam! der Bursch weiß, daß er vom Plymouther Gericht geächtet ist und legte es sogar darauf an, angegriffen zu werden."

„Da geht mir ein Licht auf," bemerkte Eaton. „Fern von der Erkenntniß des wahren Gottes halten die rothen Heiden viel von den abgöttischen Wahrsagereien ihrer Zauberer und Baalspriester. Nun erinnere ich mich, gehört zu haben, es sei seit dem Pequodkriege unter ihnen die Prophezeiung im Umlauf, daß im nächsten Kampfe der Indianer mit den Blaßgesichtern diejenige Partei zuletzt den Sieg davontrage, welche von der andern zuerst angegriffen und verwundet werde. Sollte nicht etwa dieser götzendienerische Wahn die Erscheinung und das herausfordernde Benehmen des mörderischen Heiden veranlaßt haben?"

„Das wäre möglich," versetzte Standish. „Doch kommt, es

drängt mich, die Spur dieses Burschen zu verfolgen und zu erkunden, ob die umliegenden Wälder nicht noch mehr derartige Besucher bergen."

Nach diesen Worten schritt er den beiden Andern rasch voran dem Dorfe zu.

Elftes Kapitel.

Erfolg der Streifpartei. — Eine wunderbare Aehnlichkeit. — Puritanische Andachtsübungen. — Das Geschütz von Swanzey. — Der puritanische Gottesdienst. — Der rothe Heide kommt über dich.

Der tapfere Kapitän ordnete sofort eine Streifpartei in die umliegenden Wälder an, kehrte aber nach Einbruch der Nacht mit derselben zurück, ohne daß ihre Nachforschungen zu Etwas geführt hätten, denn sie hatten auch nicht eines der verdächtigen Zeichen bemerkt, aus welchen man die Anwesenheit eines Feindes in den Wäldern hätte ahnen können. Die Spur Annawons hatten sie zwar weithin verfolgen können, allein der Indianer hatte einen zu großen Vorsprung, als daß ein Einholen desselben möglich gewesen wäre. Standish erklärte daher bei seiner Rückkehr dem Richter, daß er überzeugt sei, die Erscheinung Annawons habe vorerst weiter Nichts zu bedeuten und sei nur seiner Ehrsucht zuzuschreiben, die den Aberglauben seiner Landsleute zu seinen Gunsten benutzen wolle.

Diese Ansicht eines im Waldkriege so erfahrenen Mannes beruhigte Eaton hinlänglich, so daß er sich für den folgenden Tag eine ungestörte Sabbathfeier versprach, obwohl während der Abwesenheit des Kapitäns seine Besorgnisse durch die aus dem Walde zurückkehrende Lovely noch vermehrt worden waren. Das Mädchen hatte ihm nämlich mit der ganzen Offenherzigkeit ihres Wesens ihr Abenteuer mit der Indianerin erzählt und folglich dabei auch der beiden Trapper erwähnt. Dieser letztere Umstand besonders machte Eaton stutzig. Er wußte nicht, in welchen Beziehungen

Groot Willem und Thorkil zu Lovely und den Ihrigen standen, denn die beiden Jäger hatten gleichsam zur Belohnung der Dienste, welche sie den Flüchtlingen geleistet, das Versprechen gefordert, dem Richter das Zusammentreffen mit ihnen zu verschweigen, und dieses Versprechen war streng gehalten worden. Eaton nahm daher an, die verfolgten Wanderer seien bei ihrer Flucht von Connecticut irgendwo mit Groot Willem zusammengetroffen, mit dem er in erbitterter Feindschaft lebte, deren Grund meine jungen Leser später erfahren sollen.

In tiefster Ruhe lag in der Nacht des Sonnabends das vom Lichte des Vollmondes beschienene Dorf Swanzey da, und klar und schön stieg der Sonntagsmorgen über die Wälder herauf. In der ganzen Ansiedelung herrschte feierliche Stille, denn nicht nur ruhten alle Geschäfte, sondern Kinder und Erwachsene hielten sich stille in den Häusern bis zur Stunde des Kirchganges. Nur auf dem Hofe von Eatons Hause war einige Bewegung wahrzunehmen, denn Standish hatte trotz der eifrigen Einwendungen des Richters durchgesetzt, daß sein wohlgelegenes und verpallisadirtes Haus, welches der Ansiedelung gleichsam als Citadelle diente, auf alle Fälle hin einigermaßen in Vertheidigungsstand gesetzt würde und daß Blackstone seinen Botenritt weiter nach den ostwärts gelegenen Ansiedelungen hin fortsetzen dürfe; denn die Puritaner rechneten das Reisen in weltlichen Geschäften am Sabbath durchaus zu den unerlaubten Dingen.

So sattelte denn der alte Blackstone bei Sonnenaufgang seinen Bucephalus, wobei ihm der Kapitän behülflich war, indem er ihm zugleich Aufträge für einige der Ansiedelungen ertheilte, welche der Einsiedler im Laufe des Tages berühren sollte.

„Thätet Ihr nicht besser, Vater Blackstone," fragte der Kapitän, „statt des langsamen wunderlichen Thieres da eines von des Richters Pferden zu nehmen? Ihr kämet schneller vorwärts, was auf alle Fälle hin gut sein dürfte."

„Da irrt Ihr Euch, Kapitän. Bucephalus ist keineswegs so langsam, als Ihr zu glauben scheint, und kommt in den Wäldern, wo man ohnehin selten galoppiren kann, wohl so schnell vorwärts wie ein Gaul. Dabei sind wir zu vertraut mit einander, als daß ich mich von dem Thiere trennen möchte. Uebrigens könnte es,

trotz aller Freundschaft der Heiden gegen mich, so einer herumlungernden Rothhaut doch einfallen, mich vom Cavalleristen zum Infanteristen zu degradiren, d. h. mir das Roß zu stehlen, während der gute Bucephalus, dessen Tugenden nicht ein Jeder kennt, schwerlich derartige Raubgedanken erregen wird."

„Schon recht, aber ist Eure Büchse in Ordnung und seid Ihr mit Munition versehen?"

„Kapitän, glaubt mir, meine alte rostige Donnerbüchse da wurde noch nie auf ein menschliches Wesen angelegt und soll es auch nie werden, denn Kampf und dergleichen Teufeleien waren mir meiner Lebtage verhaßt. Für einen unhöflichen Bären oder Wolf, der mir in die Quere kommen könnte, habe ich eine Kugel im Rohre und mehr braucht's nicht. Sollte ich aber auf feindlich gesinnte Indianer stoßen, so wird mir wohl mein Ruf als Mann des Friedens nützlicher sein, als es ein Dutzend der besten Büchsen sammt einem wohlgefüllten Munitionswagen wären."

Das Gespräch wurde hier durch Lovely unterbrochen, welche aus dem Hause trat, den beiden Männern einen freundlichen Morgengruß bot und dann sagte:

„Der Richter läßt Master Standish und Master Blackstone einladen, an der Morgenandacht Theil zu nehmen, zu welcher die Bewohner des Hauses sich soeben versammelt haben."

Blackstone, welcher das Mädchen Tags zuvor noch nicht gesehen, schien bei ihrem Anblick betroffen und sah dann der sich wieder Entfernenden verwundert nach.

„Wie ist mir denn?" sagte er lebhaft. „Welche wunderbare Aehnlichkeit! Wer ist dieses Mädchen, Kapitän?"

„Es ist die Tochter eines alten Freundes des Richters. Eaton hat sie in sein Haus aufgenommen und will sie an Kindesstatt annehmen. Aber von welcher Aehnlichkeit sprecht Ihr?"

„Von welcher Aehnlichkeit ich spreche? Ei nun, von der, welche dieses Mädchen mit der fremden Lady hat, die neulich in meiner Siedelei war."

„Sprecht Ihr im Ernst?" fragte der Kapitän, ungewöhnlich bewegt.

„Gewiß. Noch nie habe ich eine so wunderbare Aehnlichkeit in Haltung, Gang und Zügen gesehen, wie zwischen diesen beiden

Frauenspersonen. Nur die Farbe der Augen und der Haare ist verschieden."

„Das trifft wieder zu," sagte der Kapitän leise für sich. Und dem Hause zugehend, mahnte er den Einsiedler: „Kommt, kommt, unser Freund wartet in solchen Fällen nicht gerne."

Die Beiden fanden die ganze Hausbewohnerschaft in einem umfangreichen niedrigen Gemache des Erdgeschosses zu den frommen Uebungen versammelt, welche der Richter täglich beim Aufgang und Untergang der Sonne abhielt. Er las dabei ein Stück aus der Bibel und zwar meistens aus den Propheten des alten Testaments. Heute schloß er seine Vorlesung mit einem langen Gebete, in welchem er besonders die bevorstehende Heimsuchung und Trübsal der Kinder Israel berührte und welchem das versammelte Gesinde mit großer Zerknirschung folgte. Alle Anwesenden standen während dieser Andachtsübung, die Frauen mit leicht unter der Brust gefalteten Händen, was eigentlich bei den Puritanern, die alle Ceremonien „götzendienerische Werke" nannten, bloß geduldet, nicht gefordert wurde.

Nach Beendigung der Erbauungsstunde verließen die Knechte und Mägde das Gemach ernst und stumm, aber mit großer Förmlichkeit; denn erstere schritten voran unter dem Vortritt Obedeboms, jenes alten Dieners, welcher mit dem Richter schon die Mühsale der ersten Ansiedelung in Swanzey getheilt hatte; letztere ließen mit sichtbaren Zeichen der Ehrerbietung Lovely den Vortritt, denn Eaton hatte vor wenigen Tagen erklärt, daß das liebenswürdige Mädchen in allen Stücken als seine Tochter anzusehen sei.

Der Richter begleitete nun den Einsiedler zum Bucephalus, welcher sich sofort mit seinem Reiter in Bewegung setzte, Standish aber folgte dem greisen Obedebom, welcher ihn bat, die Anordnungen zur Aufstellung des Geschützes zu übernehmen.

Der Geschützvorrath von Swanzey war in einem hinter dem Hofraume liegenden Schuppen aufbewahrt und bestand aus einem einzigen Stücke, einer plumpen Feldschlange von mäßigem Kaliber, die auf einer ungeschlachten Laffete befestigt und so eingerichtet war, daß die Mündung mit nicht allzu vieler Mühe nach verschiedenen Seiten gewendet werden konnte.

Der „kleine Feuerspeier“ betrachtete die Maschine mit kundigem Auge und äußerte sich dann darüber:

„Das alte Ding da würde freilich in einem regelrechten Treffen oder bei Abwehr einer Bestürmung des Hauses durch disciplinirte Truppen eine schlechte Rolle spielen; doch kann es, auf einen Trupp nackter Wilden mit der gehörigen Umsicht abgebrannt, immerhin noch ordentliche Dienste leisten.“

Er ließ nun das Geschütz durch die stämmigen Knechte des Richters auf den Hofraum fahren und auf einer Art von Bastei aufpflanzen, die bei Anlage der Terrasse zu diesem Zwecke hergerichtet worden war und von wo aus die Drehbasse den Weg, der vom Dorfe zum Hügel heraufführte, seiner ganzen Länge nach bestreichen, sowie den Haupteingang der Pallisadenreihe beherrschen konnte. Hier wurde „das alte Ding“ noch abgeprotzt und zu augenblicklichem Gebrauche hergestellt.

Unter diesem Geschäfte war die Zeit herangekommen, wo die kleine Glocke des Versammlungshauses das Zeichen zum Beginn des vormittäglichen Gottesdienstes gab. Der Kapitän wäre gerne zu Hause geblieben, um noch weitere Zurüstungen zu treffen; allein er wußte wohl, daß er in Swanzey um allen Kredit gekommen wäre, wenn er sich von der andächtigen Versammlung hätte ausschließen wollen, denn dieser durfte sich Niemand entziehen, der nicht durch schwere Krankheit oder eine dringende Verrichtung im Dienste der Gemeinde daran verhindert wurde. Mit einiger Mühe gelang es ihm jedoch, den Richter zu bereden, daß er dem alten Obedebom gestattete, als Wächter im Hause zurückzubleiben.

„Ich gestehe Euch, Freund,“ sagte der Kapitän zu Eaton, welcher in seinem feiertäglichen schwarzen Gewande aus dem Hause trat, „daß die Erscheinung der Indianerin im Walde und hauptsächlich die des teuflischen Annawon mir beharrlich im Kopfe herumgeht. Mir ahnt nichts Gutes. Laßt mich noch, bevor wir in's Dorf hinabgehen, Miß Cordelia über einige nähere Umstände ihres Abenteuers erkundigen.“

„Kapitän,“ lautete die Antwort des starren Puritaners, „Ihr wißt, daß wir heute schon zu viele Stunden den weltlichen Geschäften gewidmet haben. Ueberdieß geziemt mir, mit meinen Leuten der Erste und nicht der Letzte zu erscheinen an dem Orte, wo wir

uns mit ganzer Seele vor dem Herrn demüthigen sollen, auf daß er die Wucht seines zur Züchtigung über uns ausgestreckten Armes mäßigen möge. Es wäre Unrecht, durch längeres Zögern ein übles Beispiel zu geben. Daher kommt jetzt und nach Beendigung unserer sabbathlichen Andacht soll Lovely Eure Fragen beantworten.

Der Richter winkte seinen im Hofe versammelten Knechten, ihm zu folgen, und schritt mit Standish voran. Lovely folgte mit dem weiblichen Gesinde und Obededom schloß die Palliſadenpforte hinter dem kleinen Zuge.

Es gereichte dem Kapitän zu einiger Beruhigung, als er sah, daß sämmtliche Männer ihre Waffen bei sich trugen, was in den der indianischen Grenze naheliegenden Kolonien allgemein gebräuchlich war, denn die Pilger der Wildniß mußten, während sie den Worten ihrer Prediger lauschten oder einen Psalm zum Lobe des Ewigen anstimmten, stets darauf gefaßt sein, das Kriegsgeschrei ihrer rothen Nachbarn zu vernehmen. Während des Gottesdienstes lehnten daher in der Vorhalle der Versammlungshäuser stets die Feuergewehre der männlichen Bevölkerung an der Wand.

Mit einigem Mißbehagen bemerkte der Richter beim Eintritt in das Versammlungshaus, daß die Gemeinde schon ziemlich vollständig versammelt und er mit den Seinen einer der Letzten war, welche kamen, „den Durst der Seele an der Quelle des Heils zu löschen."

Der puritanische Gottesdienst entsprach ganz der schmucklosen Einfachheit der puritanischen Versammlungshäuser. Diese finstern Sektirer verwarfen alles Aeußerliche als „götzendienerischer Prunk" und wußten sogar, um ja alles Schöne fernzuhalten, ihrem Psalmengesang etwas Widerwärtiges zu geben, denn es war puritanischer Brauch, die Töne der Melodie auf garstige Weise durch die Nase hervorzuzwingen, zu dehnen und zu quetschen.

Heute aber machte sich inmitten der schnarrenden Naselaute, über welche Standish sich schon oft schwer geärgert hatte, die reine und klangvolle Altstimme Lovely's siegreich geltend, und er wurde so angenehm davon berührt, daß er sich nicht enthalten konnte, einen Blick des Dankes und der Billigung auf die fromme Sängerin zu werfen, die in der Mitte einer Schaar von Mädchen und Frauen

stand, welche die ungeziert schöne Weise ihres Gesangs keineswegs nachahmten.

Als der einleitende Psalm verklungen war, erschien der Prediger, eine lange dünne Gestalt mit kränklich blassem Gesicht und großen schwärmerischen Augen, auf der Kanzel. Als echter Puritaner schöpfte auch er mit Vorliebe seine Textesworte aus dem Alten Testament, und so hatte er denn heute, angeregt durch ein Gespräch, welches er gestern mit dem Richter gehabt, die Worte aus dem fünften Buch Mosis gewählt: „Und Og, der König zu Basan, zog aus, uns entgegen, mit seinem ganzen Volke zu Edrei zu streiten." In stundenlangem Vortrage bezog der Prediger den in seinem Texte berichteten Kampf der Israeliten gegen den König von Basan auf die schwierigen Verhältnisse seiner Gemeinde zu den rothen Eingeborenen und verglich die Kolonien von Neu-England mit Canaan, die Kolonisten mit den Kindern Israel, den König Og mit dem Sachem der Wampanogen. Mit regungsloser Aufmerksamkeit hörte ihm die Gemeinde zu und gläubig nahm sie seine Prophezeiung auf, die ihnen den Sieg der Pilger der Wildniß über die abgöttischen Eingeborenen verkündigte.

Aber plötzlich wurde er durch eine gewaltige Stimme unterbrochen, welche vom Eingange des Hauses her mit Donnertönen in die Versammlung herein rief:

„Zu Deinen Gezelten, Israel! Der rothe Heide kommt über Dich."

Zwölftes Kapitel.

Ein unbekannter Warner. — Zu den Waffen! — Das Dorf brennt. — Kampf der Weißen mit den Eingeborenen. — Lovely's Kindesliebe rettet den Vater.

Meine jungen Leser werden glauben, es sei auf diesen bedrohlichen Ruf hin sofort eine Störung in der Versammlung und Tumult entstanden, allein das war keineswegs der Fall, denn die

Kirchenzucht der puritanischen Gemeinden war so streng, daß selbst jetzt Männer und Frauen in ihrer sitzenden Stellung verharrten und sogar die Kinder sich bei einem solchen Beispiel von Selbstbeherrschung stille hielten. Nur einen Schrei hörte man aus der Versammlung, den unwillkürlichen Angstruf der Müllerin, welche ihre vor wenigen Tagen geborenen Zwillinge hülflos dem Mordmesser der Wilden preisgegeben wußte, da die am äußersten Ende des Dorfes gelegene Mühle in diesem Augenblicke von allen übrigen Bewohnern verlassen war. Aber selbst diese unglückliche Mutter unterdrückte sogleich wieder den Ausbruch ihrer Gefühle und richtete nur ängstliche Blicke auf ihren Mann, welcher seinerseits mit verhaltener Ungeduld nach der vordersten Bank schaute, wo der Richter mit den Kirchenältesten saß.

Eine Pause athemloser Spannung war eingetreten, dann aber streckte der Prediger den Arm gegen die Pforte aus und rief in strengem Tone:

„Wer bist Du, der Du es wagst, die Sabbathfeier zu stören?"

„Einer," lautete die Antwort, „der vordem früh und spät sein Schwert schwang für die gute alte Sache und der es jetzt noch einmal ziehen will im Dienste des Herrn. Doch verliert die kostbare Zeit nicht mit unnützen Fragen, ihr Männer von Swanzey. Ich sage Euch, der rothe Heide kommt über Euch mit aller seiner Macht. Zu den Waffen! zu den Waffen!"

Standish sprang auf und wiederholte den Alarmruf, aber seine Stimme wie die des Richters und des Predigers ward schon von einem entsetzlichen Gebrülle und einem ohrzerreißenden Geheul von außenher übertönt. Jetzt krachte auch die Feldschlange von der Bastei her und wieder erscholl's am Eingange: „Zu den Waffen!"

„Zu den Waffen!" befahl Standish mit der gebieterischen Stimme und eilte der Pforte zu.

„Zu den Waffen mit Gott!" rief jetzt auch der Richter und schritt an der Spitze der Männer rasch dem Kapitän nach, während die in dem Versammlungshause zurückbleibenden Frauen und Kinder in Wehklagen ausbrachen.

Lovely befand sich nicht mehr unter ihnen. Sie hatte kaum die Stimme des fremden Warners vernommen, als sie von ihrem Platze weg und der Thüre zueilte. Dort fanden Standish und

Eaton das Mädchen am Halse des Großvaters, der ihr Muth einsprach.

Als die Vorhalle von dem Gestampfe der ihre Waffen ergreifenden Männer ertönte; flüsterte der Greis ihr zu:

„Fassung, mein Kind; halte Dich zu den übrigen Frauen .... Der Vater ist im Hause des Richters. Geh, und der Herr segne Dich!“

Gehorsam selbst in diesem furchtbaren Augenblicke, riß sich Lovely mit gepreßtem Herzen von dem Großvater los und kehrte in das Versammlungshaus zurück.

Die Männer waren bereits alle in der Vorhalle versammelt und richteten nur ihre Blicke auf den fremden Greis mit den edeln Zügen und dem silberweiß auf die Brust niederfallenden Barte. Sein Gesicht schien von der Anstrengung eines raschen Laufes geröthet, aber in seinen großen grauen Augen glühte das ruhige Feuer des bewährten Kriegers. Er trug ein gewaltiges Schwert entblößt in der Hand und seine ganze Erscheinung war so ehrfurchtgebietend, daß die Männer von Swanzey bei ihrer von der Predigt ihres Geistlichen erhitzten Phantasie im ersten Augenblick den Fremden für ein überirdisches, von Gott zu ihrem Beistand gesandtes Wesen hielten.

„Männer von Swanzey,“ redete sie jetzt der Greis mit der Miene eines Mannes an, welcher gewohnt ist, in schwierigen Lagen zu befehlen und Gehorsam zu finden, — „es gilt, keinen Augenblick zu verlieren, aber auch, nicht in blindem Eifer zu handeln. Das Dorf ist von allen Seiten von den Heiden umringt und wohl schon größten Theils in ihrer Gewalt....“

Das von allen Seiten wieder ertönende Kriegsgeheul unterbrach den Redner und bestätigte seine Worte nur allzusehr.

„Seht, dort stürmt eine Rotte den Weg nach dem Hause des Richters empor,“ rief der Kapitän. „Ha, da brummt die Feldschlange wieder!“

Das Geschütz auf der Bastion entlud wirklich eine neue Ladung, die, wie es schien, aus einer Anzahl Musketenkugeln bestand, denn man hörte das Einschlagen derselben in die Baumstämme an dem vom Dorf heraufführenden Wege und sah drei Indianer fallen, um nicht wieder aufzustehen. Im nächsten Au-

genblick waren die Stürmenden wie weggeblasen und der Weg war frei.

„Ha, mein Sohn versteht sein altes Handwerk noch!“ sprach der Greis mit Befriedigung. „Doch seht, die Elenden haben schon Feuer eingelegt.“

„O mein Haus, o meine Kinder!“ schrie der Müller auf und wollte in verzweiflungsvoller Angst der Mühle zustürzen, aus deren Dach die Flamme prasselnd in den reinen Mittagshimmel emporschlug.

„Halt, nicht von der Stelle!“ befahl der Greis, dem Jammernden den Weg vertretend.

„Was habt Ihr mir zu befehlen, Fremder?“ erwiderte der Mann trotzig.

„Dieser Fremde hat ein Recht zu befehlen,“ sagte der Richter nachdrücklich. „Ihr Männer von Swanzey,“ fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „folgt in Allem und Jedem den Befehlen dieses Gerechten in Israel.“ „Und Du, Richard,“ setzte er zu dem Greise gewendet hinzu: „Erhebe das Schwert Gideons und schlage mit der Schärfe desselben die Götzendiener in diesem Lande, wie Du sie vordem jenseits des Meeres geschlagen.“

„Was Menschenkräfte vermögen, soll gethan werden, den Sieg aber kann allein der Herr verleihen,“ antwortete der Greis.

Rasch begab er sich nun auf den freien Platz vor der Kirche, sammelte die Männer um sich und theilte ihnen den Vertheidigungsplan mit.

„Wir müssen das rechte Ufer des Baches aufgeben und das linke vom Feinde zu säubern suchen,“ sagte er. „Das Haus des Richters soll uns als fester Anhaltspunkt dienen. Dorthin müssen vor Allem die Wehrlosen gebracht werden. Kapitän Standish, nehmt zwanzig Büchsenschützen und säubert links und rechts den Weg über den Steg und aufwärts zu dem Hause. Ihr, Freund Eaton, ruft die Weiber und Kinder aus dem Versammlungshaus, umgebt sie mit vierzig der unerschrockensten Männer und folgt dann der Schaar des Kapitäns auf dem Fuße. Ich selbst werde Euch mit dem Reste der Mannschaft den Rücken decken. Die Kirche hier ist nicht haltbar, drum müssen wir den Hügel zu gewinnen suchen.“

Schnell hatte der Kapitän einen kleinen Trupp trefflicher Schützen

um sich und mit einem muthigen Vorwärts! schritt er an der Spitze desselben dem Steg zu. Der Richter rief die Frauen und Kinder aus der Kirche und umgab sie mit einer starken Schutzwache. Zusammengedrängt wie eine Schaar geängstigter Tauben, ließen sie sich willenlos fortführen; der greise Oberst folgte ihnen mit der Nachhut.

Der Kapitän erreichte ungehindert den Steg. Hier machte er Halt, ließ in die Gebüsche an beiden Seiten des Baches und aufwärts den Weg eine Salve geben und rückte dann langsam den Hügel hinan.

Kein Feind ließ sich blicken und das schreckliche Huh — hup — roh — noh war gänzlich verstummt, aber in allen Wohnungen des Dorfes knisterte und prasselte die verheerende Flamme und aus manchen derselben ertönte das von der Todesnoth ausgepreßte Wehgeschrei von Kindern und Gebrechlichen.

Bei diesen gräßlichen Anzeichen von der Mord- und Vernichtungswuth der Indianer knirschten die Männer mit den Zähnen und Frauen und Kinder brachen in lautes Jammern aus. Die Ordnung im Zuge begann zu wanken, aber die Energie des Richters hatte sie schnell wieder hergestellt.

„Vertrauet dem Herrn, unserm Gott!“ rief er den Trostlosen zu. „Er ist ein starker und eifriger Gott; aber wen der Herr lieb hat, den züchtiget er.“

Der Prediger trat an Eatons Seite und Beide schritten nun dem Zuge voran. Der Erstere hielt in seiner Rechten die aufgeschlagene Bibel und las im Gehen mit lauter Stimme abgerissene Stellen aus seinem Lieblingspropheten Jeremias.

„Tretet in Ordnung wider Babel ringsumher, ihr Alle, die ihr den Bogen spannet,“ ertönte es feierlich aus seinem Munde. „Schießet auf sie und sparet keine Pfeile, denn sie hat wider den Herrn gesündigt. Jauchzet wider sie ringsumher, sie wird sich ergeben; ihre Grundvesten werden fallen und ihre Mauern werden geschleift werden, denn das wird sein die Rache des Herrn .... Machet euch auf wider das abgöttische Volk, und Verderben will ich bringen über sie, den Grimm meines Zornes, und will sie verfolgen mit dem Schwerte, bis ich gänzlich sie vertilge!.....“

Hier brach seine Stimme plötzlich mit einem Schmerzensschrei

ab. Die Bibel entfiel seinen Händen und er stürzte schwer vornüber auf das Antlitz nieder. Ein Pfeil war ihm tief in die Brust gefahren. Zum Tode verwundet, machte der muthvolle Glaubensstreiter noch einen krampfhaften Versuch, das heilige Buch an sich zu ziehen; dann hauchte er lautlos die Seele aus.

„Nehmt den Todten auf," befahl der Richter mit fester Stimme, „damit er wo möglich ein christlich Grab erhalte."

Zwei Männer gehorchten diesem Befehle, während mehrere andere, ergrimmt über den Mord des geliebten Seelsorgers, ihre Büchsen auf's Gerathewohl nach der Richtung hin in's Gebüsch abfeuerten, woher der Todespfeil gekommen schien. Allein weder in dem Strauchwerk am Bache noch an dem jenseits desselben emporsteigenden Abhange verrieth irgend eine Bewegung oder ein Laut, daß eine der entsandten Kugeln ihr beabsichtigtes Ziel gefunden.

Die drei Abtheilungen setzten ihren Marsch fort. Standish war mit der Vorhut nur noch wenige Schritte von der Pallisadenpforte entfernt und eben hatte die Nachhut die Brücke passirt, als plötzlich der Kriegsschrei eines einzelnen Indianers in so scharfen Kehllauten erschallte, daß er das Brausen der wüthend um sich greifenden Feuersbrunst übertönte. Dieß war das Zeichen zum Losbrechen jenes markdurchdröhnenden Gebrülls und Geheuls, womit die Krieger der eingeborenen Stämme von Nordamerika in den Kampf zu gehen pflegen.

Jetzt begann eine Szene des wildesten Mordens, denn von der Höhe des Abhangs herab, vom Ufer des Baches herauf und hinter den brennenden Häusern hervor schwirrten Pfeile, krachten Schüsse und von allen Seiten her stürzten mit geschwungenem Tomahawk und Skalpirmesser Massen von rothen Kriegern auf die Pilger der Wildniß ein. Mit mannhafter Festigkeit hielten diese den wüthenden Anprall der feindlichen Uebermacht aus. Gleich dem Schall der Schlachtdrommete klang durch den furchtbaren Tumult die Stimme des greisen Obersten: „Hie Schwert des Herrn und Gideons!" Mit Löwenmuth focht der Richter und der Degen des tapfern Kapitäns brach den Nachdrängenden fort und fort Bahn. Allein stets warfen sich neue Schaaren der Wilden zwischen die Vorhut und die rettende Pforte, immer ungestümer stürmten die Feinde von unten herauf und von beiden Seiten heran, bis endlich

die Dorfbewohner, Weiber, Kinder und fechtende Männer, in einen wilden Knäuel zusammengepreßt waren.

Der Anführer der Indianer hatte den Ort und die Zeit des Angriffes schlau berechnet; denn hier mußte das Geschütz, welches seine Krieger am meisten fürchteten, den Weißen nutzlos werden, weil es nicht auf den Weg hernieder abgefeuert werden konnte, ohne daß seine Ladung Feinden und Freunden gleich verderblich geworden wäre. Ueberhaupt konnte jetzt von den Feuerwaffen kein Gebrauch mehr gemacht werden; zwischen den hart bedrängten Weißen und den ihnen an Zahl weit überlegenen Rothen war es bereits zum Handgemenge gekommen, bei welchem Degen und Dolch, Tomahawk und Skalpirmesser in schrecklichster Weise wütheten.

Ganz gegen ihre sonstige Kriegsweise, die mehr im Legen und Vermeiden von Hinterhalten als in offenem Gefecht besteht, stürmten heute die Wilden mit todesverachtender Wuth heran und kämpften Mann gegen Mann mit einer Beharrlichkeit, wie selbst der im Wald- und Grenzkriege vielerfahrene Standish es noch nie erlebt hatte. Das Beispiel ihres Führers, welcher mit Wort und Arm überall zugegen war, schien sie zur rücksichtslosesten Tapferkeit entflammt zu haben.

Dieser Führer, der an seinem hohen Wuchs, an seiner Tunika von Scharlach und an der von seiner Skalplocke weit den Rücken hinabflatternden schwarzen Adlerfeder kenntlich war, führte als Waffe einen Tomahawk, dessen Handhabe sowohl als die Schneide von Stahl war, und der von Blut triefte. Die Weißen bemerkten seine Anwesenheit mit gemischten Gefühlen, mit Schrecken, aber auch mit Grimm und Rachelust.

„Hund von verrätherischem Heiden!“ schrie ihm Standish zu, indem er sich zu ihm Bahn zu brechen suchte. „Sohn Belials!“ rief ihn der Richter an, in der nämlichen Absicht durch das Getümmel sich drängend.

Der Häuptling antwortete mit einem dämonischen Hohnlachen und schlug im nämlichen Augenblick sein Beil in den Schädel eines Gegners, der ihn wüthend an der Schulter gepackt hatte.

In dieser Weise tobte der Kampf noch eine geraume Weile fort; erbarmungslos wurden Frauen und Kinder niedergemetzelt. Die Schaar der Weißen schmolz immer mehr zusammen, während

die ebenfalls in großer Anzahl gefallenen Indianer stets wieder durch neue Streiter ersetzt wurden. Da ward plötzlich die Pallisadenpforte aufgerissen, in deren Nähe sich der Kampf allmälig gezogen hatte, und herausstürzte mit geschwungenem Schwerte der Mann, welcher während des Gottesdienstes in das Haus des Richters gekommen war und zweimal die Feldschlange abgefeuert hatte. Mit der donnernden Losung: „Herrgott Zebaoth!“ spaltete er einem Indianer das Haupt und schuf auf einen Augenblick freien Raum vor der Pforte: „Hie Israel!“ antwortete ihm die Stimme seines heldenhaften Schwiegervaters, welcher seine halbbewußtlose Enkeltochter mit dem linken Arm umfaßt hielt und mit ihr vorwärts drängte, indem er mit seinem gewaltigen Schwert schützende Kreise um sie zog. Zugleich entlud sich, von dem alten Obedebom losgebrannt, die Feldschlange noch einmal auf die nachdrängenden Wilden. Sie stoben heulend auseinander, und schon schien eine für die Kolonisten günstigere Wendung des Kampfes einzutreten, als der Häuptling in der Scharlachtunika eine neue Wolke seiner Leute heranführte.

„Stehe fest, wer noch stehen kann!“ rief Standish den Dorfbewohnern zu. „Wir müssen das Thor halten.“

Aber an ein Stehen und Halten war nicht mehr zu denken. Alles drängte, schob, stürmte gegen die offene Pforte zu und die ganze Masse, Weiße und Rothe, wälzte sich nun im wildesten Wirrwarr in den Hofraum hinein, wo sich sofort das gräßliche Blutbad erneute, während der Brand des Dorfes Alles in glühenden Qualm und Rauchwolken hüllte.

Ueberwältigt von allen diesen Schrecken sah Lovely nur wie im Traume den Richter, den Kapitän, ihren Großvater und Vater, mit dem Rücken an die Mauer des Hauses gestemmt, den letzten Verzweiflungskampf gegen die anstürmenden Wilden kämpfen. Da gab ihr plötzlich eine drohende Gefahr für einen Augenblick ihre Thatkraft zurück. Ein riesenhafter Indianer hatte ihren Vater angefallen und mit dem Kolben einer aufgerafften Büchse die Schwertklinge des Obersten zersplittert. Mit einem verzweiflungsvollen Schrei stürzte sich das Mädchen an die Brust des Vaters und streckte flehend die Hände gegen den Wilden aus. Allein dieser schwang die Waffe von Neuem und holte eben mit einem höhni-

schen Grinsen zum Todesstreiche aus, als er von dem Häuptlinge am Arme gefaßt und rückwärts geschleudert wurde.

Halb wahnsinnig vor Angst starrte Lovely dem Retter in das dunkle Antlitz. Sie hörte nur noch, wie er dreimal nacheinander ein gellendes Pfeifen ertönen ließ. Dann ward es dunkel vor ihren Augen und sie sank bewußtlos ihrem Vater in die Arme.

Dreizehntes Kapitel.

Im Hofraume Eatons. — Metacom und die Gefangenen. — Der Racheplan des Sachems. — Abzug der Indianer.

Der Ueberfall von Swanzey durch die Eingeborenen am 24. Juni 1675 ist ein geschichtliches Ereigniß von höchster Bedeutung für die Staaten von Neu-England, denn er war das schreckliche Vorspiel zu einem Kriege, in welchem es sich um die Ausrottung der Weißen durch die Rothen oder aber um ein bleibendes Uebergewicht der Ersteren über die Letzteren handelte.

Es ging gegen Abend zu; die Sonne näherte sich schon dem unermeßlichen Wäldermeer im Westen. Klar und rein hatte sie am Morgen ihre Stralen über das friedliche Dorf Swanzey ausgegossen, weißlich trübe steht sie jetzt hinter den grauen, erstickenden Dünsten, womit die immer noch rauchenden Brandstätten des Dorfes die Atmosphäre erfüllen. Der Kampf war schon seit mehreren Stunden beendigt, der Sieg der Wilden, die Niederlage der Colonisten vollständig. Die ganze Dorfbewohnerschaft war mit Ausnahme einiger Wenigen, denen es gelungen war, in den Wald zu entkommen, entweder von den Siegern gemordet oder gefangen genommen.

Die Feuersbrunst hatte des Richters Haus allein verschont; dagegen zeigte es starke Spuren roher Zerstörungslust. Die Fenster waren eingeschlagen und das Mauerwerk an vielen Orten zertrümmert. Der Boden des Hofes war mit Blut bedeckt. Die gefallenen Indianer waren von den Ihrigen bereits weggeschafft und

sorgsam im nahen Walde bestattet worden. Dagegen lagen die Leichen der Weißen unordentlich über den ganzen Raum hin zerstreut und das Messer der Sieger hatte nicht einmal der Todten geschont, denn Alle, sogar Frauen und Kinder, waren der Hirnhaut beraubt worden und diese gräßlichen Siegeszeichen, von den Eingeborenen Skalpe genannt, schmückten die Gürtel einer starken Horde von Indianern, welche zwei Seiten des viereckigen Platzes einnahm. Sie standen, saßen und lagen an verschiedenen vom Hausgeräthe des Richters genährten Feuern, an welchen sie ihr Wildpret und ihren Kaves (Mais) geröstet hatten. Vor ihnen waren die erbeuteten Waffen in Haufen aufgeschichtet. Die Meisten hatten sich mit Beutestücken europäischer Kleidung wunderlich herausgeputzt und glichen so in der von Dampf und Schweiß verwischten weiß und schwarzen Kriegsbemalung ihrer grimmigen Gesichter einer Bande höllischer Dämonen, wie nur je die Einbildungskraft sich solche scheußlich malen konnte.

Abseits von dieser Horde lehnte mit über der Brust gekreuzten Armen der Häuptling in der scharlachrothen Tunika an der Laffete der eroberten Feldschlange. Er schien in Nachdenken versunken, denn ein großer Gedanke erfüllte und verzehrte das ganze Dasein von Metacom, dem großen Sachem der Wampanogen und Pokanoketen, denn diesen haben wir vor uns. Er hatte sich nämlich zur Aufgabe seines Lebens gemacht, durch Ausrottung der Weißen die indianischen Nationen vor der allmälig ihnen drohenden Vernichtung zu schützen, und er setzte alle seine Gaben und Kräfte, ja selbst sein Leben an die Erfüllung dieser Aufgabe. Zur Erreichung dieses Zweckes war er bei den Verhaßten, welche sein Volk Schritt für Schritt aus den Jagdgründen der Väter verdrängten, in die Schule gegangen, hatte ihre Sprache erlernt und sich mit ihren Sitten und Gebräuchen bekannt gemacht. Lange Jahre hatte er, im Geheimen unaufhörlich mit den Vorbereitungen zur Ausführung seines großen Planes beschäftigt, mit der ganzen Schlauheit seiner Race friedliche und freundliche Gesinnungen gegen die Weißen geheuchelt.

Metacom oder König Philipp stand in der Vollkraft des männlichen Alters. Seine ganze Erscheinung war edel, gemessen, würdevoll. Man sah ihm auf den ersten Blick an, daß er gewohnt

sei, zu herrschen. Neben manchen Gebrechen seines Volkes, wie z. B. Hinterlist und Rachelust, besaß er ein kräftiges Gemüth, unbesiegbare Entschlossenheit und eine merkwürdige Verachtung aller körperlichen Leiden und Beschwerden. Heute, wo ihm der erste offene Schlag gegen die Kolonisten so vollständig gelungen war, schien der Sachem nun der Erreichung seines Zieles nahe zu stehen und wahrscheinlich mochte dieser Gedanke ihn beschäftigen, als er jetzt auf den Trümmern einer zerstörten Ansiedlung als Sieger dastand; denn so oft er den gesenkten Kopf hob und seine schwarzen glühenden Augen über den Platz schweifen ließ, flog ein triumphirendes Lächeln über seine stolzen Züge.

Das furchtbare Getöse, welches noch vor Kurzem in dem Hofraume geherrscht hatte, war verstummt. Die siegreichen Indianer hatten selbst zu starke Verluste erlitten, als daß ihre Siegesfreude sich in lärmender Fröhlichkeit kundgeben mochte, und zudem hielt die Anwesenheit und strenge Haltung ihres angebeteten Häuptlings sie in gehörigem Respekt. Keiner wagte ihn in seinem Sinnen zu stören; die Meisten gaben sich, nachdem sie ein einfaches Mahl verzehrt, der stumpfsinnigen Ruhe hin, welche ihr Volk nach heftigen Strapazen so sehr liebt.

Jetzt tritt durch die Oeffnung des aus seinen Angeln gerissenen Hofthors einer der Untersachem Metacoms, welcher dem Befehle seines Obern zufolge die Bestattung der indianischen Todten beaufsichtigt hatte. Er bringt dem Häuptling die Meldung, daß dessen Anordnungen vollzogen seien, bleibt aber, der indianischen Sitte getreu, stumm vor demselben stehen, bis dieser die Worte an ihn richtet:

„Annawon mag reden, meine Ohren sind offen."

„Unsere Brüder," berichtete Metacoms Vertrauter, an dessen linkem Oberarm ein Verband von Kräutern zeigte, daß er Tags zuvor wirklich von dem wackern Standish einen blutigen Denkzettel bekommen habe — „unsere Brüder sind in die glücklichen Jagdgründe gegangen. Der Grabhügel ist gethürmt und die Todtenklage angestimmt worden."

„Gut. Die Skalpe an den Gürteln der Wampanogen werden den Müttern und Squaws meiner gefallenen Krieger bezeugen, daß ihr Tod gerächt wurde."

Mit einem grimmigen Lächeln der Befriedigung schaute Annawon auf seinen eigenen Gurt herab, an welchem drei der schrecklichen Siegeszeichen hingen.

Nach einer Pause sagte der Häuptling zu ihm:

„Hole die gefangenen Weißgesichter her."

Annawon ging in das Haus und erschien binnen Kurzem mit fünf Personen, welche statt eines schnellen Todes das vielleicht noch schrecklichere Loos getroffen hatte, die Gefangenen erbarmungsloser Feinde zu werden.

Es waren Eaton, Standish, die beiden Obersten und Lovely. Die Männer waren alle verwundet. Seit dem Ausgang des Kampfes waren sie in einem der halbzerstörten Gemächer des Hauses bewacht und ihre Wunden sogar von einem Indianer, der sich auf die Heilkünste seines Volkes verstand, gewaschen und verbunden worden. Anfangs hatte es sie tief geschmerzt, daß sie das Schicksal ihrer Glaubensgenossen nicht theilen konnten; bei der sorgfältigen Pflege aber, die ihnen auf höhern Befehl zu Theil ward, äußerten sie gegenseitig ihre Verwunderung und Standish glaubte dieselbe richtig zu deuten, indem er mit der Ergebung eines auf Alles gefaßten Mannes sagte:

„Ich ahne, was man mit uns vor hat. Die Schurken wollen uns einstweilen am Leben erhalten, um den Glanz eines ihrer höllischen Siegesfeste durch die Martern, welchen man uns unterwerfen wird, zu erhöhen."

Annawon führte die Gefangenen vor den Sachem und sagte, einen Blick wilden Hasses auf Standish schießend, absichtlich in englischer Sprache:

„Es ist noch Platz, viel Platz für Skalpe an den Gürteln der Krieger der Wampanogen."

Metacom erwiderte Nichts auf diese rachsüchtige Anspielung, sondern bedeutete seinen Untergebenen mit einer gebieterischen Gebärde, sich zu entfernen. Dann erhob er den Kopf und betrachtete einen seiner Gefangenen nach dem Andern mit festem, eisigem Blicke.

Entsetzt schlug Lovely, welche sich krampfhaft am Arme ihres Großvaters hielt, vor diesem Blicke die verweinten Augen zu Boden, die Männer aber erwiderten denselben jeder in seiner Art mit Festigkeit, denn sie fühlten, daß das geringste Zeichen von Schwäche

in diesem Augenblick entehrend für sie wäre. Eaton schaute den Sachem an, als sähe er den bösen Feind leibhaftig vor sich; die zornig funkelnden Augen des Kapitäns sprachen deutlich aus, daß er sich kaum enthalten könne, dem Sieger an die Kehle zu springen; der jüngere Oberst ballte krampfhaft die Rechte, als hielt er noch den Schwertgriff in derselben; nur der ehrwürdige Greis zeigte dieselbe gemessene Haltung, wie der Indianerfürst, und schaute ihm mit würdiger Ruhe in die Augen.

Metacom ließ seinen Blick von den Männern langsam auf das todtbleiche Mädchen gleiten und redete es dann mit klangvoller Stimme und in vollkommen verständlichem Englisch an:

„Junges Weißgesichtmädchen, Du hast noch nicht genug Sommer gesehen, um in der Lügenkunst Deines Volkes erfahren zu sein. Sage mir, wer hat Dir das Kinderspielzeug gegeben, welches Du um den Hals trägst?"

„Ein Indianermädchen, Namens Hih-lah-dih," antwortete Lovely mit bebender Stimme, aber einem leisen Schimmer von Hoffnung. „Sie traf gestern mit mir im Walde zusammen und leider mußten wir's schwer büßen, daß wir ihre Warnung nicht besser beachteten."

„Hih-lah-dih?" fragte der Sachem mit einigem Staunen, indem auf einen Augenblick ein finsterer Schatten über sein Gesicht flog. „Hih-lah-dih hat Dich und die Weißgesichter gewarnt, und das noch gestern?"

„Hih-lah-dih warnte mich im Namen ..... eines fernen Freundes und rieth mir, mit meinem Vater und Großvater hier nach Providence zu gehen, weil die rothen Krieger den Tomahawk wider mein Volk erheben wollten."

„Jung Weißgesichtsquaw Freund haben, der Hih-lah-dih als Botin schicken?" fragte der Sachem forschend. „Sein Name welcher sein?"

Lovely besann sich einen Augenblick, weil sie Thorkil durch Nennung seines Namens zu gefährden fürchtete. Die Wahrheitsliebe trug jedoch den Sieg über die Klugheit davon und so erwiderte sie leise:

„Das Goldhaar."

Das Mädchen glaubte in den Zügen des furchtbaren Häuptlings wahrzunehmen, daß dieser Name günstig auf seine Stimmung

einwirke; es trat daher einen Schritt vorwärts, warf sich dem Sachem zu Füßen und flehte mit seiner lieblichen Stimme zu ihm empor:

„O König Philipp, Du hast Eltern gehabt, bei ihren Gebeinen und bei den Häuptern Deiner Kinder beschwöre ich Dich, schone meines Vaters und Großvaters, schone unserer Freunde, und der Herr, unser Gott, soll es Dir und den Deinigen tausendfach vergelten."

„Stehe auf, Kind!" rief ihr Vater in streng verweisendem Tone ihr zu. „Es ist Sünde, schwere Sünde, vor einem Heiden das Knie zu beugen, und sollte man damit tausend Leben erbitten können."

Der Indianerfürst achtete dieser Worte nicht, sondern hob Lovely ruhig vom Boden auf und sagte begütigend zu ihr:

„Nicht weinen, junges Mädchen. Wer Hih-lah-dihs Halsband trägt, sicher sein vor dem Skalpirmesser meiner Krieger. Aber warum Vater und alter Vater nicht ruhig in der Höhle bleiben im Walde dort? Warum kommen in das Dorf und meine Krieger tödten mit Donnerrohr da und langem Messer?"

„Häuptling," entgegnete der Greis würdig auf diesen Vorwurf, „christliche Krieger werden nie ihr Schwert in der Scheide lassen, wenn Leben und Eigenthum ihrer Brüder von Feinden bedroht ist."

„Gut," versetzte der Sachem mit all der gemessenen Höflichkeit seines Volkes. „Mein Vater hat viele Sommer gesehen, sein Haar und sein Bart ist sehr weiß; er ist sehr weise und ein großer Krieger. Er hat vormals im Rathe der Häuptlinge seines Volkes gesessen und sein Wort, wie das seines Sohnes, klang laut und wurde gehört, als es sich darum handelte, eines großen Sachems Skalp zu nehmen. Ist es so?"

„Ja, Häuptling," antwortete mit hochaufgerichtetem Haupte der greise Oberst. „Mein Sohn und ich waren mit im Rathe an jenem großen Tage des Gerichts, welchen ich für den schönsten meines Lebens halte, obwohl er für uns eine Reihe schwerer Leiden nach sich zog."

„Gut," sagte Metacom mit Nachdruck. „Weiser alter Krieger nicht lügen, Zunge geradeausgehen, wie ein wohlgerichteter Pfeil. Eine Krähe von jenseits des Salzsees hat in Metacoms Ohr geflüstert, sie wolle die Hände der Wampanogen mit Silber füllen,

wenn Metacom die beiden Häuptlinge aus dem Lande der Weißgesichter ihr, der Krähe, in die Hände liefere."

Die beiden Obersten wechselten einen bedeutungsvollen Blick.

„Metacom," fuhr der Sachem fort, „jagte die Krähe aus seinem Wigwam und verbot seinen Kriegern, die Spur der weißen Häuptlinge zu verfolgen, für welche seine Freunde, der graue Bär und das Goldhaar, an der Bucht des Salzsees gefochten."

Eine lange, peinliche Pause entstand. Endlich ward der feurige Standish ungeduldig und schnaubte den Häuptling an:

„Was soll das Alles bedeuten, Heide? Sicherlich steckt eine indianische Teufelei hinter Deinen Worten. Nun, was mich angeht, so begehre ich weiter Nichts, als mit meinem guten Degen in der Hand mich persönlich mit Dir zu messen, um Rache zu nehmen für alle Deine Verrätherei."

„Der kleine Feuerspeier ist ein tapferer Krieger, ich weiß es," entgegnete der Sachem kaltblütig, aber . . . ." und mit diesen Worten klopfte er mit dem Zeigefinger leicht an das Rohr der eroberten Feldschlange, an welcher er lehnte, „Metacom weiß große und kleine Feuerspeier zum Schweigen zu bringen."

„Sohn Belials, mörderischer Heide!" donnerte ihn jetzt Eaton an, welcher die kochenden Gefühle seiner Brust nicht länger zurückzuhalten vermochte, „prahle nicht mit Deinem heutigen Thun, das verflucht ist vor Gott und den Menschen. Der Blutgeruch, welcher die Luft hier erfüllt, schreit zum Himmel um Rache."

Und seine Augen auf die verstümmelten Leichen umherwerfend und dann sie zum Himmel aufhebend, fuhr der Richter mit den Worten des Psalmisten fort:

„O Gott, Herr, dessen die Rache ist! Gott, dessen die Rache ist, erscheine! Erhebe dich, du Richter der Welt, vergilt den Hoffärtigen nach ihrem Thun! Herr, wie lange sollen die Gottlosen frohlocken? Wie lange werden sie trotzige Reden ausschütten und ihrer Uebelthaten sich rühmen? Herr, sie zerschlagen dein Volk und plagen dein Erbtheil. Sie erwürgen die Wittwen und tödten den Fremdling und morden die Waisen und sagen: Der Herr siehet es nicht und der Gott Jakobs achtet es nicht. O Gott, Herr, du, dessen die Rache ist, erscheine! . . . ."

„Genug," unterbrach ihn Metacom, „der Manituh, zu welchem

Du rufest, alter Mann, hört Dich nicht. Er hat sein Angesicht von Dir und Deinem Volke gewendet. Er ist kein starker und eifriger Manituh, wie die Powows *) der Weißgesichter sagen; sonst hätte er heute die Skalpe auf den Schädeln Deiner Brüder festgehalten."

„Heide," entgegnete der von diesen Worten tief erschütterte Richter in düsterm, prophetischem Tone, „es wird ein Tag kommen, wo dieser gotteslästerliche Spott Dir wie geschmolzenes Blei auf dem Herzen brennen wird. Die Vergeltung des Gottes der Christen wird über Dich kommen und es wird kein Entrinnen für Dich sein."

Der Häuptling nahm diese Drohung des glaubenseifrigen Richters mit kalter Ruhe auf und sagte dann:

„Der Sachem der Wampanogen und Pokanoketen macht sich Nichts aus Deinem Christenthum. Metacoms Herz ist von Stahl und fürchtet weder kaltes noch geschmolzenes Blei."

Und indem er sich aus seiner bisherigen nachlässigen Stellung in seiner vollen Höhe aufrichtete, fuhr er mit Nachdruck und einer gewissen Begeisterung fort:

„Alter Mann, laß Deine Ohren offen sein und achte meiner Worte: Der Sohn Massasoits, der jetzt in den seligen Jagdgründen wandelt und den die Blaßgesichter lange und arg betrogen haben, hat, als er noch ein Knabe war, ein großes Werk in's Auge gefaßt, und jetzt, da er ein Mann ist, wird er es ausführen. Metacom will die Pfade seines Volkes säubern von dem weißen Gewürm und Ungeziefer, welches allwärts darüber kriecht; er will die Jagdgründe der rothen Männer wieder vorrücken bis zum östlichen Ufer des großen Salzsees; er will seinem Volke das ganze und volle Erbtheil seiner Väter zurückgeben, um das die Weißgesichter es betrogen. Metacom hat mit dem Manituh seines Volkes geredet, welcher den rothen Kindern dieses Landes gnädig war Jahrhunderte lang, bevor die Blaßgesichter auf ihren großen Canoes über den Salzsee kamen, und der gute Geist hat sein Wollen gebilligt, seinen Arm stark gemacht zu dem Werke, welches er zu

*) So nennen die Indianer ihre Medizinmänner, welche für sie Arzt und Priester in einer Person vereinigen.

vollbringen hat, und ihm Kraft verliehen, die rothen Nationen zu Brüdern zu vereinigen. Metacom hat Waffen gesammelt und Bundesgenossen geworben, er hat geheuchelt und sich gedemüthigt, bis seine Zeit kam. Und sie ist gekommen. Der Tomahawk ist erhoben und soll nicht wieder begraben werden, bis die Brut der räuberischen Fremdlinge erschlagen ist. Metacom hat seinen Kriegsruf angestimmt und dieser wird in den Wäldern wiederhallen bis zu den großen Strömen gegen Mittag und Mitternacht. Seine Brüder werden ihn hören und wiederholen allüberall und sich erheben zu einem Kampfe auf Leben und Tod gegen die weißen Eindringlinge. Die Wampanogen sind hervorgebrochen aus ihren Wäldern wie Blitze aus Wetterwolken. Der erste Schlag ist gefallen und hat gut getroffen. Metacom wird seinen Brüdern die erbeuteten Skalpe zeigen, er wird ihnen seine Gefangenen zeigen und ihnen sagen: Seht, die Weißgesichter sind zu besiegen trotz ihrer kleinen und großen Donnerrohre, trotzdem, daß große Krieger an ihrer Spitze stehen. Sein Volk wird frohlocken und überall den Tomahawk ausgraben und Tausende werden ihn erheben und den Kriegsruf anstimmen und für Euch, nicht für mich, wird kein Entrinnen mehr sein."

Es lag, besonders bei diesen letzteren Worten, die er vornehmlich an Eaton richtete, etwas Erhabenes in der Haltung und dem ganzen Wesen des Häuptlings. Er schritt nun, ohne sich weiter auf eine Gegenrede einzulassen, hinweg zu seinen Leuten.

— — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später verließen die Indianer das zerstörte Dorf, indem sie die fünf Gefangenen in ihre Mitte nahmen. Was auch der Sachem mit ihnen vorhaben mochte, für jetzt wurden sie nicht hart behandelt und des schnelleren Fortkommens wegen sogar mit den aus Eatons Stalle geraubten Pferden versehen.

Metacom führte den Haupttrupp, Annawon den Nachtrab an. Am Saume des Waldes machte dieser noch einen Augenblick Halt, die Krieger wandten sich gegen das verödete Thal und ließen einen Schrei wilden Frohlockens erschallen. Dann lagerte sich über die dunkelnde Gegend tiefe, unheimliche Stille, die nur zuweilen von dem heiser melancholischen Ton des Vogels der Nacht unterbrochen wurde.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Zusammentreffen Hih-lah-dihs mit Ih-nis-kin. — Die Indianerin erzählt der Letzteren die Begebenheiten bei Swanzey. — Welche Wirkung der Schall eines Namens hervorzubringen vermag. — Ih-nis-kin glaubt eine Entdeckung zu machen.

Ueber den unermeßlichen Forsten von Neu-England schwamm die rothe Abendglut eines heißen Julitages und warme Lichter waren über die östlichen Gestade der Naraganssettbai ausgegossen. Eine leichte Abendbrise kräuselte die Oberfläche der ruhigen See und trieb langgezogene Wellenlinien an das stille Ufer, an dem sie sich mit leisem Klatschen brachen. So weit das Auge reichte, war der Wald nur an der Stelle unterbrochen, wo ein tief und still über ebenen Boden strömender Fluß geräuschlos in die Bai mündete. Verfolgte man denselben landeinwärts, so erblickte man unweit vom Meeresufer eine aus üppigem Baumwuchs und Rankengeflechten gebildete Grotte, welche sich über der sanftdahingleitenden Strömung wölbte.

Dort in der geheimnißvollen Dämmerung plätschert es wie Ruderschlag, die aus den verschlungenen Wipfeln hinabflatternden Lianen schwanken und aus dem grünen Düster schießt plötzlich der Schnabel eines Rindencanoes hervor. Jetzt wird die ganze Barke sichtbar und rasch und geräuschlos gleitet sie der Mündung des Flusses zu.

Das leichte Fahrzeug wurde von einem Indianermädchen gelenkt, in welchem wir die freundliche Hih-lah-dih wiedererkennen. Sie hatte bereits einige Knoten am Ufer hinab zurückgelegt, als ihren spähenden Blick ein Gegenstand fesselte, welcher sich innerhalb einer schmalen, sich in das Ufer einschneidenden Bucht befand. Nur das scharfe Auge einer Eingeborenen vermochte in diesem Gegenstande die Bugspitze eines fast ganz unter dem Ufergebüsche versteckten kleinen Bootes von europäischer Bauart zu erkennen und zu unterscheiden, daß diese Bugspitze mit meergrüner Farbe bemalt war und in einen zierlich vergoldeten Schwanenhals auslief.

„Ih-nis-kin!“ flüsterte Hih-lah-dih mit schalkhaftem Lächeln

vor sich hin, lenkte ihr Canoe in die kleine Bucht hinein, ließ es an's Land treiben, betrat das Ufer und zog die Barke mit der äußersten Vorsicht an die Küste, so daß die Kieselerde kaum merklich unter dem Kiele knirschte. Nachdem sie noch einen spähenden Blick auf den Hintergrund der Bucht geworfen, wo der fremde Nachen die Anwesenheit eines menschlichen Wesens zu verrathen schien, glitt sie mit lautloser Behendigkeit in das Gebüsch und schlüpfte geschmeidig, ohne daß unter ihren schwebenden Tritten nur ein dünner Zweig geknackt hätte, durch die Sträucher und Ranken, bis sie zu einem mit Moos und Epheu überzogenen Felsblock gelangte, auf welchem zwei ungeheure Schirlingstannen ihre schweren Aeste herabsenkten. Mit sorgsamer Hand die Epheuranken prüfend, kletterte sie vermittelst derselben an dem Felsen empor und schaute dann, oben angelangt, in das Versteck unter ihr hinab.

Hih-lah-dih sah sich in ihrer Vermuthung nicht getäuscht, denn unten in einer Art Muschel, welche die hereinleckenden Wogen allmälig ausgehöhlt, hatte eine junge Frau gebadet und war eben im Begriff, sich wieder anzukleiden. Die schöne Weiße schrickt zusammen, denn sie hat ein Rascheln im Laube vernommen. „Es ist nur ein hüpfendes Eichhorn," murmelt sie und richtet den Blick aufwärts in das grüne Rankengeflecht, aus welchem jetzt das Pfeifen des genannten Thierchens herabkommt. Aber schwirrt nicht seitwärts her ein Ton wie das Zischen einer Schlange? .... Mit Blitzesschnelligkeit greift die Erschreckte nach einer bei ihren Kleidungsstücken am Boden liegenden Waffe, einer Art türkischen Yatagans, dessen etwas gekrümmte Klinge in einem kunstreich gearbeiteten Goldgriff stak. Die Waffe fest mit der Rechten fassend, blickt sie über das Wasser nach dem epheuumsponnenen Fels mit so kühnem Ausdruck hinüber, als erwarte sie furchtlos den von dorther kommenden Angriff des zischenden Gewürms.

Das Gezisch erneute sich, ging aber plötzlich in ein helltönendes Lachen über.

Die Spannung wich aus den Zügen der überraschten Weißen; sie gewahrte das über den Felsen herüberblickende, schelmisch lachende Gesicht der Indianerin, ließ den Yatagan fallen, drohte dem Mädchen mit dem Finger und rief dann:

„Warte, böses Kind! Wie hast Du mich erschreckt!"

Aber im nächsten Augenblick lag Hih-lah-dih am Halse der Weißen und wiederholte unter Liebkosungen: „Ih-nis-kin nicht zürnen auf Hih-lah-dih, nicht?“

Dann bemühte sich die Indianerin geschäftig, der Freundin bei ihrem Anzuge behülflich zu sein, wobei sie jedoch manchen Mißgriff beging, welcher der Weißen stets ein wohlwollendes Lächeln entlockte.

„Aber,“ fragte jetzt Ih-nis-kin, „wie fand meine Schwester dieses mein Badgemach, welches, wie ich glaubte, keinem Menschen als mir bekannt war?“

„O, rothe Leute scharfe Augen haben; sehen durch das hohe Prairiegras, sehen durch das Gebüsch, sehen über die Wolken hinaus,“ versetzte die Indianerin mit einem leisen Anflug der ihrem Volke eigenthümlichen Prahlerei. „Hih-lah-dih das Salzwasser herunterkommen in Canoe, Ih-nis-kin nicht gut verbergen im Strauchwerk ihr Schwanenkanoe, Hih-lah-dih es sehen und denken, Schwester nicht weit sein.“

„Meine Schwester war in dem Wigwam des großen Sachems der Wampanogen auf der Landzunge von Mount Hope?“

Die Indianerin schüttelte das Haupt und erwiderte in etwas wehmüthigem Tone:

„Der Wigwam Metacoms steht öde. Hih-lah-dih war weiter landeinwärts, in den Wäldern um die Wigwams her, welche die Blaßgesichter Swanzey nennen, nein, nicht nennen, aber nannten.“

„Nannten?“

„Hih-lah-dih hat es gesagt. Der große Sachem hat den Tomahawk erhoben. Wo sein Schlag hinfallen, Blaßgesichter zu Boden stürzen; wo sein Kriegsgeschrei tönen, Flammen die Wigwams der Blaßgesichter fressen, wie Jägerfeuer zur Herbstzeit das Gras der Prairie verzehren. Hih-lah-dih noch jetzt riechen Brand von Swanzey an kleinem Fluß im Thale. Wampanogen tapfere Krieger, Herzen von Eisen, Metacom großer Häuptling!“

Die Augen der Indianerin funkelten in wildem Stolze; der triumphirende Ton ihrer Worte hatte die Weiße aufmerksam gemacht und einigermaßen überrascht fragte sie:

„Also ist der Kampf zwischen Deinem Volk und den Kolonisten schon losgebrochen?“

„Ih-nis-kin sehr weise, gut verstehen rother Leute Zunge. Häuptling des großen Donnercanoes sich freuen, wenn hören, daß der Kriegsruf durch die Jagdgründe der Pokanoketen, der Wampanogen und Naragansetter geht. Metacoms Wampum überall mit Frohlocken empfangen, rothe Männer sich sammeln in den Wäldern, hauen mit Tomahawk in den Kriegspfahl, Kriegstanz tanzen um Rathsfeuer, junge Krieger ihre Gürtel mit Skalpen füllen, Blaßgesichter erschlagen, fangen, in großen Salzsee jagen. Hih-lah-dih erfahren, daß der Gott der Blaßgesichter kein mächtiger Manituh sein."

„Was sagst Du, Mädchen?"

„Blaßgesichter von Swanzey gehen in Berathungswigwam, anzurufen ihren Manituh, aber Manituh taub sein oder machtlos. Rothen Mannes Manituh hören mit offenen Ohren Kriegsgesang der Wampanogen, mächtig sein, viel mächtig rother Manituh. Metacom Kriegsgeschrei erheben, Berathungshaus umzingelt sein, Dorf voll von rothen Kriegern. Kommen silberhaariger Krieger mit Sohn aus Höhle im Wald, Blaßgesichter zu warnen. Aber zu spät sein. Medizinmann von Blaßgesichtern rufen aus großem Medizin-Buch zum Manituh, aber Manituh taub sein, Medizinmann vom Pfeil des rothen Kriegers getroffen. Sohn von silberhaarigem Krieger aus großem, großem Donnerrohr unter rothe Krieger blitzen, fallen viel, Blaßgesichter in Häuptlings von Swanzey großes Wigwam sich retten, aber Wampanogen muthig sein, viel muthig, stürmen Pallisaden, Blaßgesichter sein todt oder gefangen alle."

Dieser Bericht von der Zerstörung von Swanzey und dem dort stattgefundenen Kampfe war freilich zu indianisch, um von der Zuhörerin Hih-lah-dihs in allen seinen Einzelnheiten verstanden zu werden, obwohl jene mit der Sprachweise der Eingeborenen so ziemlich vertraut war. Soviel jedoch wurde ihr klar, daß die Feindseligkeiten zwischen den Indianern und den Ansiedlern begonnen und erstere bereits einen blutigen Sieg errungen haben mußten, daß das Dorf Swanzey überfallen worden, während die Bewohner in ihrem Bethaus versammelt waren und daß der Prediger als eines der ersten Opfer gefallen sein müsse. Sie wußte nämlich, daß die Eingeborenen, welche alles Außerordentliche, Geheimnißvolle oder ihnen Räthselhafte mit dem Begriff Medizin bezeichneten, ihre

Zauberer oder Beschwörer Pauwaus oder Medizinmänner nannten und diesen Namen auch den christlichen Predigern gaben.

Die Weiße war offenbar von diesen Mittheilungen tief bewegt.

„So ist denn," sagte sie leise für sich, „die Kriegsfackel in die friedlichen Dörfer der Pilgrime getragen worden. Und es sind Engländer, Engländer, auf welche diese wilden Horden losgelassen wurden .... O Raoul, ich fürchte, Dein Thatendrang ist auf eine schlimme Bahn gerathen."

„Was sagen, Schwester?" fragte die Indianerin.

„Nichts, Mädchen. Aber sieh, die Sonne neigt sich zum Untergange und wird uns kaum noch bis zum Schiffe leuchten. Du kommst doch mit mir?"

„Hih-lah-dih wird mit Dir gehen. Sie hat eine Botschaft zu tragen."

„An den Häuptling des Donnerbootes?"

„Nein, eine Botschaft von dem grauen Bär an das Goldhaar."

„An Thorkil. Woher wußtest Du, daß er sich auf dem Schiffe befindet?"

„Mato sagen zu Hih-lah-dih: Geh, suchen Goldhaar in Providence, suchen auf Donnerboot, ihm sagen, daß der Häuptling von Swanzey gefangen."

„Der Häuptling von Swanzey?"

„Ja. O, was für große Freude es machen dem Goldhaar, wenn das hören!"

„Also befindet sich der Feind von Thorkil und Groot Willem in den Händen der rothen Krieger?"

„Ja, und auch kleiner Feuerspeier und silberhaariger Krieger und sein Sohn und schönes junges Blaßgesichtmädchen — o, der Sachem der Wampanogen großer Krieger, sehr großer!"

„Ein schönes junges Blaßgesichtmädchen?" fragte die Weiße mit Theilnahme, indem sie in die zierliche leichte Gondel trat, bei welcher sie inzwischen angelangt waren.

„Junges Blaßgesichtmädchen, ja," entgegnete die Indianerin, „schön, viel schön, Wuchs wie junge Cypresse, Augen blau wie der Himmel."

„Wie kam denn meine Schwester der jungen Gefangenen so nahe? War Hih-lah-dih mit im Getümmel des Kampfes?" fragte

die Weiße, mit kundiger Hand das Ruder fassend, während die Indianerin ihr leichtes Rindencanoe in's Wasser schob.

„Hih-lah-dih nicht mit im Getümmel des Kampfes sein, rothe Krieger die Squaws nicht mitnehmen, wenn auf den Kriegspfad gehen. Aber Hih-lah-dih in den Wäldern von Swanzey im Versteck, haben gute Augen, gute Ohren, sehen viel, hören viel. Hih-lah-dih dorthin gegangen, um Botschaft zu tragen von Goldhaar an junges Blaßgesichtmädchen; treffen es im Wald an der „reinen Quelle", wo Hih-lah-dih geboren worden. Dort junges Blaßgesichtmädchen füllen Krug für Vater und alten Vatervater in der Höhle. Junges Mädchen gut, sehr gut, und schön, Alles schön an jungem Mädchen, auch Name sehr schön, denn heißen, was in rothen Mannes Zunge sein lieblich, in englisch Zunge Lovely."

Sie hatten inzwischen die kleine Bucht verlassen und Hih-lah-dihs Rindencanoe die Schwanenbarke ihrer Freundin überholt. Ohne rückwärts zu blicken, rief jetzt die Indianerin der Weißen zu:

„Will meine Schwester wettrudern mit Hih-lah-dih, zu sehen, ob Schwanenboot so schnell geht als Rindencanoe?"

Als sie keine Antwort erhielt, schaute sie sich um und bemerkte mit Schrecken, daß ihre Begleiterin das Ruder hatte fallen lassen und wie ohnmächtig auf den Sitz im Stern der Gondel niedergesunken war, das erblaßte Antlitz mit den Händen bedeckend.

Wie dort in der Ruine auf Rhode-Island bei jener nächtlichen Szene der Name Desdemona eine ergreifende Wirkung auf Lovely übte und derselbe Name bei der Erzählung des alten Blackstone den Kapitän Standish in ungewöhnliche Aufregung versetzte, so hatte jetzt der Name Lovely elektrisch auf die junge Frau gewirkt; denn kaum war er den Lippen Hih-lah-dihs entflohen, so schrak sie heftig zusammen, das Ruder entsank ihr, sie warf sich auf die Bank nieder, verhüllte ihr Gesicht mit den Händen und flüsterte tonlos vor sich hin:

„Lovely! Lovely! Wäre es möglich?"

Im Augenblick war das Canoe Hih-lah-dihs an der Seite der Gondel. Mit besorgter Hast legte die Indianerin ihre Hand auf die Schulter der jungen Frau und fragte theilnehmend:

„Was fehlen meiner Schwester?"

Die Weiße raffte sich zusammen und antwortete aufstehend:

„Es ist Nichts .... ein augenblicklicher Schwindel befiel mich .... er ist vorüber."

Allein das Beben ihrer Stimme verrieth, daß sie tief ergriffen war. Sie faßte die Hand der Indianerin und fragte hastig:

„Lovely sagtest Du? Hast Du recht gehört, Mädchen, war der Name Lovely?"

„Lovely der Name des jungen Blaßgesichtmädchens sein, ja. Hih-lah-dih ihn gut behalten. Junges Blaßgesichtmädchen bei der Quelle im Wald sagen, daß es heißen Lovely."

„Und weiter, weiter!" rief die Weiße mit sichtlicher Spannung. „War dies der ganze Name?"

„Junges Blaßgesichtmädchen haben langen Namen, viel langen, längern als größter Krieger; langen Namen Hih-lah-dih sagen, aber Hih-lah-dih wissen nur Anfang."

„Und .... und," fragte die Weiße wieder in höchster Erregung, „das Mädchen hatte blaue Augen?"

„Blau, wie Veilchen, wenn Schnee vergangen."

„Und die Haare? die Haare?"

„Braun und glänzend, wie das Fell der Antilope im Winter, und weich wie das Gefieder des Eisvogels."

„Das trifft zu, das trifft zu .... Und spracheſt Du nicht von einem Vater und Großvater des Mädchens?"

„Hih-lah-dih sprechen von jungen Blaßgesichtmädchens Vater und Vatervater, die in der Höhle im Walde bei Swanzey verborgen waren."

„Im Walde bei Swanzey? In der Höhle?" fragte die Weiße kopfschüttelnd.

„Ja, in der Höhle," bestätigte die Indianerin. „Hih-lah-dih denken, die beiden Blaßgesichtkrieger sich verbergen, weil haben jenseits des großen Salzsees den Skalp eines großen Sachems genommen und ihnen die jungen Krieger als Bluträcher auf der Spur."

„Seltsam, seltsam!" murmelte die junge Frau. „Auch das träfe zu .... Mein Gott, mein Gott! .... Und sagtest Du nicht, Kind, Du hättest eine Botschaft von Thorkil an das Blaßgesichtmädchen, welches Lovely heißt, besorgt? Thorkil muß also mehr von diesem Geheimniß wissen, als ich errathen kann. Vor-

wärts, Mädchen, sputen wir uns, damit wir bald zur Fregatte kommen."

Pfeilschnell glitten nun die beiden Nachen über die spiegelglatte, von den letzten Strahlen der hinabsinkenden Sonnenscheibe rosig angehauchte Meeresfläche hin.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Gloria oder das Donnerschiff. — Thorkils Befürchtungen. — De Lussan und Desdemona. — Woher diese Aufregung?

Ein kühner Mann muß der jedenfalls gewesen sein, der sich auf dem ersten Kahn, einem ausgehöhlten Baumstamme, hinauswagte auf das schwankende Element, das unsere Erde umspannt, auf die dräuende Meeresfluth. Welch ein unermeßlicher Fortschritt von diesem ureinfachen Fahrzeug bis zu den riesenhaften Dampfern, die jetzt binnen wenigen Tagen die Fahrt zwischen der alten und neuen Welt zurücklegen oder, mit hundert und mehr Kanonen bewaffnet, aus den Kriegshäfen Englands und Frankreichs in See gehen. Welche Triumphe für den menschlichen Erfindungsgeist, den gewaltigen Ocean von einem Ende des Erdballs zum andern zu beherrschen und sich dienstbar gemacht zu haben!

Es ist ein schöner Anblick, so ein Schiff, das bei ruhiger See und klarem Himmel, nur mit seinen leichten Obersegeln bekleidet, über die glänzende blaue Tiefe hingleitet oder lavirend bald da-, bald dorthin sich wendet und endlich, alle Leinwand seines Takelwerks einholend, regungslos über dieser unermeßlichen Tiefe still liegt. Schauerlich schön aber ist der Anblick eines Schiffes, das bei zuckenden Blitzen und schmetterndem Donner auf Leben und Tod mit dem Orkan kämpft, jetzt emporgehoben auf dem schaumbrodelnden Gipfel einer ungeheuren Welle, jetzt jach hinabschießend in einen schwindeltiefen Abgrund.

Den ganzen Nachmittag hatte ein Fahrzeug vor der nördlichen

Spitze von Rhode-Island gekreuzt und gegen Abend zu, unweit der Westküste von Plymouth Anker geworfen.

Es war ein Schiff, dessen vollendet symmetrischer Bau und hübsche Ausstaffirung nicht nur ein Seemannsauge, sondern Jeden, der es sah, erfreuen mußte. Die Bemalung seines Rumpfes war eine ganz eigenthümliche, denn er zeigte statt der gewöhnlichen schwarzen eine blendend weiße Farbe, die nur durch einen breiten, rings um das Schiff laufenden rothen Streifen unterbrochen wurde, wie etwa das weiße Ballkleid eines Mädchens durch ein rothes Gürtelband. Ueber den Kajütenfenstern war ein kolossaler Lorbeerkranz gemalt und inmitten desselben las man auf hochrothem Grunde in großen Goldbuchstaben das Wort „Gloria". Wie im Aeußern, so zeichnete sich auch im Innern das Schiff durch besondere Nettigkeit aus. Auf dem Deck herrschte eine holländische Reinlichkeit und aus der Art und Weise, womit alle Schiffsgeräthschaften geordnet waren, erkannte man, daß der Dienst in diesem Fahrzeug mit äußerster Pünktlichkeit gehandhabt werde. Obgleich es seiner Größe nach eine starke Bemannung haben mußte, ging es auf demselben doch ganz geräuschlos zu. Da und dort lehnten sich einige Matrosen über die Galerie, ihren Taback kauend und in träger Ruhe sich des schönen Abends erfreuend. Außer der Wache im Mastkorbe und dem wachthabenden Offizier, welcher vorn auf der Schanze hin- und herschritt, schien Niemand im Schiffe mit Dienstobliegenheiten belästigt zu sein, ausgenommen etwa noch die zwei kräftig gebauten Neger, welche, in türkischer Tracht und mit kurzstieligen Hellebarden bewaffnet, sich links und rechts am Eingang der Kajütentreppe hielten.

Die Bemannung des Schiffes bestand aus einer bunten Mischung der verschiedenartigsten Nationen und zeigte keineswegs wie die Bemannungen anderer Schiffe, eine gewisse Gleichförmigkeit in Schnitt und Farbe ihrer Tracht. Da sah man an einem Matrosen das enge spanische Wamms, an einem andern die holländischen Pumphosen, an einem dritten die langschößige Jacke der Küstenbewohner der Normandie, an einem vierten das beutelförmige Haarnetz des Katalanen, an einem fünften den griechischen Fez, an einem sechsten den Sombrero der Kolonien Westindiens. Der wachthabende Offizier, ein ältlicher, gesetzter Mann, trug die Allongeperücke und den

mit Stickerei überladenen Rock eines Franzosen von Stand. Nicht nur die Kleidung der Offiziere, sondern auch die sämmtlicher Matrosen war höchst sauber und bestand durchweg aus feinen und kostbaren Stoffen von lebhaften Farben. Seide und Sammet, ja sogar prächtige Spitzenkragen waren bei manchem der tiefgebräunten Bursche zu sehen und der vierschrötige Oberbootsmann hatte die silberne Pfeife, das Zeichen und Instrument seines Amtes an einer dickgliedrigen goldenen Kette auf der Brust hängen.

Wie in seiner Bemannung, so zeigte das Fahrzeug in seiner ganzen Erscheinung etwas Räthselhaftes. Seine Gaffel trug keine Flagge. Ein Kauffahrer konnte es nicht sein, denn dazu war es viel zu reinlich und zierlich. War es ein Kriegsschiff, so mußte es Stückpforten haben und dergleichen waren nirgends sichtbar. Oder sollte etwa der erwähnte rothe Streifen, welcher doch ganz fest in die Seitenwände eingefugt schien, die Geschützluken verbergen, falls das Schiff eine kriegerische Bestimmung hatte?

„Wache im Mastkorb," ließ sich jetzt eine volltönende Stimme von der Kajüte her vernehmen, „kein Boot in Sicht?"

„Keines, Sir," tönte die schrille Antwort.

Der Fragesteller erschien für einen Augenblick an der Kajütentreppe. Wir erkennen in ihm den Mann, welchen wir zuerst in dem alten Bauwerk auf Rhode-Island gesehen haben und von welchem unter dem Namen De Lussan und El Exterminador schon mehrmals die Rede gewesen.

„Monsieur Legrand," rief er dem wachthabenden Offizier zu, „laßt den Bootsmann ein Boot zu augenblicklichem Gebrauche in Bereitschaft halten."

Der Offizier ertheilte den geforderten Befehl und während das Boot mit geräuschloser Schnelligkeit in See gelassen wurde, wandte sich De Lussan, aus dessen wenigen Worten von vorhin wir entnehmen können, daß er der Befehlshaber des Schiffes war, an den zu seiner Seite befindlichen jungen Mann, in welchem wir einen zweiten Bekannten treffen, nämlich Thorkil Wikingson, welcher sich seit einigen Tagen als Gast an Bord der Gloria befand.

„Meine Frau zögert heute lange, zu dem Schiff zurückzukehren," sagte De Lussan. „Ich bereue fast, daß ich ihrer Laune nachgegeben und sie allein habe gehen lassen."

„Seid unbesorgt, Kapitän," entgegnete Thorkil, „die Küste ist ganz verlassen und birgt keine Gefahren. Auch sagte ja die Mistreß, sie würde nicht vor Sonnenuntergang zurückkommen."

„Wohl, aber die Sonne steht schon sehr niedrig und Ihr wißt eben nicht, Freund, wie besorgt man um ein braves Weib ist.... Zudem ist das Warten eine verteufelt langweilige Sache. Ich bin ganz und gar nicht dazu gemacht."

„Und doch meine ich," warf Thorkil ein, „daß Geduld dem Seemann fast noch mehr nöthig ist, als dem Jäger."

„Da habt Ihr Recht, aber ich lobe mir eine bewegte See und eine heiße Jagd. Doch sagt, junger Freund, wie gefällt es Euch denn zur See?"

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll, lange nicht so gut, wie in den Wäldern. So ein Schiff ist doch ein enges Ding und ich glaube kaum, daß ich je darin heimisch werden könnte."

„Und doch stammt Ihr, wie ich, von einer Familie von Seefahrern."

„Allerdings, aber ich fürchte nur, Erziehung und Gewohnheit haben mich für immer zu einer Landratte gemacht, wie Ihr Seeleute uns andere Menschenkinder verächtlich nennt."

„Ah," sagte De Lussan lachend, „Ihr scheint mir bereits mit unsern Seemannsausdrücken vertraut zu werden. Sie klingen freilich nicht übertrieben höflich."

„Ist auch meine Meinung," entgegnete der Jüngling, „und das muß ich sagen, daß ich bei unserer letzten Zusammenkunft mit den beiden Sachems froh war, daß die Häuptlinge eine dieser auf sie gemünzten Höflichkeiten nicht hörten. Euer Oberbootsmann Terrible fragte mich nämlich, was das für bemalte Pickelhäringe seien."

„Ging mir auch so, foi de gentilhomme, denn mit diesen Königen der Wildniß ist nicht zu spaßen. König Ludwig kann nicht stolzer in seinem Versaille wandeln, als so ein Sachem in seinen Wäldern. Aber auf das Warten zurückzukommen, die Zeit wird mir allmälig sehr lang in diesen engen Buchten und Meerarmen und unsere Freunde lassen beharrlich nichts von sich hören. Was haltet Ihr von der Sache?"

„Ich erwarte zuversichtlich, morgen Groot Willem zu sehen, oder eine Botschaft von ihm zu erhalten."

„Das soll mich freuen, denn ich kann mich unmöglich mehr lange in dieser See aufhalten und namentlich nicht unthätig..... Aber Ihr seid doch überzeugt, daß den beiden Häuptlingen vollständig zu trauen ist?“

„Für Canonchets Wahrhaftigkeit bürge ich, wie für meine eigene.“

„Und König Philipp?“

„Eine Veranlassung zum Mißtrauen hat er mir zwar nie gegeben, doch kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, Metacom sei auf eine der Hauptbedingungen unserer Uebereinkunft nur mit Widerstreben eingegangen und werde sich daher nicht sehr bemühen, sie zu halten, wenn einmal der Tomahawk seiner Krieger erhoben ist.“

„Ihr habt ihn gut beobachtet, wie es scheint. Auch mir wollte der Ausdruck seines Gesichtes nicht gefallen, als von jenem Punkte die Rede war. Doch wir müssen die Sache abwarten und dürfen es überhaupt nicht so genau nehmen, ob ein paar Kopfhäute mehr oder weniger mit in den Kauf gehen.“

„Sprecht nicht so, Kapitän. Wenn ich auch nicht zarte Nerven habe, so wurmt mir's bisweilen doch, daß ich gegen Leute meiner Farbe, gegen Christenmenschen mit den Rothhäuten ein Bündniß gemacht habe.“

„Ei, was sind das für Grillen! Erinnert Euch doch, wie diese liebenswürdigen Christenmenschen Euerm Pflegevater und Euch selbst mitgespielt haben. Foi de gentilhomme, es gehört ein isländisches Blut dazu, um da noch Bedenklichkeiten zu haben.“

„Sag' Euch, Kapitän, mein isländisches Blut ist kein Fischblut und ich weiß, was meines Vaters Sohn geziemt. Aber bei Alledem soll der Wampanog sein Versprechen halten, wenn er Willem und mich zu Freunden haben will. Wir beide, Willem und ich, wollen nur unser Recht und auch den Rothhäuten soll das ihrige werden, damit sie nicht Heimatlose auf den Jagdgründen ihrer Väter seien. Allein deßhalb brauchen nicht Wehrlose der Blutgier der Wilden preisgegeben zu werden und seltsamer Weise kann ich seit gestern die Befürchtung nicht loswerden, Metacom sei seinem uns gegebenen Versprechen untreu geworden.“

„Laßt doch die Grillen, junger Mann! Aber seht, die Sonnenscheibe ist wahrhaftig schon bis auf einen Streifen versunken.“

De Luſſan hatte dieſe ungeduldige Aeußerung kaum gethan, als aus dem Maſtkorb herab der Ruf ertönte: „Boot ahoi!“

Die Pfeife Terrible's ließ einen gellenden Triller hören. In demſelben Augenblick erſchien Monſieur Legrand und meldete mit gezogenem Hute:

„Das Boot von Madame und ein indianiſches Canoe auf der Leeſeite des Schiffes.“

„Ach, endlich!“ rief der Kapitän. „Hinab mit der Fallreefstreppe, Burſche!“ befahl De Luſſan mehreren Matroſen, welche dienſtfertig herbeieilten.

Die Treppe ſenkte ſich an der Seite des Schiffes abwärts, unten hörte man ein leichtes Geplätſcher und De Luſſans ihr entgegengeſtreckte Hand ergreifend, ſtieg, von Hih-lah-bih gefolgt, Desdemona, die von den Indianern mit dem hübſchen Namen Ihnis-kin bezeichnete Herrin des Schiffes an Bord.

„Ich habe mich ſehr um Dich geängſtigt, meine Liebe,“ ſagte der Kapitän zu ihr, indeß die Seeleute ehrerbietig zurücktraten. „Jedenfalls ſollſt Du mir nie mehr allein gehen. . . . Doch was iſt geſchehen? Sprich,“ fuhr er beſorgt fort, als er die tiefe Bewegung ſeiner Frau und die Unruhe ihres Auges bemerkte, „Du biſt erhitzt und wie verſtört. . . .“

„Raoul,“ verſetzte ſie haſtig, „ich habe mit Dir zu reden; komm und rufe auch Thorkil.“

Und indem ſie die Hand der Indianerin ergriff, ging ſie ſchnell mit ihr nach dem Eingang zur Kajütentreppe, deren Wächter ſie militäriſch grüßten.

De Luſſan blickte ihr einen Augenblick erſtaunt nach und ſagte halblaut zu dem jungen Jäger:

„Es muß etwas Außerordentliches ſein, was die ſonſt ſo ruhige Desdemona in ſolcher Weiſe aufzuregen vermag. Monſieur Legrand,“ rief er dem wachthabenden Offizier zu, „ſorgt für das Schiff, die Atmoſphäre verſpricht eine ſtille Nacht, wir bleiben bis zum Morgen, wo wir ſind.“

Dann folgte er mit Thorkil den beiden Frauen.

Sechszehntes Kapitel.

Nach Providence. — De Luſſan erzählt ſeine Lebensgeſchichte. — Seine Pläne. — Ein Bluträcher. — Groot Willems Schickſale.

Erſt nach etwa drei Stunden erſchienen De Luſſan und ſein Gaſt wieder auf dem jetzt vom Mond hell erleuchteten Verdeck. Die Nacht war ſchön und warm, die Luft kaum merklich bewegt, das Schiff girrte leiſe an ſeiner Ankerkette. Der Kapitän ſchritt einige Male haſtig auf und nieder, dann ſtand er ſtill und richtete an den wachthabenden Offizier, welcher Monſieur Legrand abgelöst hatte, die Frage:

„Wie iſt das Wetter, Sennor Eſtevan?“

Der Angeredete, ein ſpaniſcher Creole, gab in der auf dem Schiffe gebräuchlichen franzöſiſchen Sprache, wenn auch mit etwas fremdartigem Accent zur Antwort: „Alles klar, Sieur; eine kleine Kühlte kommt von Süden, die nach Mitternacht ſtärker zu werden verſpricht.“

De Luſſan trat backbordwärts, um die Zeichen von Wind und Wetter zu prüfen. Dann ſagte er mit der ſeinen Befehlen eigenthümlichen, beſtimmten Kürze:

„Sennor Eſtevan, laßt das Gangſpill bemannen und den Anker ſogleich heben. Bringt das Schiff unter Segel und ſteuert in der Richtung von Nord-Weſt-Nord, bis wir die Mündung des Pawtucket-Fluſſes erreicht haben.“

„Wohl, Sieur. Sollen wir an der bezeichneten Stelle vor Anker gehen?“

„Nein, weitere Befehle abwarten.“

Nachdem dieſe Weiſung gegeben, wandte ſich der Kapitän zu Thorkil mit den Worten: „Kommt, wir wollen noch ein Stündchen plaudern, denn ich denke, die Neuigkeiten, welche uns Hihlah-dih gebracht, werden nicht geeignet ſein, Euch ſobald den Schlaf finden zu laſſen.“

Thorkil ſchien ſehr aufgeregt zu ſein, doch nahm er auch an den vom Mondlicht voll beſchienenen Zügen des Seemanns, an ſeinen blitzenden Augen und zuſammengezogenen Brauen wahr, daß

dessen Inneres heftig bewegt sein mußte. Der Kapitän gab es auch theilweise durch die wiederholt ausgesprochenen Worte zu verstehen: „Foi de gentilhomme, das ist eine seltsame Geschichte."

„Allerdings, mehr als seltsam," bestätigte Thorkil, „und ich werde es mir nie verzeihen, daß ich nicht in den Wäldern war, da ich ja wußte, daß Metacom einen Streich vorhatte. Doch da hilft jetzt kein Gerede mehr, drum sagt mir schnell, Sir, was Ihr mir noch zu sagen habt, denn ich will möglichst bald in Providence sein .... Ich werde Hih-lah-dihs Canoe nehmen."

„Ist nicht nöthig. Hört nur, Terrible's Pfeife ruft die Leute bereits auf ihre Posten; binnen zehn Minuten wird das Schiff mit Segeln bedeckt sein, und sicherlich bringt Euch die Gloria rascher in die Bai von Providence, als so ein indianisches Canoe."

„Ihr segelt in die Bai von Providence?"

„Ja, meine Frau wünscht es und es kann auch meinen Plänen dienen."

Man hörte jetzt das Aechzen der Ankerwinde und das taktmäßige Stampfen der dieselbe drehenden Matrosen. Zugleich füllte sich die Takelage mit dunkeln Gestalten, die geräuschlos das Nöthige zum Entrollen der Segel vorbereiteten.

„Anker klar!" tönte nach einer Weile die heisere Stimme des Bootsmanns.

„Setzt bei!" erwiderte die Stimme Don Estevans.

Die Segel fielen von den Raaen und hingen einige Augenblicke schlaff nieder. Allmälig jedoch verkündete ein erst leises, dann stärkeres Klatschen, daß die Kühlte auf das Segelwerk zu wirken beginne.

„Alles fertig, Sieur," meldete der wachthabende Offizier von der Schanze her.

„Gut, Sennor," versetzte der Kapitän. „Herum mit dem Steuer und sorgt, daß Ihr vor dem Winde bleibt. Sobald wir die Mündung des Pawtucket gekreuzt haben, soll die Barkasse nebst ihrer Bemannung zu augenblicklichem Dienste bereit sein."

Die weißen Leinwandflächen fingen an zu schwellen, das Schiff machte eine halbe Wendung und glitt nach kurzem Schlingern mit ausnehmender Leichtigkeit dahin auf seiner Bahn.

„So, mein Freund, jetzt möchte ich, bevor wir an's Land gehen,

Euch einen Blick in meine Pläne thun lassen," begann De Lussan wieder. „Vor allen Dingen sagt mir, was Ihr von den in der Kajüte vernommenen Neuigkeiten haltet."

„Was soll ich davon halten? Soviel ist gewiß, daß der Sachem der Wampanogen einen Schlag auf Swanzey geführt und dabei sein Versprechen nicht gehalten hat. Ferner, daß Metacom Gefangene gemacht, daß er sie in die Wälder geschleppt und dann, ganz nach der Politik der Rothäute, von einander getrennt hat. Aber was er mit ihnen weiter vorhat? .... In Providence soll ich Groot Willem treffen und nähere Aufschlüsse erhalten."

„Ich glaube, daß wir uns über das Schicksal der Gefangenen beruhigen dürfen," entgegnete der Kapitän, „und daß der Häuptling keine Gewaltthat gegen dieselben beabsichtigt, sonst hätte er ihrer so wenig als der andern Ansiedler geschont. Er muß sie herausgeben, freiwillig oder gezwungen, und sollte Zwang nöthig sein, so wollen wir uns gegenseitig beistehen. Aber was meint Ihr zu der sonderbaren Vermuthung, die meine Frau hat?"

„Nach den von mir gemachten Wahrnehmungen und den Zeichen, welche die Mistreß angegeben, halte ich sie für wohlbegründet."

De Lussan sah nachdenklich vor sich nieder, seine Stirne zog sich in finstere Falten und er murmelte mehrmals: „Seltsam, seltsam!" Dann sagte er plötzlich:

„Freund Thorkil, die Sache kann für mich von unermeßlicher Wichtigkeit werden, denn wenn diese Vermuthung zur Wirklichkeit werden sollte, so sehe ich ein, daß ein großer Plan einer Herzenssache geopfert werden muß, ein Plan, der seit Jahren meinen Geist beschäftigt, für den sich auch meine Frau mit ganzer Seele interessirt hat und der eben jetzt der Verwirklichung nahe war."

„Ich verstehe Euch nicht recht."

„Ihr sollt mich bald verstehen, denn ich hatte mir schon lange vorgenommen, Euch in meine Pläne einzuweihen. Ihr erschient mir beim ersten Anblick als ein Mann vom rechten Guß, ich habe Vertrauen zu Euch und Ihr werdet mir zugeben, daß, so lange wir uns kennen, ich stets wie ein Mann aufgetreten bin, der auch seinerseits Anspruch auf Vertrauen hat."

„Das ist wahr," versetzte Thorkil, „und ich bekenne offen, daß ich Euch von Herzen liebgewonnen habe."

„Ich Euch nicht minder, Thorkil. Aber wollt Ihr mich anhören, so setzen wir uns auf diese Bank.

Ich bin, wie Ihr, von normännischer Abkunft. Während Eure Vorfahren von unserm Stammland nach Westen fuhren und sich am Fuß der feuerspeienden Eisberge Islands ansiedelten, gingen die meinigen mit Rollo nach Süden und ließen sich in der Normandie nieder. Ein Zweig meiner Familie ging mit Wilhelm dem Eroberer nach England hinüber, ein anderer blieb in der Normandie und von diesem stamme ich. Da unsere Vermögensumstände während der Händel des französischen Adels mit dem allmächtigen Minister Richelieu sehr gesunken waren, so ging es auf unserm alten, dem Verfall nahen Stammsitze Mont de Lussan ziemlich traurig und knapp zu, und das rauhe und unwirsche Wesen meines Vaters mochte auch mit an dem frühen Tode meiner Mutter, einer geistvollen und milden Frau, Schuld sein. Nach ihrem Tode fühlte ich mich ziemlich verlassen unter dem väterlichen Dache und war froh, als ich in das Jesuitenkollegium zu Rouen gebracht wurde, um mich zu einem Diener der Kirche auszubilden. Ich studirte eifrig und machte Fortschritte. Meine Mußestunden benützte ich zu körperlichen Uebungen, die mich zu einem tüchtigen Reiter, Schwimmer, Schützen und Fechter machten; mein größtes Vergnügen aber war, alte Ritterbücher und Chroniken zu lesen. Meine junge Einbildungskraft entflammte sich für Heldenleben und Ruhm und ich hatte eine kindische Freude, daß mein Name Raoul Aehnlichkeit habe mit dem Rollo's, des Begründers der weltgeschichtlichen Größe des normannischen Stammes. Dabei beseelte mich ein grimmiger Haß gegen alle Unterdrückung und Tyrannei und besonders gegen die Spanier, in denen ich nach den Erzählungen eines der Patres, welcher lange in Westindien gewesen, die Erbfeinde der Menschlichkeit und Freiheit zu sehen glaubte. Er schilderte mir die Gräuel der spanischen Herrschaft in der neuen Welt, die unerhörten Grausamkeiten, deren sich die Spanier gegen die Ureinwohner schuldig gemacht, in so brennenden Farben, daß ich ihnen in knabenhaftem Gefühl jene unauslöschliche Feindschaft schwur, welche der alte Karthager seinen Sohn Hannibal den Römern hatte schwören lassen. Durch einen lächerlichen Ausbruch dieses Hasses sollte mein Leben einen bedeutenden Wendepunkt erhalten. Es herrschte in den Kol-

legien der Gesellschaft Jesu der Brauch, von Zeit zu Zeit durch die Schüler geistliche und weltliche Schauspiele aufführen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit hatte ich die Rolle eines französischen Soldaten zu spielen, der in einer Prügelszene mit einem spanischen zusammengeräth. Mitten in dieser Szene überwältigte mich mein Haß mit einer solchen Leidenschaftlichkeit, daß ich gänzlich vergaß, der angebliche Spanier sei ja einer meiner besten Kameraden, und mit solcher Wuth über den Armen herfiel, daß derselbe aus Mund, Nase und einer Stichwunde in dem linken Arm blutend, halbtodt von der Bühne getragen werden mußte. Ich erhielt eine sehr strenge Strafe, bei der mir auf einmal klar ward, was ich schon längst dunkel gefühlt, daß ich durchaus nicht zum Priester geschaffen sei. Schon Tags darauf entsprang ich dem Kollegium und ging zu Honfleur an Bord eines Westindienfahrers. Um die Kosten der Ueberfahrt zu decken, mußte ich Schiffsjungendienste thun, allein ich wußte das Wohlwollen der Mannschaft zu gewinnen und erhielt dadurch Gelegenheit, den Seedienst zu erlernen, dessen Einzelnheiten ich rasch erfaßte. Nach einer langen und höchst beschwerlichen Fahrt wurden wir auf der Höhe der Bahama-Inseln von einer spanischen Galione genommen. Ich sollte, wie die ganze übrige Mannschaft unsers Schiffes, als Sklave in die Pflanzungen von Hayti gebracht werden, aber ich war fest entschlossen, eher zu Grunde zu gehen, als mich zum Sklaven machen zu lassen. Die Galione wurde vom Sturme an die wilde Nordküste Hayti's verschlagen. Da gelang es mir eines Nachts, aus dem Raum, wo wir Gefangenen eingesperrt waren, auf das Verdeck zu kommen. Der Sturm hatte sich gelegt und ich sah im Mondschein, der, wie Ihr wißt, in Tropengegenden fast der Tageshelle gleicht, die Brandung blitzend an einer Küste sich brechen. Plötzlich stieg der Gedanke in mir auf, daß dort vielleicht die kleine Insel la Tortüe läge, welche nur durch einen schmalen Meeresarm von der Nordküste Hayti's getrennt ist. Mein Entschluß war augenblicklich gefaßt, denn ich hatte während unserer Fahrt über das atlantische Meer viel von dieser Insel reden gehört und daß sie der Hauptsitz der Flibustier oder Bukanier sei, die ich in meiner knabenhaften Phantasie mit den normannischen Seekönigen aus der Zeit der Wikingerfahrten verglich und schon darum als Helden betrachtete, weil sie unerbittliche Feinde der

Spanier waren. Obwohl ich wußte, daß die See dort herum von Haifischen wimmelte, stürzte ich mich, die Kleider von mir werfend, mit einem Fluch auf die Spanier in's Meer. Mit rasendem Eifer strengte ich alle meine Kräfte an, um der Sklaverei hinter mir zu entschwimmen. Die Aussicht auf Freiheit und Rache stählte mich und indem ich die Brandung fest im Auge behielt, gelangte ich vorwärts. Aber die Entfernung derselben war größer, als ich im trügerischen Schein des Mondes hatte ermessen können. Schon fühlte ich meine Muskeln erschlaffen, als mich die Strömung ergriff und mit furchtbarer Gewalt der donnernden Brandung zuführte. Ich glaubte an einer Klippe zerschmettert zu werden; das Bewußtsein schwand und als ich aus meiner Betäubung wieder erwachte, sah ich mich in der Hütte eines Bukaniers, welcher mich bei Tagesanbruch besinnungslos am Strande gefunden hatte. Nackt und bloß, so zu sagen, hatte mich die Brandung in die Mitte der Flibustier geschleudert. Ihr kennt wohl die Geschichte der Flibustier?"

„So ziemlich," erwiderte Thorkil. „Mein Lehrer Roger Williams hat sie mir erzählt."

„Was sagte dieser Puritaner von ihnen?"

„Daß die Küstenbrüder die kühnsten Männer seien, die je das Meer befahren, aber auch ...."

„Nun?"

„Die gesetzloseste Bande, die es je gegeben."

„Ei, da hätte sich doch der gute Prediger, vor welchem ich übrigens nach Allem, was Ihr mir von ihm gesagt, die größte Achtung habe, besser unterrichten sollen. Ich sage Euch, mein Freund, es hat wohl nie eine Genossenschaft gegeben, bei welcher die Gesetze, die sie sich selbst gegeben, so strenge gehandhabt wurden, wie bei den Küstenbrüdern. Oder habt Ihr nicht immer an Bord der Gloria die strengste Ordnung bemerkt?"

„Doch, das muß ich gestehen, und ich bewundere die Kunst, womit Ihr Eure Leute beherrscht."

„Ja, die Bursche kennen mich und wissen, daß die geringste Widersetzlichkeit gegen meinen Willen sofort mit dem Tode bestraft wird .... Doch, ich fahre in meiner Erzählung fort .... Die Mehrzahl der Flibustier auf la Tortüe waren Franzosen und so

wurde ich als ein Landsmann mit der rauhen Gastfreundschaft von ihnen aufgenommen, die man in den Niederlassungen der Bukanier findet. Die Erzählung meiner Abenteuer und die Rachgierde, die ich gegen die spanische Galione an den Tag legte, gewann mir die Zuneigung der Männer. Schon wenige Stunden darauf war eines der kleinen Fahrzeuge in See, womit diese Unverzagten die größten spanischen Schiffe zu jagen und zu entern pflegen. Ich war mit an Bord. Wir holten die Galione ein und enterten sie trotz ihres mörderischen Feuers. Bloß mit einem kurzen Pallasch bewaffnet, stürzte ich mich in unbeschreiblicher Wuth als der Erste auf das feindliche Deck, warf Alles vor mir nieder, was sich mir entgegenstellte, bis ich vor dem Hauptmast zu dem Sennor Capitano gelangte, der mich zum Sklaven in einer Zuckerplantage hatte machen wollen, und dem ich nun unter einem wilden Jauchzlaut mit einem wüthenden Hiebe das Haupt vom Rumpfe schlug. In einem Nu war die Galione genommen. Dies war der Anfang einer Laufbahn, die mich schon nach Jahresfrist an die Spitze einer Schiffsmannschaft brachte, deren Kern Ihr noch jetzt auf der Gloria findet, einer Laufbahn, die mir von Seite der Spanier den Namen des Vertilgers, El Exterminador, einbrachte. Ihr wißt, wie gefürchtet dieser Name in der westindischen See, von der Küste Neufundlands bis hinab zur Meerenge von Panama ist. Von meinen vielen Abenteuern auf dieser Laufbahn werde ich Euch gelegentlich einige erzählen .... Durch einen Zufall vernahm ich den Tod meines Vaters und meines Bruders. Von einer Art Heimweh nach dem schönen Frankreich angewandelt, stellte ich meine Leute unter die Befehle von Monsieur Legrand, dem ich unbedingt vertrauen konnte, und schiffte mich nach Europa ein. Mit meinem Golde spielte ich eine Zeit lang in Paris und Versailles den großen Herrn, doch bald verleidete mir dieses thatlose, schwelgerische Leben. Unser zerfallenes Stammschloß in der Normandie überließ ich einem entfernten Vetter; dagegen ergab sich aus den hinterlassenen Papieren meines Vaters, daß unsere Familie seit langer Zeit eine bedeutende Forderung an den englischen Zweig des Hauses geltend machen konnte, die aber mein Vater aus Mangel an Geldmitteln nicht hatte verfolgen können. Ich ging nach England und begann einen langwierigen Prozeß, den ich verlor. Aber statt seiner gewann ich

dort meine Frau, obwohl sich unserer Vermählung bedeutende Schwierigkeiten entgegensetzten, denn es schien ihrer Familie, starren Puritanern, ein Gräuel, daß eine ihrer Töchter sich mit einem götzendienerischen Katholiken, wie sie die Leute meines Glaubensbekenntnisses nennen, verheirathen sollte. Allein Desdemona theilte diese Ansicht nicht und folgte mir, von dem Segen der freier denkenden Mutter, aber leider dem Fluche ihres Vaters und Großvaters begleitet. Meine Erzählungen vom Meer und der neuen Welt hatten das hochbegabte Mädchen entzückt und als ich dann meine junge Frau an Bord der Gloria führte, die ich auf den Werften von Brest durch einen Künstler in der Schiffsbaukunst hatte erbauen lassen, strahlten ihre Augen vor Vergnügen. Wir gingen unter Segel und durchkreuzten das atlantische Meer. Desdemona war der gute Genius meines Schiffes. Der Sieg war an meine Flagge gefesselt und mein Name nahm zu an Schrecken und Ruhm. Ich hätte meiner Frau ein Königreich zu Füßen legen mögen und da mir die Unternehmungen eines Pizarro, eines Almagro und Anderer vorschwebten, so gedachte ich, eine umfassende Expedition nach dem Innern von Central-Amerika auszurüsten, von dessen unermeßlichen und reichen Länderstrichen ich einen Theil in Besitz nehmen wollte. Da aber das Klima der Tropen einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit meiner Frau ausübte, so wandte sich mein Blick den nördlicheren Breiten des amerikanischen Festlandes zu und zwar jenen unübersehbar großen Länderflächen hinter den Ansiedelungen von Virginien und Neu-England, welche noch keinen Weißen gesehen, geschweige einem botmäßig sind. Es versteht sich, daß ich zur Eroberung dieser Wildnisse vorerst an der Küste festen Fuß fassen muß, und ich verhehle mir die Schwierigkeiten meines Unternehmens keineswegs. An die Fortsetzung einer gewöhnlichen Flibustierlaufbahn ist meiner Frau wegen nicht zu denken. Zwar wäre ich reich genug, um mich zur Ruhe setzen zu können, allein Unthätigkeit wäre mein Tod und auch Desdemona liebt ein Leben der Thätigkeit und Abenteuer. Ich gedenke daher den Plan einer Eroberung in Nordamerika mit allem Nachdruck zu verfolgen, ähnlich dem alten Normannenherzog Rollo, als er das Seinethal eroberte und die Normandie gründete. Was haltet Ihr von diesem Plan, Thorkil?"

„Er ist kühn und groß, Kapitän, aber seine Abenteuerlichkeit erschreckt mich fast.“

„Ei, das glaub' ich einem so kühnen Waldgänger nicht. Doch, um zum Schluß meiner Geschichte zu kommen: ich machte auf einem Ausflug, welchen ich zur Erforschung des Innern von Neu-England unternommen hatte, die Bekanntschaft des Zwischenhändlers Thomas Morton auf Mount Wallaston. Ich weiß zwar wohl, daß er ein verdorbener Winkeladvokat aus London ist, der gemeinsten Ausschweifung ergeben, ein Spieler und Säufer, der mit seinen Trunkenbolden von Genossen auf Mount Wallaston, welchen sie in Merry Mount (lustiger Berg) umgetauft, eine ärgerlich liederliche Wirthschaft führt. Ich traue ihm nicht von hier bis zum Besahnmast meines Schiffes, doch ist er mir bereits nützlich geworden ....“

„Ihr habt Recht, Kapitän, wenn Ihr diesem Menschen nicht traut,“ unterbrach ihn Thorkil. „Ich für meine Person ging immer mit dem größten Widerwillen nach Merry Mount und auch nur dann, wenn es durchaus nöthig war, unsere Felle gegen Munition und andere Bedürfnisse umzutauschen.“

De Lussan versank in ein kurzes Nachdenken. Dann sagte er: „Ich habe Euch einen Blick in meinen Plan eröffnet, Thorkil. Ihr wißt, was ich vermittelst meiner Verbindung mit den Eingebornen zur Ausführung desselben bereits gethan. Sagt mir offen, ob Ihr glaubt, daß dieses Unternehmen glücklich durchgeführt werden könne.“

„Das vermag ich nicht zu entscheiden; jedenfalls werden Euch die Kolonisten den zähesten Widerstand entgegensetzen.“

„Mir auch recht, ich verachte die leichten Erfolge; nur der Triumph ist schön, welcher mit Anstrengung aller Kräfte errungen wird. Die Sache ist eingefädelt, der Kampf der Eingebornen gegen die Kolonisten ausgebrochen. Mögen sie sich unter einander würgen und schwächen. Dann werde ich über sie kommen. Ich habe Gold in Fülle, die Mannschaft meines Schiffes ist mir unbedingt auf Leben und Tod ergeben, ich sende Monsieur Legrand nach den westindischen Inseln und er wird auf meinen Ruf Hunderte von Freibeutern, die selbst den Teufel nicht fürchten, heraufbringen ....“

„Hunderte von ....“

„Seeräubern wollt Ihr sagen, nicht wahr? Ach, das macht

Euch stutzig? Aber so denkt doch an alle die Eroberer, deren Namen die Weltgeschichte aufgezeichnet hat. Sie waren ja durchweg fast nichts Anderes, als Räuber. Was waren Romulus, der Gründer von Rom, Rollo, Robert Guiscard, Wilhelm der Eroberer, Cortez, Pizarro? Bei Licht betrachtet, Nichts als Räuberhauptleute."

Als Thorkil nachdenklich schwieg, fuhr De Lussan in etwas weniger begeisterter Stimmung fort:

„Ich habe Euch schon angedeutet, daß das, was das Gemüth meiner Frau seit diesem Abend bewegt, einen bedenklichen Riß in meinen Plan machen könnte. Es wäre mir zu fatal, wenn alle die bereits getroffenen Maßregeln, die mich so viel Zeit und Mühe kosteten, durch diesen unvorhergesehenen Zufall nutzlos würden. Wir müssen uns daher Gewißheit zu verschaffen suchen, Gewißheit um jeden Preis und so schnell, als nur immer möglich. Denn seht, seit ich gehört, was meine Frau und das Indianermädchen uns mittheilten, liegt mir eine Ahnung auf der Brust, schwer wie ein Alp. Mag meine Frau in ihrer Vermuthung sich täuschen, oder mag sich dieselbe bestätigen, in jedem Falle fürchte ich für sie, denn es ist da eine Wunde wieder aufgerissen worden, welche früher schon schwer zu heilen war. Was rathet Ihr mir in dieser Beziehung zu thun?"

„Wären wir in den Wäldern, so würde ich sagen, daß meine Stimme noch zu jung sei, um am Rathsfeuer gehört zu werden. Vor allen Dingen habe ich jetzt eine furchtbare Pflicht zu erfüllen, weßhalb mich Groot Willem nach Providence ruft. Dann aber verspreche ich Euch, Metacom aufzuspüren und nicht abzulassen, bis ich ihn gefunden. Der Häuptling soll uns Rechenschaft ablegen, und kann er es nicht, so sind wir geschiedene Leute."

„Ich werde Euch begleiten, Freund, denn Ihr begreift, daß mir viel daran gelegen ist, einen Bruch mit den Eingebornen zu verhüten, deren Aufstand gegen die Kolonisten meinem Plane sehr zu statten kommt. Doch, um von Euren Angelegenheiten zu sprechen. Ihr glaubt also, die Stunde, wo Ihr das schreckliche Amt des Bluträchers zu üben habt, sei gekommen?"

„Die Botschaft Willems läßt mir daran keinen Zweifel."

„Und seid Ihr Beide vollständig überzeugt, daß die Rache den rechten Mann treffen wird?"

„Wir sind es, wollen aber selbst den Schein der Uebereilung vermeiden. Willem hat veranstaltet, daß der von Metacom gefangene Richter von Swanzey nach Providence gebracht wird. Dort soll Eaton in Gegenwart von Roger Williams, der sein Freund ist, meine Anklage hören, er soll vor einer Geschwornenbank seine Vertheidigung führen und soll gerichtet, nicht gemordet werden."

„Das ist verständig und ehrenhaft gehandelt. Woher aber der Haß, welchen Groot Willem gegen Eaton hegt?"

„Groot Willem spricht nicht gern von der Sache, doch glaube ich Euch wohl mittheilen zu dürfen, was unter den alten Ansiedlern allgemein bekannt ist. Willem und Eaton waren in ihrer Jugend innige Freunde, obgleich ihre verschiedenen Ansichten über religiöse Dinge zuweilen einen Stein des Anstoßes bildeten. Eaton war stets ein starrer Anhänger des Puritanismus, dessen Satzungen er mit der größten Strenge beobachtet wissen wollte; Willem dagegen wollte der puritanischen Kirchengemeinschaft nicht beitreten und behauptete offen, ein hinlänglich guter Christ zu sein, wenn er recht thue, Gott vor Augen und im Herzen habe und seine Nebenmenschen liebe. Er hatte seinem Freunde bei der Gründung der Ansiedelung von Swanzey außerordentliche Dienste geleistet und Eaton gab gerne seine Einwilligung zur Verheirathung Willems mit Mabel, der einzigen Schwester des Richters, besonders da er hoffte, Willem hiedurch für seine Kirche zu gewinnen. Es gelang ihm jedoch nicht und als Eaton in Folge dessen mit rücksichtslosestem Glaubenseifer seine Ehe trennen und Mabel in sein Haus zurücknehmen wollte, so ließ sich Willem, der damals noch nicht der unerschütterlich kaltblütige Waldgänger war, als welchen Ihr ihn kennt, zu harten Aeußerungen über die aberwitzige Unduldsamkeit des Puritanismus verleiten. Diese Aeußerungen wurden dem Richter jedenfalls noch übertrieben hinterbracht und Eaton glaubte seinen Glauben gelästert und demselben eine Genugthuung schuldig zu sein. Willem ward vor die Kirchenältesten gefordert, um sich zu verantworten. Er weigerte sich in verächtlichen Ausdrücken, zu erscheinen. Nun ward er verurtheilt, öffentliche Kirchenbuße zu thun, d. h. vor versammelter Gemeinde seine Irrthümer zu bekennen. Willem schlug zur Antwort dem Boten, welcher ihm das Urtheil überbrachte, dasselbe um die Ohren. Nun ward er mit Gewalt ergriffen und vor ein Gericht

gestellt, welchem Eaton vorsaß. Als der Angeklagte trotzig jeden Widerruf verweigerte, wurde er zu öffentlicher Stäupung und zum Verlust des rechten Ohrs verurtheilt. Nach furchtbarem Widerstand überwältigt, mußte er die grausame Strafe über sich ergehen lassen. In der Nacht fand Mabel Mittel, in das Blockhaus zu dringen, wo der Mißhandelte gefangen gehalten wurde. Die edle Frau löste seine Bande und entfloh mit ihm nach Providence, wo sie jedoch bald starb. Sie ruht unter einer Weide am Ufer der Naraganfettbai."

Siebenzehntes Kapitel.

Die Kolonie Providence. — Eine neue Bekanntschaft. — Roger Williams' Schicksale. — Befürchtungen über das Schicksal Lovely's und der beiden Obersten.

An der Bai zwischen der Mündung des Pawtucket und der des Moshasnek lag die weilerähnliche Kolonie Providence. Auch hier hatte sich ein Häuflein von Pilgern der Wildniß angesiedelt; ihre Häuser lagen unter Baumgruppen zerstreut und die Wege, vermittelst welcher eine Art Verbindung zwischen ihnen hergestellt war, liefen noch durch die Ueberreste des zwar gelichteten, aber noch nicht völlig von den Wohnungen landeinwärts gedrängten Urwaldes, auf dessen Stelle sich heutzutage die lebhafte Handelsstadt Providence ausdehnt. Sämmtliche Wohnungen der Ansiedelung bestanden aus ächt amerikanischen Blockhäusern, unter denen sich ein ganz einsam gelegenes durch die Bekleidung mit einer großen wilden Rebe auszeichnete, deren Ranken mit Sorgfalt über die von der Zeit gebräunten Balken und Sparren gezogen waren. Von dem Hause zog sich bis zur Bai ein nett umfriedeter Garten hinab, dessen Obstbäume und Blumensträuche ihrem Aussehen nach mit großer Liebe gepflegt wurden.

In der Frühe eines thauschweren Sommermorgens öffnete sich die Thüre des bezeichneten Hauses und in den Garten heraus trat

ein Greis von hohem Wuchse mit einem Antlitz voll milder Würde. Ein silberweißer Bart wallte ihm bis zum Gürtel herab, welcher das aus schwarz gefärbtem Linnen bestehende Obergewand zusammenhielt, und verlieh ihm etwas Prophetisches, Apostelhaftes.

Die großen, sinnenden Augen zum Himmel gerichtet, stand der Greis eine Weile mit gefalteten Händen da, als betete er. Dann kam er vorwärts und athmete mit Entzücken den würzigen Morgenhauch ein. Er sah auf die Bai hinaus, deren sanft gekräuseltes Wasser in der eben aufgegangenen Sonne zu leuchten begann, wandte sich dann zu seinen Blumen und Bäumen und nachdem er ihnen mit achtsamer Hand die nöthige Pflege hatte angedeihen lassen, schritt er gesenkten Hauptes und in tiefes Nachsinnen verloren am Gestade der Bai hin und her.

Manche meiner jungen Leser errathen wohl, daß wir hier Roger Williams vor uns haben, welcher in dieser Erzählung schon mehrmals genannt wurde. Er war einer der Väter der Freistaaten von Nordamerika und der Gründer des Staates Rhode-Island, zu welchem die Kolonie Providence im Laufe der Zeit heranwuchs. Roger Williams war im Jahre 1631 in die Kolonie von Neu-England herübergekommen. Er hatte sich der Theologie gewidmet und als Mitglied der puritanischen Sekte vielfache Verfolgungen erduldet, obwohl er sich keineswegs unduldsam und feindselig gegen Andersdenkende erzeigte, sondern im Gegentheil mit einer hohen Gewissenhaftigkeit die edelmüthigste Nächstenliebe, die verzeihendste Milde und Güte verband. Allein seine Duldsamkeit in Glaubenssachen und sein unerschütterliches Streben nach Geistesfreiheit mißfiel den streng puritanischen Regierungen der Kolonien und zog ihm schon bald nach seiner Ankunft in Neu-England Verfolgungen zu. Williams, der in Salem wohnte, erhielt Befehl, nach Boston zu kommen, wo er, als wäre er ein Verbrecher und der Gemeinschaft der Pilgrime unwürdig, auf einem bereitliegenden Fahrzeug eingeschifft und nach England geschafft werden sollte. Als der Vorgeladene sagen ließ, er wäre krank und könnte ohne Lebensgefahr nicht reisen, wollte man ihn mit Gewalt holen, allein die Häscher fanden ihn nicht mehr. Der Kranke war gewarnt worden und hatte noch bei Zeiten sein Haus verlassen. Von wenigen treuen Freunden begleitet, fuhr er in einem Boote quer über die Massachusettsbai,

landete im Gebiete von Plymouth und arbeitete sich mitten im Winterschnee durch die Wälder zu den Indianern hin, deren Freundschaft er sich auf früheren Wanderungen erworben und deren Sprache er gelernt hatte. „Vierzehn Wochen lang," schrieb er später, „ward ich in bitterer Jahreszeit schmählich umhergeworfen, ohne zu wissen, was ein Stück Brod oder ein Bett sei. Ohne Führer wanderte ich umher in der Wildniß, hatte oft in stürmischer Nacht nicht Feuer, nicht Nahrung, nicht Gefährten, einen hohlen Baum als einziges Haus." Endlich gelangte Williams in den Wigwam Massasoits, des Sachems der Pokanoketen, welcher gerade mit Canonicus, dem Sachem der Naraganfetter, in Fehde lag. Er wurde gastfreundlich aufgenommen und stiftete Frieden und Versöhnung unter den Häuptlingen, welche, wie überhaupt die rothen Männer, ihn fortan als ihren aufrichtigsten Freund, als den redlichsten der Blaßgesichter betrachteten und behandelten und ihn Haddoh-Manituh, d. h. Zunge des guten Geistes, nannten. Massasoit trat ihm ein Stück Land ab und Williams begann es mit fünf Männern aus Salem, die ihm aus Anhänglichkeit hieher gefolgt waren, zu bebauen und zu bepflanzen. Allein noch sollte der edelste Pilger der Wildniß keine Ruhe finden. Der damalige Gouverneur von Plymouth machte ihm bemerklich, daß der Platz, wo er sich niedergelassen, zu dem Gebiet der Kolonie gehöre, und rieth ihm, sich am westlichen Ufer der Bai anzusiedeln, wo er völlig unabhängig sein würde. Williams nahm diesen Rath dankbar wie eine Stimme Gottes auf und ruderte mit seinen fünf Freunden auf einem indianischen Canoe über die Bai in's Land der Naraganfetter, die ihn freundlich empfingen und deren Sachem ihn mit dem ganzen Landstrich zwischen den beiden Flüssen Moshasnek und Pawtucket beschenkte. Hochsinnig vertheilte Williams das Land unter seine Freunde, denen sich inzwischen noch sieben andere aus Salem und Plymouth angeschlossen hatten, ohne die geringste Entschädigung dafür zu verlangen oder nur einen Fußbreit Boden mehr als die Andern für sich zu behalten. Die dreizehn Pilger der Wildniß vereinigten sich zu einer religiösen und politischen Gemeinschaft, als deren erster Grundsatz vollständige Glaubensfreiheit festgestellt wurde. Um sein unerschütterliches Vertrauen auf Gottes Güte auszudrücken, nannte Williams den Ort, wo er und seine Gefährten den Urwald zu

roden und ihre Hütten aufzuschlagen begannen, Providence, d. h. Vorsehung, und weihte die junge Kolonie mit dem Wunsche ein, daß sie stets ein Zufluchtsort für Menschen sein möge, die um religiöser Ansichten willen verfolgt würden.

Anfangs ging es in der neuen Ansiedelung sehr ärmlich her, denn sie bot bei harter Arbeit nur kärglichen Unterhalt; allein nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten begann sie zu wachsen und zu gedeihen und binnen zwei Jahren stieg die Zahl der Ansiedler auf etwa hundert Köpfe. Williams unerschöpfliche Güte sorgte väterlich für jeden neuen Ankömmling und seine Weisheit wußte seinen jungen Staat vor inneren Gährungen wie vor äußeren Gefahren zu bewahren. Zu den Eingebornen stand er im besten Verhältniß. Er war kein zudringlicher Bekehrer, sondern achtete auch an dem rothen Manne die Glaubensfreiheit und versuchte ihn nur durch Ueberzeugung dem Christenthum zuzuführen. Seine Achtung vor den Rechten der Indianer, seine tausendfach erprobte Redlichkeit und Herzensgüte und seine Bereitwilligkeit, Weißen und Rothen, Christen und Heiden ohne Unterschied mit Rath und That hülfreich beizustehen, ließen ihn den Eingebornen als eine Art höheren Wesens erscheinen. Allmälig hatten sich auch die Beziehungen Williams und seiner Ansiedelung zu den übrigen Kolonien von Neu-England wieder freundlicher gestaltet, indem Williams reichliche Gelegenheit gehabt hatte, auf die Häupter seiner Gegner feurige Kohlen zu sammeln. Trotz der erlittenen Verfolgungen hatte er seine Brüder, die Kolonisten, immer geehrt und geliebt und sich nicht nur einzelnen derselben bei jeder Gelegenheit als getreuer Landsmann und Bruder erwiesen, sondern von den Kolonien die Gefahr abgewendet, daß gleich den Pequoden sämmtliche indianische Stämme von Neu-England die Streitaxt gegen die Blaßgesichter erhoben. Gerade die Regierung, welche einst die grausame Verfolgung über ihn verhängt hatte, bat ihn jetzt, Alles aufzubieten, um ein allgemeines Bündniß der Rothen gegen die Weißen zu verhindern. Williams kannte keine andere Rache, als Verzeihung und Wohlthun, und sah nur die Noth und Bedrängniß seiner Brüder. Rastlos, meldet der Geschichtschreiber, sah man ihn nun hin- und herfahren, in einem ärmlichen Canoe Sturm und Wogen trotzend, der Wuth und Rache der Pequoden eine unerschrockene

Stirne bietend, bei den Berathungen der Häuptlinge alle Kräfte seiner Beredtsamkeit in ihrer mühsam erlernten Sprache aufbietend, um das gefürchtete Bündniß zu verhindern. Und es gelang ihm; es gelang ihm sogar, die Naraganſetter zu einem Schutz- und Trutzbündniß mit den Koloniſten zu vermögen, wodurch für die letzteren der Pequodenkrieg eine sehr günſtige Wendung nahm.

So war Roger Williams, der Patriarch des freudig um ihn her anwachſenden Staates. Obwohl jetzt im ſiebenundſiebenzigſten Jahr ſeines Lebens, war ſeine hohe, hagere Geſtalt noch ungebeugt, glänzte ſein Auge noch im Feuer der Jugend. Aber auch ſeinem Alter ſollten die Prüfungen nicht erſpart werden; der Ausbruch tödtlicher Feindſeligkeiten zwiſchen Rothen und Weißen, den er lange vorausgeſehen, befürchtet und im Keime zu erſticken geſucht, war zu ſeiner Betrübniß eingetroffen. Bei ſeinem Gerechtigkeitsſinne mußte er zugeben, daß beide Theile Grund zu Klagen hatten, und zwar die Rothen mehr als die Weißen, wie ſie offenkundig Gefahr liefen, durch die immer mehr ſich ausbreitende Koloniſation aus ihrem angeſtammten Erbe, aus den Jagdgründen ihrer Väter verdrängt zu werden. Wenn er ſich auch ſagen mußte, es ſei die natürliche Ordnung der Dinge, daß die gebildeten Nationen allmälig die Naturvölker bemeiſtern und verdrängen würden, ſo blutete ihm doch das Herz bei dem Gedanken, daß die Eingeborenen, ſie, welche ihn ſelbſt, den von ſeinen Landsleuten grauſam Verſtoßenen, ſo liebreich aufgenommen hatten, durch die fremden Eindringlinge von dem Grund und Boden ihrer Väter, auf dem ſie ein nach ihren Begriffen glückliches Leben geführt, vertrieben oder gar vertilgt werden ſollten. Auf der andern Seite ſchien ihm der Abſchluß des Bündniſſes zwiſchen dem ehrgeizigen Metacom und dem kühnen Canonchet für die Koloniſten höchſt bedenklich und gefährlich, und da ſeine Bemühungen vergeblich geweſen, den Sachem der Naraganſetter, welcher ihm ſonſt mit wahrhaft kindlicher Ergebenheit zugethan war, von dem Bündniß mit Metacom oder König Philipp abzuziehen, ſo hatte er den beiden Häuptlingen den Vorſchlag gemacht, ſie möchten, da ſie von der ſtets wachſenden Macht der Koloniſten doch über kurz oder lang erdrückt werden würden, ſämmtliche Stämme der Eingeborenen von Neu-England um ſich ſammeln und mit ihnen weſtwärts ziehen, um ſich dort

in den unermeßlichen Wäldern und Savannen, fern von den Weißen, neue Jagdgründe zu gewinnen und Wohnsitze zu gründen. Von diesem großartigen Vorschlage hatten jedoch die Häuptlinge Nichts hören wollen.

Kein Wunder, daß Roger Williams am heutigen Morgen in tiefes Nachsinnen versunken schien, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß wenn König Philipp erst die Ansiedler von Plymouth, Massachusetts und Connecticut besiegt hätte, er denen von Providence auch nicht mehr jene Schonung und Freundschaft angedeihen lassen würde, welche er seinem Bundesgenossen Canonchet zugesagt hatte. Und zu Alledem war eine weitere Sorge gekommen. Der Richter Eaton, den er von alter Zeit her Freund nannte, war, des Mordes angeklagt, in der Gewalt seiner beiden erbittertsten Feinde, Groot Willem und Thorkil, und sollte dem Letzteren auf Tod und Leben Rede stehen.

Der Greis hatte nicht beachtet, daß zwei Männer den Garten betreten hatten. Erst als sie dicht vor ihm standen, schaute er auf und erblickte vor sich die edle Gestalt des Sachems der Naragansetter, so wie die riesenhafte des alten Trappers.

Alle Drei grüßten sich still und blickten sich einige Augenblicke schweigend an. Dann sagte Williams, indem er Groot Willem bedeutungsvoll anblickte:

„Der Herr wende diesen Tag zum Guten, damit er ein Gesegneter heiße."

Als der alte Jäger schwieg, setzte Williams im Tone leisen Vorwurfs hinzu:

„Ihr sagt nicht Amen, Freund Willem? Und doch müßt Ihr als Christ mich verstanden haben."

„Das habe ich, ehrwürdiger Freund," antwortete Groot Willem. „Aber verzeiht, mir ist, als schmerze mich heute die Stelle, wo einst mein rechtes Ohr gesessen, gerade so arg, wie damals, als ...."

„O sprecht nicht weiter! Kummer und Alter haben Euer Herz verhärtet; dagegen wird hoffentlich Thorkil der Lehren eingedenk sein, welche ich seinem jungen Herzen eingeprägt habe.... Doch sagt mir, ob Ihr nichts Näheres über das Loos der beiden Obersten und des jungen Mädchens habt erkunden können, Willem?"

„Nein. Ich versuchte alles Mögliche, Etwas aus dem finstern Annawon, welcher den Richter hieherbrachte, herauszubringen. Aber Ihr wißt, wenn ein Indianer sich vorgenommen hat, zu schweigen, so brächte ihn der Teufel selbst nicht zum Reden."

Der Greis legte seine Rechte auf die Schulter des Sachems, welcher bisher keinen Antheil an dem Gespräche genommen, und sagte:

„Mein Herz ist bekümmert um das Loos zweier weißer Häuptlinge und ihrer Tochter, welche Metacom von der Brandstätte von Swanzey weg in die Wälder geführt. Weiß mein Sohn nicht, wo sie sich jetzt aufhalten?"

„Der Sachem der Wampanogen großer Krieger," antwortete Canonchet mit gesenkten Blicken, „Metacom sehr weise, sehr klug, so klug, daß er seine Spur selbst den Augen von Freunden verbergen kann."

„Ja wohl, Sachem, wir wissen das," versetzte Willem. „Aber einer Euerer Läufer befand sich bei Metacom, als der Tomahawk über Swanzey erhoben wurde, und die jungen Krieger der Naraganfetter haben scharfe Augen."

„Sieh mich an, mein Sohn," sagte Williams ernst. „Liegt das Herz des Häuptlings nicht mehr offen vor meinen Augen wie früher?"

Der Sachem erhob den Blick und begegnete dem liebevollen des Patriarchen, welcher eine zauberhafte Gewalt über ihn zu üben schien. Er ergriff mit edler Gebärde Williams Hand, drückte sie an seine Brust und entgegnete:

„Nein, Canonchets Herz soll stets unverhüllt vor dem Auge des Haddoh-Manituh liegen, selbst dann, wenn es blutet bei der Erinnerung an Miantonomo."

Der Häuptling sprach die letzteren Worte in einem so klagenden Tone, daß nicht nur Williams, sondern auch der sonst nicht weichherzige alte Trapper tief davon bewegt wurden. Beide wußten, auf welche grausame und niederträchtige Weise die Kolonisten seinen Vater ermorden ließen, und begriffen auch den grimmigen Haß, den Canonchet gegen dieselben im Herzen trug. Voll Theilnahme faßte daher der Patriarch die Hände des Sachems und sagte:

„Mein Sohn weiß, wie ich über diese ungerechte und beklagenswerthe That denke . . ."

„Canonchet weiß es," fiel ihm der Häuptling in die Rede, „er weiß, daß mein weißer Vater seine Stimme laut erhob gegen den tückischen Beschluß der Blaßgesichter ..... Canonchet," fuhr der Sachem nach kurzem Bedenken fort, „war ferne, als sein Bruder Metacom den Tomahawk erhob und die Wigwams von Swanzey mit Feuer verheerte, aber sein junger Krieger sah, daß der Sachem der Wampanogen die beiden gefangenen weißen Häuptlinge und den kleinen Feuerspeier und die junge Squaw nach Mitternacht zu fortführte."

„Nach Mitternacht zu?" rief Willem aus und setzte nach kurzem Besinnen hinzu: „So bin ich also auf der richtigen Fährte! ... Hih-lah-dih wußte nichts davon, das ist sicher .... Nach Mitternacht zu, sagt Ihr, Sachem?"

„Nach Mitternacht zu," bestätigte Canonchet.

„Död und Duivel! Wohin könnte er sie in jener Richtung gebracht haben, wenn nicht nach Mount Wallaston?"

„Nach Mount Wallaston, wo die Bande des abscheulichen Morton haust?" bemerkte Williams. „Eure Vermuthung erschreckt mich, Freund."

„Sie erschreckt mich selber, denn der brüllende Thom wäre im Stande, sie den Häschern der königlichen Gewalt auszuliefern. Für Geld thut der Schuft Alles. Aber wenn die beiden Obersten nach Mount Wallaston gebracht wurden, so hat der Wampanog falsch an uns gehandelt und bei Gott, das soll er büßen! ... Doch, horch, da tönt die Glocke!"

Man vernahm wirklich von der Ansiedelung her den Ton einer Glocke. Ihre schwermüthigen Klänge schienen zu einem ernsten Geschäfte zu rufen und Williams bestätigte dasselbe, indem er mit zum Himmel gerichteten Blicken sprach:

„So laßt uns denn gehen und Gott möge seine Gerechtigkeit sichtbar werden lassen!"

„Ja wohl," murmelte der alte Trapper, „und möge Thorkil seine fünf Sinne beisammen haben, denn das ist vielleicht der wichtigste Tag seines Lebens."

Achtzehntes Kapitel.

Die Pilgrimseiche und der Williamsbrunnen. — Ein Schwurgericht. — Thorkils Anklage auf Mord. — Seine Jugendgeschichte. — Schatz des Ahnherrn. — Zwei beschwerende Beweisstücke. — Er ist des Todes schuldig.

Inmitten eines jener hübschen, von den Ansiedlern Prairie genannten Wiesengründe, welcher sich hinter den Wohnungen von Providence bis zu dem düstern Urwald ausdehnte, erhob sich eine kolossale Eiche, die Pilgrimseiche geheißen. Eine im Schatten ihrer Aeste hervorsprudelnde Quelle ergoß ihren reichen Strahl aus einer plumpen Röhre in ein Becken von roh zugehauenen Steinen und war Williamsbrunnen benannt worden, weil der Gründer der Kolonie, Roger Williams, als er zuerst den Ort betreten, aus dieser Quelle seinen Durst gestillt hatte.

Diese Stelle war für die Ansiedelung gleichsam ein geheiligter Platz. Hier hatte Williams seine Genossen am ersten Sabbath ihrer Niederlassung zum ersten Gottesdienst versammelt, hier hatte er der entstehenden Niederlassung den Namen Providence und die Gesetze gegeben, welche im Wesentlichen noch heutzutage die Verfassung von Rhode-Island bilden. Hier beim Williamsbrunnen unter der Pilgrimseiche versammelte sich das Volk in allen wichtigen Fällen.

Aber eine zahlreichere Versammlung als heute hatte die Pilgrimseiche noch nie gesehen.

Im Schatten des Baumes stand eine lange Tafel, an deren beiden Seiten je sechs Männer saßen, Ansiedler von Providence. Den Platz oben an diesem Tische nahm der Vorsitzende, Samuel Endecott ein, ein würdiger Greis, welcher nach dem Patriarchen das angesehenste Mitglied der Kolonie war.

Am untern Ende der Tafel erhob sich eine Schranke, diesseits welcher einander gegenüber zwei Sitze angebracht waren. Den zur rechten Hand, den Sitz des Anklägers, nahm Thorkil Wikingson, den zur linken befindlichen Sitz des Angeklagten Theophilus Eaton ein. Vor der Schranke bildeten verschiedene Gruppen zusammen einen Halbkreis.

Auf der rechten Seite dieses Halbkreises bemerkte man De Lussan, Desdemona, Hih-lah-dih, etwa ein halb Dutzend phantastisch aufgeputzte Seeleute von der Gloria und die Bewohner von Providence, mit Ausschluß jedoch ihrer Frauen und Kinder. Die linke Seite des Halbkreises nahm das zahlreiche Gefolge des Sachems der Naraganſetter ein. Roger Williams hatte die Eingeborenen in der Absicht herbeigerufen, ihnen zu beweisen, daß die Blaßgesichter strenge Gerechtigkeit übten. Die rothen Krieger waren ganz nach der indianischen Sitte geordnet. Zuvörderst saßen Canonchet und seine Unterhäuptlinge und hinter diesen eine Reihe von Kriegern, die an Ansehen nur wenig den Häuptlingen nachstanden. In dritter Linie standen die Jünglinge, welche erst beweisen mußten, daß sie den Kriegspfad zu wandeln verständen, bevor sie sich der zweiten Gruppe anschließen durften. In der Lücke, welche sich zwischen den Rothen und Weißen gebildet hatte, bemerkte man den Patriarchen der Kolonie und etwas weiter zurück den alten Trapper, der sich auf sein mächtiges Roer stützte, von dem er sich seit langen Jahren weder im Wachen noch im Schlafen trennte.

Außer dieser Waffe sah man in der ganzen Versammlung nur noch eine einzige, einen kurzen Dolch mit dreiseitiger Klinge und angerostetem Metallgriff, welcher neben einer Bibel vor Endecott auf der Tafel lag.

Der klare blaue Himmel eines Sommermorgens wölbte sich über der feierlich gestimmten Versammlung. Eine lautlose Stille herrschte, die nur durch den Schall der noch immer läutenden Glocke im Bethaus und durch das Geplätscher des Williamsbrunnens unterbrochen wurde. In den Reihen der Indianer machte das Calumet (die Berathungspfeife) die Runde, wie es bei allen Berathungen unter ihnen üblich ist; außerdem bemerkte man nicht die geringste Bewegung unter ihnen.

Jetzt verstummte die Glocke, der Vorsitzende erhob sich, entblößte das Haupt, ließ seine Blicke über die Versammlung schweifen und sprach:

„Im Namen Gottes, des Allmächtigen und Allwissenden, der da in's Verborgene sieht und die Herzen und Nieren prüft, erkläre ich, Samuel Endecott, Obmann der Geschwornenbank von Providence, die Sitzung des Gerichtes für eröffnet."

Nach einer kurzen Pause wandte er sich an die Mitglieder der Gerichtstafel mit folgenden Worten:

„Mitbürger, Geschworne! Ihr werdet einen ernsten und traurigen Fall zu beurtheilen haben. Es handelt sich um einen Meuchelmord, der in der Absicht des Raubes an einem Fremden begangen wurde .. Seid Eures Eides eingedenk, besonnen zu erwägen und gerecht zu richten, damit Ihr Euer Urtheil dereinst vor dem höchsten Richter zu vertreten vermögt."

Nach einer abermaligen Pause richtete Endecott das Wort an Eaton:

„Theophilus Eaton von Swanzey, ein furchtbarer Verdacht lastet auf Euch: Ihr seid des Mordes angeklagt. Habt Ihr gegen die Rechtmäßigkeit dieses Gerichts Etwas einzuwenden?"

Aller Augen richteten sich auf den alten Puritaner, welcher in sämmtlichen Kolonien bisher als ein Vorbild in allen Tugenden gegolten hatte. Der unglückliche Greis erhob sich langsam von seinem Sitze, er schien schwer gebeugt und sein Muth durch das Unglück, welches Swanzey betroffen, durch seine Gefangenschaft und die plötzlich gegen ihn geschleuderte furchtbare Anklage gebrochen zu sein. Als das Wort Mord sein Ohr traf, zuckte er zusammen und machte mit der Hand eine zornig abweisende Geberde. Doch sogleich neigte er ergebungsvoll das Haupt und sagte gelassen:

„Die Hand des Herrn liegt schwer auf mir. Meine Seele stöhnt unter der Last ihrer Schmerzen; aber ich trage sie in Demuth, bis es Gott gefällt, der Trübsal ein Ende zu machen."

„Ihr anerkennt also das Gericht?"

„Ich beuge mich der Fügung des Herrn, der über die Pilger der Wildniß die Schale seines Zornes ausgegossen hat um ihrer Sünden willen. Thut, was Ihr für Recht haltet. Der Wille Gottes sei gelobt in Ewigkeit."

Er blickte gen Himmel, setzte sich und bedeckte sein bleiches Gesicht mit den Händen.

„Thorkil Wikingson," nahm Endecott wieder das Wort, „tretet an die Schranken und bringt Eure Anklage vor. Zuvor aber schwört bei Gott dem Allmächtigen, daß Ihr in Allem und Jedem die Wahrheit sagen wollt und nur die Wahrheit. Wollt Ihr?"

Die ganze Versammlung wandte jetzt ihre Aufmerksamkeit dem

Jüngling zu, der aufstand und an die Schranke vorschritt. Er schien tief ergriffen zu sein, leistete aber, seine Rechte erhebend, den verlangten Schwur mit den Worten:

„Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen, die Wahrheit zu reden und nur die Wahrheit!"

„So sprecht!" befahl der Vorsitzende.

„Mein Name ist Thorkil Wikingson, wie Ihr Alle wißt, Ihr Männer von Providence. Ich wurde geboren auf Island, jener fernen Insel im Nordmeer, welche von Norwegen aus, dem Stammland der Normänner, bevölkert worden. Wie die Sage erzählt, soll vor alten Zeiten eine Schaar Isländer auf einem Seezug an die Küste dieses Landes verschlagen worden sein, das sie um der Menge seiner wilden Reben willen Winland nannten. Nach ihrer Rückkehr wurden bald viele Seezüge nach dem neuentdeckten Lande unternommen; meine kühnen Landsleute unterwarfen sich die Küsten und Inseln von Neu-England, gaben aber aus heutzutage unbekannten Gründen die Eroberungen wieder auf. Spuren ihrer Anwesenheit sind noch jetzt vorhanden, so vor allen die halb in Ruinen gesunkene christliche Kirche, welche sie auf der Insel Rhode-Island in der Naraganssettbai erbauten. Als kleiner Knabe hörte ich schon daheim auf Island von diesem Bauwerk sprechen, denn in meiner Familie vererbte sich vom Vater auf den Sohn durch viele Geschlechter herab die Sage, daß der Ahnherr des Hauses der Erbauer des erwähnten Tempels gewesen sei. Mein Vater Björn sprach viel und gern und mit allerlei geheimnißvollen Andeutungen von dieser Sache. Als ich sieben Jahr alt war, raffte eine bösartige Seuche meine Mutter und alle meine Geschwister weg und nun ließ es meinem Vater, der den abenteuerlichen Sinn seiner Vorfahren geerbt hatte, keine Ruhe mehr unter seinem Dache. Eines Tages sagte er zu mir: „Thorkil, mein Junge, ich muß Zerstreuung suchen für meinen Gram. Wir wollen nach Winland fahren. Dort, auf einer Insel in der schmalen Bai hat mein Ahnherr Olaf in der von ihm erbauten Kirche zur Seite des Taufsteins einen Schatz vergraben; den will ich heben, denn er ist mein Eigenthum. Er raffte sein Habe zusammen, wir schifften uns auf einem Wallfischfänger ein und landeten in Plymouth. Von dort wanderten wir durch die Wälder der Naraganssettbai zu und wur-

den zu Swanzey vom Richter Eaton gastfreundlich aufgenommen, von Eaton, den ich heute aus Kindespflicht auf Leben und Tod anklagen muß."

Als Eaton, der bis jetzt den Worten Thorkils nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt, seinen Namen nennen hörte, schaute er auf und sah den jungen Jäger mit einem Ausdruck an, als wache eine halberloschene Erinnerung in ihm auf.

„Unser Freund spricht klar," flüsterte De Lussan seiner Frau zu. „Man merkt ihm an, daß er von Roger Williams einen trefflichen Unterricht erhalten hat."

„Ja wohl," versetzte Desdemona leise, „und aus seinen einfachen und klaren Worten spricht die lautere Wahrheit."

„Das Goldhaar großer Redner, viel groß am Berathungsfeuer," murmelte Hih-lah-dih bewundernd.

Thorkil fuhr fort:

„Trotz seines abenteuerlichen Sinnes war mein seliger Vater ein ernster und frommer Mann. Er und Eaton fanden Gefallen an einander und mein Vater vertraute dem Richter, welche Absicht ihn in dieses Land geführt habe. Ich erinnere mich noch deutlich, daß die beiden Männer die Sache oft besprachen und daß Eaton den Umstand mit dem vergrabenen Schatze sehr unwahrscheinlich fand. Als aber mein Vater fest auf seinem Glauben bestand, anerbot sich der Richter, uns selber nach Rhode-Island hinüberzubringen. In der kleinen Bucht westlich von der Landzunge von Mount Hope schifften wir uns mit ihm auf einem Boote ein, das von seinen beiden Knechten gerudert wurde. Einer derselben war ein Weißer, Namens Obedebom, der andere ein Eingeborener vom Stamme der Wampanogen, dessen indianischer Name, wenn ich mich recht erinnere, Pe-toh-pi-kiß war, der aber, als getauft, bei den Ansiedlern Josua hieß. Wir landeten bei der neugegründeten Ansiedlung Portsmouth. Hier verließ uns Master Eaton mit seinen Knechten, unter dem Vorgeben, an diesem Orte Geschäfte zu haben und daselbst unsere Rückkehr abzuwarten."

„Angeklagter vor den Schranken," unterbrach hier der Vorsitzende den Ankläger, „erinnert Ihr Euch der Umstände, welche Thorkil Wikingson so eben angegeben hat?"

„Ja, es ist, wie er sagte," antwortete der Richter. „Ich

wartete, wie wir verabredet, drei Tage auf den fremden Mann und seinen Knaben. Sie kamen nicht zurück und ich hörte nie mehr Etwas von ihnen. Geschäfte hatten mich eilig nach Hause gerufen und da die Kolonien gerade damals durch den Pequodenkrieg heimgesucht wurden, so vergaß ich, Nachforschungen nach ihnen anzustellen."

„Leben die beiden Knechte noch, welche Euch auf dieser Fahrt begleiteten?" fragte Endecott wieder.

„Obedebom, ein Gerechter vor dem Herrn, wurde bei der Zerstörung von Swanzey von den Heiden erschlagen. Der andere, Josua, war ein Abtrünniger und, wie man erst später erfuhr, von König Philipp, diesem ruchlosen Ahab, als Späher in mein Haus geschickt. Er verließ es bald nach jenem Ereigniß und fiel in die Blindheit des Heidenthums zurück."

„Verließ Euch dieser Wampanoge während der drei Tage, welche Ihr damals in Portsmouth zubrachtet?"

„Nein, so viel ich mich erinnere. Er kehrte mit mir nach Swanzey zurück."

Endecott zuckte bedauernd die Achseln und forderte Thorkil auf, fortzufahren.

„Mein Vater und ich," begann der junge Jäger wieder, „durchwanderten die Wälder der Insel bis zur südöstlichen Spitze derselben, wo wir richtig, wie die Familienüberlieferungen besagten, die uralte Kapelle fanden, jedoch halb in Trümmern liegend, wie man sie noch jetzt sieht. Aufmerksam prüfend durchschritt mein Vater die runde Halle. Beim Taufstein angelangt, ging er noch ein paar Schritte linkshin, blieb dann auf einer großen Steinplatte stehen und sagte: Hier, Thorkil, muß es sein. — Wir hatten zur Vorsorge eine Brechstange mitgenommen und mittelst dieser hob er nun mühsam den schweren Stein. Und wirklich zeigte sich eine Höhlung darunter, die mit schweren schimmligen Goldmünzen von plumper, viereckiger Form und uraltem, verwischtem Gepräge angefüllt war. Der Schatz des Ahnherrn war gefunden .... Da die Nacht hereingebrochen und wir müde waren, so legten wir uns neben der Höhlung zum Schlafe nieder. Im Schlummer war mir, als hörte ich einen kurzen Schrei. Als ich erwachte, lag mein armer Vater regungslos .... in einer Blutlache. Eine mörderische

Hand hatte ihm die Kehle zugeschnürt. Der Dolch, welcher dort auf dem Tische liegt, stak in seiner Brust ...."

Tief erschüttert hielt der junge Jäger inne und setzte nach einer Pause nur noch tonlos hinzu:

„Es ist eine schreckliche Erinnerung .... Laßt meinen Freund Willem sprechen."

Ein dumpfes Gemurmel des Grauens durchlief die ganze Versammlung. Als es sich einigermaßen gelegt hatte, sprach der Obmann der Geschwornenbank:

„Groot Willem, tretet vor und sagt, was Ihr zu sagen habt."

Der alte Trapper schritt an die Schranke vor. Sein Blick fiel im Vorübergehen auf Eaton und ein leises Lächeln des Triumphs glitt über die benarbten und verwitterten Züge Willems. Der Puritaner sah ihn mit der ruhigen Ergebung herankommen, welche er während der ganzen Verhandlung bewahrte, und murmelte, als Willem vorüberschritt, die Worte des Psalmisten:

„Meine Feinde haben sich verschworen wider mich und sie haben den Bogen der Verleumdung zur Hand genommen."

Der Trapper vernahm das Wort Verleumdung und antwortete mit einem zornigen Kopfruck. Als er vor der Schranke stand, begann er:

„Ich bin, wie Allen bekannt, meines Gewerbes ein Jäger. Zur Zeit, von der da die Rede ist, boten die Wälder von Rhode-Island ein prächtiges Jagdrevier, weil sie noch nicht, wie heutzutage, von den Kolonisten gelichtet waren. Ich kam daher oft hin und kannte das alte Bauwerk, von welchem mein junger Freund hier gesprochen, seit langer Zeit, obwohl mir nie im Traum eingefallen wäre, daß in der alten Halle ein Haufen Goldes vergraben sei. Bekümmere mich übrigens auch nicht viel um das gelbe Zeug, brauch' es ja nicht in den Wäldern. Gut, nachdem ich wieder einmal dort herum im Busch geschlafen, schoß ich in der Morgenfrühe 'nen fetten Bock und da ich Appetit fühlte, trug ich das Thier nach der alten Halle, um mir dort, wie schon oft, ein Frühstück zu bereiten. Wie ich mich aber dem Gemäuer näherte, hört' ich drinnen ein Gejammer und Gestöhne, und als ich eintrat, was sah ich da? Einen mir fremden Knaben, welcher schluchzend und halb besinnungslos vor Schmerz und Jammer den blutbe-

deckten Leichnam eines mir ebenfalls fremden Mannes umklammert hielt und auf meine Fragen nur die Worte: Mein Vater, mein armer Vater! hervorbringen konnte. Der Knabe war Thorkil. Ich suchte ihn zu beruhigen und brachte ihn endlich dahin, daß er mir das Wichtigste seiner Geschichte mittheilte. Als ich die Höhlung untersuchte, wo der Schatz gelegen war, fand ich sie leer. Von dem Mörder war innerhalb der Halle keine Spur zu finden; nur das dreischneidige Messer, welches ich aus der Brust des Ermordeten zog, kam mir halb und halb bekannt vor. Als ich aber meine Untersuchungen außerhalb der Halle fortsetzte, fand ich in dem Schutt, welcher um das alte Bauwerk aufgehäuft lag und noch liegt, die Spuren der Fußtritte von zwei Männern."

„Von zwei Männern?" fragte Endecott gespannt.

„Von zwei Männern, und zwar muß ich zur Schande meiner Farbe sagen, daß diese Spuren dem Schutt von Schuhen eingedrückt waren, wie sie die Leute in den Ansiedlungen zu tragen pflegen. Ohne groß thun zu wollen, darf ich wohl sagen, daß ich mich so ziemlich auf das Verfolgen einer Fährte verstehe, rühre sie nun von Menschen oder Thieren her, und so war es mir ein Leichtes, die erwähnten Spuren durch das Röhricht die kurze Strecke bis an's Gestade der See zu verfolgen. Dort verschwanden sie und zwar gerade an der Stelle, wo im Ufersand ein leichtgehöhlter Schliff bemerkbar war, so, wißt Ihr, wie ihn ein Boot, wenn es an's Ufer stößt, zu verursachen pflegt."

„Was thatet Ihr nachher, Mann?"

„Ich begrub den Todten in der Höhlung und nahm den Knaben mit mir. Da er aber noch zu jung und zart war, um mein Waldleben theilen zu können, so brachte ich ihn hieher nach Providence zu meinem ehrwürdigen Freund Roger Williams, der ihm, bis er herangewachsen, ein treuer Vater und Lehrer war. Seither lebt er als ehrlicher Jäger mit mir in den Wäldern. Ich theilte meinem ehrwürdigen Freund Williams mit, was ich in der alten Halle gesehen, und zeigte ihm auch das Mordmesser. Er erschrak, als er auf dem Heft der Waffe die zwei eingegrabenen Buchstaben wahrnahm, und jetzt konnte ich mir auch erklären, warum mir das Ding gleich von Anfang an so bekannt vorgekommen war."

„Master Willem, seid Ihr bereit, Eure Aussage zu beschwören?"

„Zu beschwören? Freilich, wenn's sein muß. Denke aber, mein Wort könnt' es auch sonst thun."

„Wohl, Mann, kennen Euch," entgegnete der Vorsitzende und rief dann mit einer Gebärde der Achtung dem Patriarchen der Kolonie zu:

„Ich bitte Euer Ehrwürden, an die Schranke zu treten. Das Gericht bedarf Eures Zeugnisses."

Mit einem Blick des tiefsten Mitleidens schritt Roger Williams an dem Angeklagten vorbei und an die Schranke.

„Erinnert Ihr Euch, Sir," fragte Endecott, „daß der hier anwesende Willem Klopper, genannt Groot Willem, Euch seiner Zeit die so eben von ihm erwähnten Umstände mitgetheilt hat?"

„Ja, ich erinnere mich. Er erzählte mir Alles genau so, wie Ihr es jetzt von ihm vernommen habt."

„Erkennt Ihr," fragte der Obmann weiter, indem er dem Patriarchen das vor ihm liegende Mordinstrument zeigte, „diesen Dolch als den nämlichen, welchen Euch Groot Willem damals gezeigt?"

„Ja, Sir."

„Der Trapper sagt, daß Ihr in dem Griff des Messers zwei eingegrabene Buchstaben bemerkt hattet. Könnt Ihr genau angeben, was für Buchstaben das waren?"

„Ja, es waren ein Th. und ein E."

„Theophilus Eaton!" flüsterte man sich von allen Seiten mit einem Gemurmel des Erstaunens zu.

„Angeklagter vor den Schranken," sprach Endecott, „steht auf. Eure Anwesenheit auf der Insel zur Zeit des Mordes ist erwiesen und Ihr selbst habt sie zugegeben. Seht Euch diesen Dolch hier, womit der Mord vollbracht wurde, genau an. Der Griff desselben trägt die Anfangsbuchstaben Eures Namens. War die Waffe jemals in Eurem Besitz?"

Der Puritaner, welcher sich auf des Vorsitzenden Befehl mechanisch erhoben hatte, nahm jetzt mit kalter Ruhe den Dolch zur Hand. Die Waffe schien jedoch alsbald seine Aufmerksamkeit zu erregen, wie wenn man einen längst vermißten Gegenstand plötzlich wiederfindet.

„Ich kenne den Dolch," antwortete er. „Er war lange in unserer Familie und gehörte meinem seligen Vater, der ihn mit

aus England herübergebracht hatte. Diese Zeichen da auf dem Griff sind die Anfangsbuchstaben seines Namens, denn mein Vater hieß wie ich."

„Ihr anerkennt also den Dolch als den Eurigen?"

„Ja wohl, aber ich habe ihn seit langen Jahren nicht gesehen und glaubte ihn bei den übrigen Waffen in meinem Hause aufbewahrt, das nun mit Zulassung des Allmächtigen in Trümmern liegt. Wie er hieher gekommen, ist mir unerklärlich."

Mit diesen Worten legte er den Dolch wieder auf den Tisch und setzte sich.

Williams trat zu ihm, legte ihm die Hände auf die Schultern und sagte traurig:

„Armer, unglücklicher Freund, ich bin überzeugt, daß Ihr keinen Theil habt an dieser gräßlichen That, was auch gegen Euch zeugen mag."

„Gott allein durchschaut dieses Dunkel," entgegnete Eaton. „Ihm sind alle Dinge offenbar, und was er thut, ist wohlgethan."

„Ankläger," wandte sich der Vorsitzende wieder an Thorkil. „Was habt Ihr weiter vorzubringen?"

„An jenem schrecklichen Morgen," nahm der junge Jäger wieder das Wort, „that ich halb unbewußt den Schwur, meines Vaters Tod zu rächen, und ich erneuerte denselben wiederholt. Als ich Gewißheit über die Person des Mörders zu haben glaubte, wollte ich in jugendlichem Ungestüm Mord mit Mord vergelten; aber mein zweiter Vater, Groot Willem hier, der mehr an mir gethan, als je zu sagen ist, bewahrte mich vor dieser Schuld. Was ich jedoch seit langen Jahren gehofft und erstrebt, das ist endlich geschehen; die Gerechtigkeit Gottes hat den Schuldigen in meine Hand gegeben, damit ich ihn vor Aller Ohren des Mordes anklage. Niemand außer Theophilus Eaton wußte von dem Vorhaben, welches meinen armen Vater nach der alten Kirche auf Rhode-Island führte. Eaton hat seine Anwesenheit auf der Insel zur Zeit der schändlichen That selbst zugestanden, er selbst hat das Mordmesser als sein Eigenthum anerkannt .... Laßt daher der Gerechtigkeit den Lauf, ihr Richter."

„Junger Mann," versetzte Endecott ernst, „vergeßt über Eurem allerdings gerechten Schmerz die Gefühle eines Christen nicht. Wir

kennen unsere Pflicht und müssen Euch sagen, daß, wenn auch die bis jetzt vorgebrachten Beweise noch so beschwerend für den Angeklagten sind, sie doch nicht hinreichen, um ein Urtheil auf Leben und Tod zu fällen."

„Gut, Sir, ich bin noch nicht zu Ende."

Mit diesen Worten zog Thorkil unter seinem Jagdhemd einen Gegenstand hervor, welchen er an einer um den Hals gehenden Schnur auf der bloßen Brust trug.

Es war eine große, dicke, vierkantige Goldmünze von sehr alterthümlichem Aussehen.

„Seht," sprach der junge Jäger, das Goldstück auf den Tisch legend, „diese Münze hier ist in Größe, Form und Gepräge den Münzen jenes Schatzes, der meinem Vater das Leben kostete, so vollständig ähnlich, daß es nur eine von jenen sein kann. Das darf ich bei meiner Seele zeitlichem und ewigem Heil beschwören."

Dieses neue Beweisstück steigerte die Aufmerksamkeit der Richter und der Zuhörer bedeutend.

„Wie kamet Ihr zu dieser Münze?" fragte Endecott, nachdem er das Goldstück betrachtet hatte.

„Mein väterlicher Freund Roger Williams gab sie mir vor Jahresfrist."

„Roger Williams?"

„Ja. Er hatte das Goldstück aus der Hand Eatons empfangen."

Ein Murmeln der Entrüstung durchlief die Versammlung.

„Euer Ehrwürden," wandte sich der Vorsitzende zu dem Patriarchen, „wollt Ihr dem Gericht Aufschluß über diesen seltsamen Umstand geben?"

„Ich will und muß der Wahrheit Zeugniß geben, obgleich selbst dieser verdächtigende Umstand meinen Glauben an die Unschuld meines Freundes nicht zu erschüttern vermag. Vor ungefähr vierzehn Jahren hatte ich wegen einer Grenzstreitigkeit zwischen unserer Kolonie und der von Plymouth eine Zusammenkunft mit Eaton. Bei dieser Gelegenheit gab er mir das Goldstück, welches hier auf dem Tische liegt, weil er meine Liebhaberei für alterthümliche Seltenheiten kannte. Ich erklärte damals meinem Freunde das Gepräge der Münze, aus welchem man ersieht, daß das Goldstück aus der Münzstätte eines alten Königs von Frankreich stammen muß."

„Angeklagter, Ihr hörtet, was der Zeuge aussagte. Gebt Ihr diesen Umstand zu?"

„Roger Williams sprach die Wahrheit. Ich erinnere mich wirklich, ihm bei der erwähnten Gelegenheit das Goldstück gegeben zu haben."

„Und wie gelangtet Ihr selbst in dessen Besitz?"

„Ich hatte es wenige Tage vorher gefunden."

„Gefunden?"

„Ja. Die Väter unserer Kolonie hatten mich beauftragt, mit König Philipp, diesem Sohne Belials, einen der vielen Händel zu schlichten, die er immer zwischen den Pilgrimen und den rothen Heiden stiftete. Ich suchte ihn in einem mir bezeichneten Jagdlager unweit von seinem Sitz Mount Hope auf; allein der Heide hatte den Ort schon verlassen, als ich ankam. Auf dem verödeten Lagerplatz sah ich zufällig das fragliche Goldstück neben der Asche einer Feuerstelle im dürren Grase liegen und hob es auf."

Diese Aussage rief bei den meisten Mitgliedern der Gerichtsbank ein Kopfschütteln des Unglaubens hervor. Der Patriarch bemerkte es und rief bittend mit sichtlicher Ueberzeugung:

„Glaubt ihm, glaubt ihm! Der Mund von Theophilus Eaton hat nie eine Lüge gesprochen."

„Thorkil Wikingson," sprach der Vorsitzende wieder, „Ihr habt gehört, womit der Angeklagte auch Euren zuletzt vorgebrachten Anzeichenbeweis zu entkräften suchte. Beharrt Ihr dennoch auf Eurer Anklage?"

„Ich beharre."

„Angeklagter vor den Schranken dieses nach Brauch und Recht unserer Kolonie berufenen und von Euch selber als berechtigt anerkannten Gerichtshofes, Ihr habt vernommen, welcher That Ihr angeklagt seid und auf welche Beweise die Anklage sich stützt. Ich habe Euch jetzt zu fragen: erklärt Ihr Euch für schuldig oder nichtschuldig?"

„Für schuldig ...."

Ein verhaltener Schrei des Staunens sowohl als der Entrüstung entfuhr der Versammlung.

„Ja, für schuldig," fuhr Eaton das Haupt erhebend fort, „für schuldig all der Sünden, deren sich das schwache Geschöpf seinem

Schöpfer und Herrn gegenüber allzeit anzuklagen hat, aber für nichtschuldig des verabscheuungswürdigen Verbrechens, dessen ich angeklagt bin."

„Wodurch könnt Ihr Euch aber dieser Anklage entlasten?"

„Wodurch?" erwiderte der Puritaner, indem er gleichsam erdrückt von der Wucht dieser Anklage den Kopf wieder sinken ließ. „Der Schein ist gegen mich. Die Zeit der Heimsuchung ist da und der Herr will, daß ich den Kelch der Prüfung bis auf die Hefe leere. Aber die Herrlichkeit des Allmächtigen währet ewiglich, sein Wille geschehe."

Und mit der Miene eines Mannes, der sich dem Unabänderlichen ohne fernere Widerrede fügen will, setzte sich Eaton gelassen nieder.

„So erkläre ich denn die Prozedur für geschlossen," sagte der Vorsitzende und begann nun den ganzen Fall mit Klarheit und Unparteilichkeit zusammenzustellen. Als er zu Ende war, sammelten sich die Geschworenen zur Berathung um seinen Sitz. In athemloser Spannung erwarteten die Zuhörer das Ergebniß derselben. Sie dauerte nicht lange und nachdem die Geschworenen ihre Sitze wieder eingenommen, sprach Endecott mit feierlichem Nachdruck:

„Männer der Geschwornenbank, vor Gott und vor Eurem Gewissen richte ich an Euch die Frage: Ist der Angeklagte, Theophilus Eaton von Swanzey, des Raubmordes, begangen an Björn Wikingson, dem Vater des Klägers, Thorkil Wikingson, schuldig oder nichtschuldig?"

Der Aelteste der Geschworenen stand auf, entblößte das Haupt und antwortete:

„Vor Gott und unserm Gewissen, schuldig!"

„Ist dieses Urtheil ein einmüthiges?"

„Es ist ein einmüthiges," bekräftigten die Geschworenen wie aus einem Munde, indem sie sich erhoben.

„Und welche Strafe, Männer der Geschwornenbank, bestimmt Ihr dem von Euch Schuldiggesprochenen?"

„Den Tod!" lautete die Antwort.

„Den Tod!" wiederholte dumpf die ganze Versammlung.

Neunzehntes Kapitel.

Durch den Mund eines Kindes thut Gott seine Gerechtigkeit kund. — Thorkil hat eine Unterredung mit Canonchet und theilt ihm seine Absicht in Bezug auf Metacom mit. — Zwei langjährige Feinde versöhnen sich. — Desdemona bestimmt den Kapitän, die Gefangenen Metacoms aufzusuchen.

Eaton hatte das Urtheil der Geschworenen mit starrer Ergebung angehört und nur bei Vernehmung der über ihn verhängten Todesstrafe vor sich hin gemurmelt: „Gott Zebaoth, gib Kraft Deinem Knechte!"

Nach einer langen, bangen Pause begann der Vorsitzende wieder: „Angeklagter an der Schranke, Ihr habt den Wahrspruch des Geschwornengerichts vernommen. Steht auf, damit ich Euch das Urtheil verkündige, wie es Recht und Brauch in den Kolonien."

Eaton verließ seinen Sitz und trat an die Schranke. Aber noch bevor Endecott mit der Verkündung des Todesurtheils beginnen konnte, rief der Patriarch mit unbeschreiblicher Angst:

„Haltet ein! Eine Stimme in meiner Brust sagt mir, daß Ihr einen Mord begeht, Ihr Männer, indem Ihr einen Mord zu sühnen glaubt. Wer unter uns, wer unter allem Volk der Kolonien hätte es je für möglich gehalten, daß gegen Theophilus Eaton, auf welchen die Pilger der Wildniß als auf eine Säule ihres Glaubens und ihres Gemeinwesens schauten, eine Anklage auf Mord erhoben werden könnte? Nein, nein, es ist unmöglich, er kann das Verbrechen nicht begangen haben, und wenn auch die vorgebrachten Beweise noch so sehr gegen ihn zu sprechen scheinen. Bedenkt, was Ihr thut, indem Ihr auf einen solchen Schein hin ein Menschenleben nehmen wollt; bedenkt, was unsere Brüder in Plymouth und Boston sagen würden, wenn sie hörten, daß Ihr Theophilus Eaton getödtet, getödtet zu einer Zeit drohender Gefahren, wo die Kolonien von Neu-England den Verlust eines solchen Mannes doppelt und dreifach beklagen müßten. Holt wenigstens vorher den Rath unserer Brüder ein in dieser traurigen Sache .... Und Du, mein Sohn," wandte sich jetzt der Greis an den jungen Jäger, „hüte Dich, den Einflüsterungen der Rache ferner zu gehorchen; sie würde Deine Brust mit einer Bürde beladen, von welcher keine Reue,

kein Gebet Dich befreien könnte. Sei eingedenk der Lehren unseres heiligen Erlösers, welcher selbst am Kreuze für seine Mörder betete. Erinnere Dich der Zeit, wo Dein Herz noch mild und weich war und Du Thränen der Rührung weintest, wenn ich die Leidensgeschichte unseres Herrn und Heilandes mit Dir las oder Dir die Sage von jenem Weisen des Morgenlandes erzählte, welcher, in der Wüste von einem Räuber überfallen und tödtlich getroffen, seine letzten Augenblicke noch benützte, um seinen Mörder zu bekehren, woher denn auch der schöne Spruch rührt: „„Nicht heischt die Pflicht vom Edlen, dem Mörder zu verzeihen nur; nein, wohlzuthun vermag er selbst im Moment des Todes ihm, um gleich zu sein dem Sandelbaum, der in des Sturzes Augenblick das seinen Stamm durchhauende Beil in seine süßen Düfte hüllt.““ Wohlan, sei auch Du gleich dem Sandelbaum, auch wenn Du, wie ich annehme, vollständig überzeugt bist von der Schuld Eatons. Oder besser noch, handle, wie es einem Menschen von Gesittung, wie es einem Christen geziemt."

Als der Jüngling stumm blieb, wandte sich Williams an den alten Trapper und sagte:

„Willem, alter Freund, steht mir bei. Thorkil hört auf keines Menschen Stimme so sehr, wie auf die Eure. Ihr werdet doch nicht wollen, daß man von Euch sage, Groot Willem habe seinen Pflegesohn vorgeschoben in einem Rachewerk, welches eigentlich sein eigenes gewesen sei."

Eine solche Deutung schien dem alten Trapper unmöglich; seine gewaltige Gestalt richtete sich hoch auf und seine Blicke schienen im Kreise herum zu fragen, wer es wagen dürfte, so Etwas von ihm zu sagen. Dann entgegnete er dem Patriarchen:

„Den möchte ich doch sehen, ehrwürdiger Freund, der sagen möchte, Groot Willem handle wie ein Schuft. Da kennt man mich in den Ansiedlungen und in den Wäldern besser. Was den heutigen Fall betrifft, so habe ich weiter Nichts gethan, als der Wahrheit gemäß mein Zeugniß abgelegt, wie Ihr auch thatet. Was aber meinen eigenen Handel mit jenem Manne angeht, so gestehe ich aufrichtig, daß mein Roer da die Sache längst mit ihm abgemacht haben würde, hätte ich nicht meiner seligen Frau versprochen .... doch das gehört nicht hieher. Aber dem Jungen einreden,

sein Recht fahren zu lassen und seinem Schwur untreu zu werden, hm, das kann und will ich nicht."

„Ehrwürdiger Vater," sagte jetzt Thorkil tief bewegt zu dem Patriarchen, „Gott weiß, daß ich Eure Lehren bisher nach Kräften befolgt habe; aber, so wehe es mir thut, heute vermag ich's nicht.... Das Blut meines Vaters schreit um Rache. Aug' um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut! so lautet das Gesetz der Wälder und so steht es auch geschrieben in dem heiligen Buch dort auf dem Tische."

Als Williams hierauf in tiefster Bekümmerniß noch einen Versuch zu Gunsten des Verurtheilten machen wollte, unterbrach ihn der Obmann der Geschworenen mit ernstem Nachdruck, indem er sagte:

„Ehrwürdiger Freund, wir Alle achten Eure Herzensgüte, die sich des Unglücklichen erbarmen möchte; allein die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben. Das Gericht hat den Angeklagten schuldig gefunden und verurtheilt; ich muß meine Pflicht thun .... Schuldiggesprochener an der Schranke, vernehmt das Urtheil!"

Mit diesen Worten nahm Endecott die Bibel vom Tische auf, öffnete sie und las aus dem dritten Buch Mosis die Stelle:

Moses aber sagte den Kindern Israels Solches: Wenn Jemand eine Seele des Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben. Wer aber die Seele eines Viehes erschlägt, der soll es bezahlen; Seele für Seele. Und wer seinem Nächsten einen Schaden zufügt, dem soll man thun, wie er gethan hat. Bruch um Bruch, Aug' um Aug', Zahn um Zahn; wie er einem Menschen Schaden zugefügt hat, so soll man ihm wieder thun. Also, daß, wer ein Vieh erschlägt, der soll es bezahlen; wer aber einen Menschen erschlägt, der soll sterben. Und es soll einerlei Recht unter euch sein, dem Fremdling, wie dem Einheimischen, denn ich bin der Herr, euer Gott.

„Und daher," setzte Endecott, das Buch schließend hinzu — „daher Theophilus Eaton von Swanzey, der Ihr seid angeklagt, prozedirt und schuldig gesprochen wegen Mordes und Raubes, verkünde ich Euch, daß Ihr sollt ..."

„Halt Sir!" unterbrach hier plötzlich De Lussan den Obmann des Gerichts mit einer Stimme, als würde er auf dem Deck der Gloria einen Befehl ertheilen.

Endecott wandte sich unwillig gegen den Störer und sagte:

„Was soll das, Fremder, daß Ihr es wagt, Einwendungen gegen das Urtheil dieser freien und rechtmäßigen Gerichtsbank zu machen?"

„Sir!" entgegnete der Kapitän mit ruhiger Bestimmtheit, „haltet ein mit Eurem Todesurtheil, bis Ihr das Indianermädchen hier angehört habt. Sie hat Etwas zu sagen."

Schon lange hatte Hih-lah-dih, deren Augen unverwandt auf Thorkil gerichtet waren, eine lebhafte Aufregung kundgegeben. Sie hatte zwar begriffen, daß es sich darum handle, den Mord von des Goldhaars Vater zu rächen, wurde aber durch den Umstand mit dem Goldstück irre geführt; denn als sie sah, mit welcher Sorgfalt Thorkil dasselbe auf seiner Brust verwahrt hatte und welche Wichtigkeit diesem Stücke „gelben Metalls" beigelegt wurde, so glaubte sie dem Verlangen Thorkils zu willfahren, wenn sie ihm sage, wo er noch mehr solches Metall finden könne. Diese falsche Vermuthung sollte jetzt wunderbarer Weise Licht in diesen dunkeln Prozeß bringen.

„Die Blaßgesichter lieben das gelbe Metall," hatte Hih-lah-dih ihrer Nachbarin zugeflüstert. „Wenn das Goldhaar gelbes Metall lieben, Hih-lah-dih ihm sagen kann, wo viel, viel solche Dinger verborgen sein, wie dort eins auf dem Tisch liegt."

Desdemona, welche der Verhandlung mit größter Spannung gefolgt und wie der Patriarch von der Unschuld des Angeklagten überzeugt war, hatte diese Aeußerung der Indianerin sofort De Lussan mitgetheilt und dieser sich demzufolge die Unterbrechung des Obmanns erlaubt.

Kaum hatte Roger Williams den Zwischenruf des Kapitäns vernommen, als er, neuerdings von einer schwachen Hoffnung belebt, dem Vorsitzenden zurief:

„Um des ewigen Heils Eurer Seele willen, Freund, laßt die Indianerin sprechen!"

Endecott gehorchte dieser feierlichen Beschwörung und rief das Indianermädchen an die Schranke. Hih-lah-dih trat unbefangen vor.

„Wie heißest Du, Mädchen," redete er es an, „und wer und woher bist Du?"

„Hih-lah-dih schon viel in den Wigwams der Blaßgesichter von Providence gewesen."

„Wohl, wir wissen es, Mädchen, Du bist die Schwester Metacoms, des Häuptlings der Wampanogen."

„Ugh!" ertönte es von der Seite her, wo die Indianer saßen.

Als Hih-lah-dih diesen ausdrucksvollen Kehllaut vernahm, den die Indianer theils als Ausdruck des Erstaunens, theils als Warnung gebrauchen, schrak sie leicht zusammen.

Sie wandte sich um und begegnete den drohenden Zügen und dem durchbohrenden Blick Annawons, welcher sich aus der Gruppe der Naraganſetter Häuptlinge halben Leibes emporgerichtet hatte.

Verwirrt schlug sie die Augen zu Boden und schwieg.

„Sage, was Du zu sagen hast, Mädchen," ermuthigte sie Endecott.

„Ja, sprich, meine Tochter," drängte Williams die Eingeschüchterte. „Mir ist, als habe der allgütige Gott Dich zum Werkzeug ausersehen, um das Leben eines Gerechten zu retten."

Hih-lah-dih blieb stumm. Der Warnungsruf Annawons hatte die Vorsicht und Zurückhaltung, welche den indianischen Stämmen in hohem Grade eigen ist, in ihr wachgerufen.

„Meine Schwester öffne ihren Mund," bat nun auch Thorkil, „die Ohren meiner Brüder sind offen."

Auch jetzt noch behielt die indianische Erziehung die Oberhand, denn Hih-lah-dih entgegnete mit gesenkter Stimme:

„Mein Bruder weiß, daß die Stimme einer Squaw nicht darf werden laut im Rathe der Krieger."

„Ich weiß es, aber meine Schwester braucht nicht zu meinen Brüdern zu reden; sie kann mir allein sagen, was sie weiß."

Hih-lah-dih besann sich noch einen Augenblick, dann aber sagte sie, indem sie auf die alte Goldmünze deutete:

„Wenn mein Bruder, das Goldhaar, gelbes Metall lieben, Hih-lah-dih ihm kann sagen, wo er viel, viel gelbes Metall finden."

„Solches gelbes Metall, Mädchen?" fragte Thorkil in höchster Spannung, indem er das Goldstück vom Tische nahm und es der Indianerin hinhielt.

Sie betrachtete es genau und versetzte augenblicklich:

„Hih-lah-dih nie anderes gelbes Metall gesehen, als solches."

„Und wo? wo?"

„Zu Mountaup, im Wigwam des Sachems der Wampanogen."

Wie vom Blitz getroffen fuhr Thorkil zurück. Dann stotterte er, sich mühsam fassend:

„Im Wigwam Deines Bruders?"

„Hih-lah-dih sagte es, im Wigwam Metacoms."

„Und seit wann ist das gelbe Metall dort?"

„Hih-lah-dih noch klein, sehr klein, kaum größer als Papus*), als sie sehen gelbes Metall zum erstenmal. Rothe Krieger es nicht brauchen, in einer Ecke unter Erde liegen, Hih-lah-dih das Goldhaar hinführen, sagen dem Sachem, daß gelbes Metall meinem Blaßgesichtbruder gehören, Goldhaar es holen."

Obwohl Hih-lah-dih diese letztern Worte leise und gleichsam nur für Thorkil gesprochen, so waren sie doch der athemlos lauschenden Versammlung nicht entgangen und die einfache Aussage des Mädchens hatte eine gewaltige Wirkung.

Es war klar, der räthselhaft verschwundene Schatz von Thorkils Ahnherrn befand sich in den Händen König Philipps. Rasch brach sich jetzt das Licht der Wahrheit Bahn. Wie ganz stimmte diese Aussage mit Eatons Angabe überein, er habe das Goldstück unfern von Mount Hope, wie die Kolonisten Mountaup nannten, in einem Jagdlager Metacoms gefunden!

„Durch den Mund eines Kindes thut Gott seine Gerechtigkeit kund .... gepriesen sei sein Name!" rief Roger Williams frohlockend aus.

„O Gott, wer konnte das ahnen! Sprecht das Urtheil nicht aus; ich ziehe meine Anklage zurück!" rief Thorkil in höchster Aufregung dem Obmann der Gerichtsbank zu und stürzte aus dem Kreis.

„Wir richteten nach menschlicher Einsicht," sprach Endecott erschüttert. „Schwäche und Irrthum ist das Erbtheil der menschlichen Natur, wenn ihr nicht der Herr mit seiner Weisheit zu Hülfe kommt. Laßt uns den Höchsten preisen, Ihr Männer, daß seine Gnade uns bewahrt hat, schuldloses Blut zu vergießen. Mitbürger, Geschworene, wo kein Ankläger, da ist kein Richter. Das Gericht ist aufgelöst."

„Mein Freund, mein Bruder," rief der Patriarch auf Eaton zueilend, „Ihr seid gerettet, seid entlastet dieser gräßlichen Anklage!"

---

*) Indianisches Wort für Säugling.

Die Geschworenen hatten ihre Sitze verlassen und Alles drängte sich glückwünschend und händeschüttelnd um den Puritaner. Er erhob Augen und Hände gen Himmel und sprach seinen Dank und seine Freude in einem feurigen Gebete aus.

„Aus der Tiefe meines Elends," betete er, „habe ich zu Dir gerufen, o mein Gott, und Du hast meine Stimme gehört. Du bist barmherzig und gnädig, langsam im Zürnen und von großer Güte. Du hast Gericht und Recht für Alle, die Unrecht leiden. Deine Prüfung währet nicht immerdar, dein Zorn wandelt sich in Gnade. Du hast mein Leben vom Verderben erlöset und mich mit Rechtfertigung bekrönet. Lobe den Herrn, du meine Seele, und Alles, was in mir ist, preise seinen heiligen Namen!"

Der Freigegebene wurde nun im Triumph nach der Ansiedelung zurückgeführt. Hih-lah-dih blieb wie angewurzelt vor der Schranke stehen. Der Zustand und das Wegeilen Thorkils hatte sie erschreckt und da die Sache in Folge ihrer Aussage eine ganz andere Wendung genommen, so ahnte sie, daß es sich hier nicht, wie sie geglaubt, hauptsächlich um Stücke gelben Metalls gehandelt habe.

Plötzlich fuhr sie aus ihrem Sinnen auf. Die Stimme Annawons hatte ihr Ohr berührt und der grimmige Krieger stand dicht vor ihr.

„Die Schwester des Sachems," sagte er in der Sprache ihres Volkes und mit Nachdruck, „wird jetzt Annawon folgen."

„Wohin?"

„Zu den Wigwams unsers Stammes."

„Und wenn Hih-lah-dih nicht will?" sagte sie, zornig mit dem Fuße stampfend.

„Hih-lah-dih muß wollen. Die Schwester Metacoms darf nicht länger hier bleiben. Die Blaßgesichter sind Hunde allesammt. Sie bellen gegen einander, aber sie beißen sich nicht. Annawon ist ein kluger Häuptling. Meine Tochter höre, was er ihr zu sagen hat. Sie hat dem Sachem heute großen Schaden zugefügt. Annawon will ihr Vieles sagen. Komm!"

Er hatte ihren Arm gefaßt und sprach so ernst und eindringlich, daß sie sich mechanisch von ihm fortziehen ließ.

— — — — — — — — — — — — —

Als Thorkil von den Schranken wegeilte, trat er rasch zu dem Häuptling der Narraganſetter hin und wandte ſich an ihn mit den Worten:

„Will der Sachem hören, was ihm ſein weißer Bruder zu ſagen hat?“

Canonchet machte eine bejahende Gebärde, erhob ſich und folgte dem jungen Jäger ſchweigend eine Strecke weit in die Prairie hinaus.

„Sachem,“ begann jetzt Thorkil noch immer höchſt aufgeregt, „manchen Tag und manches Jahr haben wir zuſammen den Büffel gejagt, dem ſpringenden Panther aufgelauert und die ſchleichenden Pequoden verfolgt. Mein Bruder weiß, daß, wie mein Leib öfter in den Wigwams der rothen Männer war, als in den Anſiedelungen, ſo auch mein Herz faſt mehr den Rothen zugewandt war, als den Leuten meiner Farbe.“

„Das Goldhaar ſpricht wahr,“ entgegnete Canonchet. „Goldhaar großer Freund von rothem Mann und rother Mann großer Freund von Goldhaar.“

„Wohl, Sachem, aber ich fürchte, das wird nun ein Ende haben, wenigſtens theilweiſe.“

Der Häuptling warf einen forſchenden Blick auf ſeinen weißen Freund und ſah dann nachdenklich zu Boden.

„Ihr wißt, Sachem,“ fuhr Thorkil fort, „auf welche Bedingungen hin Mato, der Häuptling des Donnerſchiffes, und ich uns mit dem Sachem der Wampanogen verbündeten. Er hat ſein uns gegebenes Verſprechen ſchon bei ſeinem erſten Unternehmen gebrochen.“

„Metacom iſt ein großer Krieger, ein ſehr weiſer Häuptling.“

„Darüber wollen wir jetzt nicht ſtreiten, Sachem. Aber Ihr habt es gehört, der Schatz gelben Metalls, um deßwillen mein Vater ermordet worden, befindet ſich im Wigwam Metacoms.“

Canonchet ſchien aus dieſen Worten Thorkils Abſicht zu errathen und fragte daher nach einer kurzen Pauſe:

„Mein Bruder will den Tomahawk gegen den Sachem der Wampanogen erheben?“

„Ich will ſeine Spur aufſuchen, ja. Er ſoll mir Rechenſchaft geben über ſeine Gefangenen und Rechenſchaft über den Mord meines Vaters, und iſt er ſchuldig, ſo will ich mein Leben daran ſetzen, das ſeinige zu nehmen.“

Canonchet neigte das Haupt, als wollte er andeuten, er finde dieſen Entſchluß begreiflich. Dann ſagte er:

„Wenn weiſe Krieger auf den Kriegspfad gehen wollen, zünden ſie zuvor das Berathungsfeuer an, um mit ihren Freunden das Calumet zu rauchen und ihren Rath zu hören.“

„Wohl, Sachem, aber das iſt in dieſem Falle nicht nöthig. Da ich jedoch bei Euch und Eurem Stamme meinen Ruf als ehrlicher Mann bewahren möchte, ſo theilte ich Euch meine Abſicht mit, und ſolltet Ihr hören, daß ich oder Mato den Wampanogen getödtet, ſo dürft Ihr verſichert ſein, daß wir in unſerm Recht waren und nicht unvorbedacht handelten.“

„So ſoll alſo die unkluge Zunge einer Squaw den Wampum der Freundſchaft zwiſchen dem Goldhaar und ſeinen rothen Brüdern zerſchneiden?“

„Nicht die Freundſchaft zwiſchen mir und Euch, hoff' ich. Nein, nein, wir wollen Freunde bleiben. Was aber den Wampanogen betrifft .... hört, Sachem, Ihr kennt die Pflichten eines Sohnes.... und es gibt einen Namen, bei dem auch Euer Blut in Wallung geräth.“

„Miantonomo!“ rief Canonchet mit rollenden Augen, in denen das Feuer des Zornes aufloderte.

„Ich ſehe, Sachem, Ihr verſteht mich. Darum gebt mir Eure Hand und verſprecht mir, daß Ihr mir zugethan bleiben wollt, wie ich Euch von Herzen zugethan bleiben werde.“

Der Indianer ergriff die dargebotene Rechte Thorkils, drückte ſie herzlich und entgegnete:

„Mein weißer Bruder iſt ein gerechter Mann, er wird nicht dem Antrieb blinden Zornes folgen. Aber die Seele eines gemordeten Vaters findet keine Ruhe in den ſeligen Jagdgründen, bevor ſein Blut geſühnt iſt .... Geh, Bruder, wohin die Stimme des Manituh Dich ruft .... Canonchets Wigwam, Canonchets Herz wird ſtets dem Goldhaar offen ſtehen.“

„Ich wußte es, daß Ihr ſo ſprechen würdet, Sachem. In Euch iſt kein Falſch. So lebt denn wohl auf Wiederſehen!“

— — — — — — — — — — — — —

Während einerſeits zwiſchen Hih-lah-dih und Annawon, anderſeits zwiſchen Thorkil und Canonchet die eben erwähnten kurzen Zwiegeſpräche ſtattfanden, ſchritt Eaton, begleitet von der ganzen

männlichen Bewohnerschaft der Ansiedelung, an der Hand Williams dem Hause des Freundes zu. Aber noch hatten sie dasselbe nicht erreicht, als Eaton seine Schulter berührt fühlte. Er wandte sich um und erblickte Groot Willem an seiner Seite.

„Theophil," sagte der alte Trapper mit sichtbarer Bewegung in Blick und Stimme, „Theophil, Ihr habt mich vor Zeiten Bruder genannt, kommt und gönnt mir einige Augenblicke Gehör."

Willems Worte wiederhallten in der Brust des tieferschütterten Puritaners wie ein Klang aus ferner Jugendzeit; er vermochte denselben nicht zu widerstehen und folgte dem alten Trapper, begleitet von dem Wunsche des Patriarchen, daß der Segen dieser Stunde ein vollständiger werden möge.

Groot Willem führte den Richter von Swanzey durch den Tann hinab an das Gestade der See. Dort blieb er vor einer mächtigen Weide stehen, die ihre Zweige über einen beraseten, aber sorgfältig von Unkraut und Gestrüppe reingehaltenen kleinen Grabhügel ausbreitete.

„Seht, Theophil," sagte der alte Trapper mit bebender Stimme, „wir stehen da auf einem Boden, der Euch und mir heilig sein muß. Hier ruht mein gutes Weib, die arme Mabel, Eure Schwester ...."

Der Puritaner starrte auf den Hügel nieder, Thränen traten in seine Augen und seine Lippen bewegten sich murmelnd.

„Und bei dem Andenken Mabels," fuhr Willem fort, „bei dem Andenken Eurer theuren Schwester bitte ich Euch um Verzeihung, daß ich Euch für einen Meuchelmörder halten konnte."

„Wie starb sie?" fragte Eaton tonlos. „Sagt mir, wie starb sie? Hinterließ sie dem Bruder für das Leid, welches er ihr angethan, ihren Fluch?"

„Ihren Fluch? Was denkt Ihr, Mann? O, Mabels Lippen waren nicht gemacht, einen Fluch auszusprechen. Im Gegentheil, sie nöthigte mir noch auf ihrem Sterbebette das Versprechen ab, meine Hand nie gegen Euer Haupt zu erheben; sie starb, den Segen des Himmels über Euch herabrufend."

Eine geraume Weile war Eaton keines Wortes mächtig. Dann erhob er sein bethräntes Auge und blickte forschend in die abgewetterten Züge des Jugendfreundes. Als sein Blick auf die schreck-

liche Narbe fiel, welche das Wegschneiden des rechten Ohres hinterlassen hatte, sagte er endlich gebrochenen Tones:

„Willem, mein Bruder, ich fürchte, daß ich zu hart, daß ich zu grausam an Dir gehandelt .... Verzeih' mir um Mabels willen!"

Der Trapper ließ sein Roer auf den Boden fallen und öffnete die Arme weit. Schluchzend warf sich ihm der Puritaner an die Brust und die beiden Greise, die seit langer Zeit für Nichts mehr Thränen hatten, weinten jetzt Thränen der Rührung.

Nahende Fußtritte störten sie auf.

„Sieh, Theophil," sagte Willem, auf den herankommenden Thorkil zeigend, „da kommt noch Einer, Dich um Verzeihung zu bitten. Gewähre sie ihm, er ist ein wackerer Junge und glaubte, nur seine Pflicht zu thun."

— — — — — — — — — — — — —

Am späten Abend desselben Tages wandelten im hellen Mondenschein De Lussan und Desdemona im Garten des Patriarchen der Kolonie hin und her. Sie hatten Vieles mit einander zu besprechen, denn die Gedanken der jungen Frau beschäftigten sich mit einem Gegenstande, welcher ihr ganzes Gemüth erfüllte. Sie hatte eine Unterredung mit Groot Willem und Thorkil, dann eine noch längere mit Roger Williams gehabt. Von letzterer war sie tief bewegt und in Thränen gebadet zurückgekommen und der Kapitän hatte sie nur durch das Versprechen zu beruhigen vermocht, sich schon am folgenden Tage auf den Weg zu machen, um eine Spur von Metacoms Gefangenen aufzufinden ....

„Und Raoul," sagte sie jetzt, „Du bist also entschlossen, mit den beiden Jägern allein auszuziehen, ohne eine kleine Anzahl von Deinen Leuten mitzunehmen?"

„Ja, meine Liebe. Unsere Leute sind der bestimmten Ansicht, daß Seeleute in den Wäldern wenig taugen und daß ein Trupp lärmender Matrosen unserm Unternehmen eher hinderlich als förderlich wäre. Ich glaube das selbst."

„Und Du meinst, daß Du den beiden Jägern unbedingt vertrauen könnest?"

„Unbedingt."

„Aber sag', Raoul, wäre es nicht besser, ich ginge mit? Du

weißt, ich habe mich neulich bei unserer Waldfahrt ganz gut in die Sache gefunden."

„Gewiß, gewiß. Allein Du kennst die Gründe, welche mich wünschen lassen, Du mögest meine Rückkehr an Bord der Gloria abwarten, und mußt selbst zugeben, daß sie triftig sind. Ich weiß Dich dort am besten aufgehoben, meine Leute verehren Dich und Du hast mir schon mehrfach bewiesen, daß Du für mein theures Schiff trefflich zu sorgen verstehst. Die Barkasse bringt Dich morgen an Bord zurück, Monsieur Legrand und Estevan erhalten durch Terrible meine Weisungen, die mit unsern Verabredungen genau übereinstimmen. Das Schiff wird die See zwischen der Westküste von Plymouth, der Insel Rhode-Island und der Landzunge von Mount Hope halten. Die Gewässer der Bai sind ganz ruhig und so könnt Ihr die Küste nach drei Seiten hin immer in Sicht behalten, um auf die zwischen uns verabredeten Signale zu achten. Lieb wäre mir freilich gewesen, wenn Hih-lah-dih mit Dir gegangen wäre, denn das Mädchen hat eine wunderbare Gabe für Besorgung von Botschaften und für Kundschafterei. Aber die Kleine ist plötzlich fort und so mußt Du Dich leider ohne Gesellschafterin behelfen."

„O, Du vergissest, daß ich meine alte Mirjam habe, mit der ich von früheren Tagen sprechen kann und von Denen, welche Du aufsuchen gehst .... Ach, Raoul," setzte sie nach einer Pause bekümmert hinzu, „um meinetwillen gehst Du vielleicht großen Gefahren entgegen .... und doch ...."

„Aengstige Dich nicht, mein gutes Weib," unterbrach er sie. „Deine Kindesliebe wird mir einen Schutzengel erwecken und der Stern meines Glückes mir bei diesem edeln Vorhaben glorreicher als je leuchten."

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Streifzug im Walde. — Der Leckerbissen eines Waldmahls. — Thorkil als Koch. — Eine Büffelheerde. — Die große Medizin. — Ein verwundeter Indianer. — Wichtige Angaben eines Sterbenden.

An einem der folgenden Tage treffen wir zwei Wanderer an, welche schon den ganzen Morgen die Wälder gradaus und im Zickzack, hin und her, hinüber und herüber, bergan und thalab durchkreuzt und eben wieder eine Anhöhe erstiegen haben, von wo aus sich ihnen eine unermeßliche Fernsicht aufthat.

Gegen Süden, Norden und Westen dehnten sich in leichten Wellenschwingungen die ungeheuren Massen des Urwalds aus, in welchem die Ansiedelungen der Puritaner nur wie zerstreute Inseln im weiten Raume des Waldmeers lagen. Um die Hundert- und Hunderttausende von Wipfeln kräuselten sich Schichten eines leichten Morgennebels und das Auge wurde nicht satt, sich in diese Welt von Grün zu tauchen, auf welcher die Sabbathstille und der Zauber der Einsamkeit lag.

„Foi de gentilhomme!“ sagte der Eine der Wanderer, in welchem wir den Flibustierkapitän erkennen, während er das großartige Panorama betrachtete, „ich wollte meine Frau wäre hier. Sie hat zwar mit mir auf Hayti, in Süd-Mexiko und Centralamerika tropische Urwälder gesehen und jene sind prächtiger, das ist wahr, denn dort ist mehr, unendlich mehr Farbe, Glanz und Duft. Alles wächst dort in's Riesenhafte und der Mensch verschwindet gleichsam in der üppigen Vegetation. Dieses nordische Waldmeer aber würde meiner Frau besser gefallen, ich weiß es, denn es haucht einen ganz eigenthümlichen Zauber aus. Es heimelt mich an und mir ist, als athmete ich den Harzgeruch der Forste ein, welche daheim in der Normandie grünen.“

Der Gefährte des Kapitäns, welcher Niemand anders als der alte Trapper war, schien dieses Selbstgespräch nicht zu beachten, sondern schaute mit glänzenden Blicken in diese Szene hinein, die ihm Augen und Herz auf's Neue erfrischte.

„Freund Willem,“ sagte De Lussan jetzt zu ihm, „es wird mir

allmälig klar, daß sich Eure Wälder doch so ziemlich neben dem Meer sehen lassen dürfen und daß dieses Waldmeer in seiner Unendlichkeit ebenso erhaben ist, als der unendliche Wasserspiegel der See."

„Das mein' ich eben auch, Kapitän. Was kann es auf der Welt Schöneres geben, als die Wälder! Drum will ich auch drin leben und sterben .... Aber ach," setzte der Alte mit einem Anflug von Trauer hinzu, „ich fürchte, es wird eine Zeit kommen und sie mag nicht mehr so ferne sein, wo all diese Waldherrlichkeit dem unersättlichen Beil der Kolonisten zum Opfer fallen wird. Gottlob, daß ich alt genug bin, um diesen Greuel der Verwüstung nicht mehr mitansehen zu müssen, und daß ich längst unter dem Rasen liegen werde, wenn die Verheerung von der Seeküste her allwärts tiefer in's Land vorschreiten wird!"

„Ei, ei, sprecht nicht vom Sterben, Mann, das kommt ohnehin von selbst und noch immer früh genug. Noch leben wir und mein Magen sagt mir, daß wir sehr leben. Ich finde überhaupt, daß die Waldluft und die Seeluft nicht nur im Stande sind, den Leuten das dumpfe Gehirn tüchtig auszufegen, sondern daß sie auch die Eigenschaft mit einander gemein haben, den Appetit eines gesunden Magens merkwürdig zu schärfen. Sage Euch, ich hungere, wie ein Bruder Theer, der seit acht Tagen auf Viertelsrationen gesetzt war."

„Das ist ein Zeichen, daß Euch die Waldluft gut bekommt und ich verspreche Euch auch, daß Ihr in Bälde ein treffliches Waldmahl haben sollt. Thorkil hat heute bei Tagesanbruch einen Büffel geschossen und gedenkt, Euch am Höcker desselben ein Stück Waldkochkunst zu zeigen. Schaut nur dort hinaus, Ihr werdet am Waldsaum eine dünne Rauchsäule aufsteigen sehen."

„Das laß ich mir gefallen, **foi de gentilhomme**," sagte De Lussan mit der Zunge schnalzend. „Habe schon oft sagen hören, daß ein unter dem Rasen geschmorter Büffelshöcker ein Essen für Götter sei. Ihr werdet mir aber auch zugeben, daß ich nach den heutigen Strapazen wieder ein reelles Frühstück verdiene, denn **foi de gentilhomme**, heute summen mir die Fußsohlen allerlei schlechte Stücklein vor. Habe mich aber doch für einen Rekruten in der edlen Waldgängerei auf unserm vorgestrigen, gestrigen und heutigen Marsche ganz passabel gehalten. Oder nicht?"

„Freilich, freilich!“ versetzte der alte Trapper, der seit zwei Tagen ganz rosenfarbner Laune war, mit dem Lächeln eines gutmüthigen Spottes. „Ihr seid nur das Gehen in den Moccasins noch nicht gewohnt, Kapitän. Habt Ihr die Hirschhaut noch ein paar Tage unter den Füßen, so werdet Ihr finden, daß man in den Wäldern eigentlich gar nicht müde werden kann. Doch kommt, sonst dürfte Thorkil den Aerger erleben, daß ihm der Haunch zu gar wird.“

Nachdem sie noch eine kurze Strecke durch den Forst gegangen, begann er sich zu lichten und allmälig in Buschwerk auszulaufen. Als die Wanderer sich durch dasselbe hindurchgearbeitet, traten sie auf eine Prairie hinaus, deren üppiger, halbmannshoher Graswuchs in der Glut der Julisonne welkte. Plötzlich sahen sie Willems Hund, den Prinslo, in eiligen Sprüngen daherkommen. Als das treue Thier sie erreicht hatte, sprang es an dem alten Trapper hinauf, leckte ihm die Hand und stieß einige Töne aus, welche Willem zu verstehen glaubte, denn er sagte, indem er ihm den Hals streichelte:

„Ja, ja, Prinslo, wir kommen. Wir riechen den Braten auch. Du bist ein kluges Geschöpf; es fehlt dir nur die Sprache. Und doch,“ setzte der Jäger hinzu, indem er sich an De Lussan wandte, „doch hat er in seiner Art auch eine Sprache; man muß sie nur verstehen. Habe das schon deutlich bemerkt, wenn er mir beim Biberfang Beistand leistete .... ein verdammt schlaues Beest, der Biber!“

Der Hund umtanzte mit munteren Sprüngen die Beiden und lief dann in der Richtung des gegenüberliegenden Waldsaumes voraus, oft stillstehend, zurückblickend und mit dem Schweife wedelnd. Dort bemerkten sie an einer Stelle, deren frisches Grün die Nähe einer Quelle andeutete, Thorkil, welcher Waffen und Waidtasche abgelegt und sogar das Jagdhemd ausgezogen hatte, um seine Obliegenheiten als Koch der Wildniß ungehinderter verrichten zu können.

„Ihr bleibt lange aus,“ sagte der junge Jäger zu den Herankommenden, „und gewiß hat Prinslo meine Besorgnisse, der Haunch möchte zu gar werden, so sehr getheilt, daß er fortlief, Euch zu holen.“

„Ja, was willst Du, Junge?“ entgegnete der Alte, ebenfalls

die Waidtasche ablegend und sich's möglichst bequem machend. „Die Seeleute sind der Ansicht, es segle sich leichter auf dem Meere, als es sich in den Wäldern gehe."

Der Flibustier beachtete diese gutmüthig spottende Anspielung nicht, sondern schaute mit ziemlich überraschten Blicken umher und sagte endlich:

„Aber, werthe Kameraden, edle Jäger, mir ist ein delikates Mittagsmahl in Aussicht gestellt worden, nachdem wir seit unserm Weggang von Providence bloß von gedörrtem Fleische gelebt haben, das noch dazu die unliebliche Eigenschaft hatte, schauderhaft zäh zu sein. Nun seh' ich mit den Augen des Magens, welche doch die scharfsichtigsten aller Augen sind, gar keine Anstalten dazu getroffen. .... Nichts als eine kleine Erhöhung von Rasen, welche so ziemlich einem großen Bienenkorbe ähnlich ist. Selbst das Feuer, dessen Rauch wir doch vorhin sahen, ist verschwunden und ich erblicke nur noch einen Haufen Asche neben besagtem Bienenkorb ...."

„Bienenkorb oder nicht, Kapitän," unterbrach Willem des Flibustiers Klagelied, „das Ding da hat die rechte Form .... Frisch, Thorkil, brich den Bratofen auf, damit unser Freund einen ächten und gerechten Büffelhaunch zu kosten kriege."

Thorkil machte sich sofort an's Werk. Er brach die Rasenerhöhung auf, zog aus der Höhlung unter derselben, welche vermittelst eines engen Kanals mit dem verglosteten Feuer in Verbindung gewesen war, eine unförmliche, stark dampfende Masse hervor und schlug die Haut davon zurück. Als jetzt der in seinem eigenen Fett geschmorte Braten zum Vorschein kam, verbreitete sich ein so köstlicher, einladender Duft, daß der Flibustier ganz entzückt ausrief:

„Das riecht ja wundervoll, foi de gentilhomme! Wenn das Dings da so gut schmeckt, wie es riecht, so will ich schwören, daß Eure Kochkunst die aller Köche Europa's übertrifft, Freund Thorkil."

Die Zubereitungen zum Mahle waren bald gemacht. Die Haut, in welche der Braten eingeschlagen gewesen, wurde auf dem Rasen ausgebreitet und diente zugleich als Tischtuch, Schüssel und Teller. Die Männer zogen ihre Messer hervor und De Lussan entwickelte einen so gewaltigen Appetit, daß der junge Jäger lächelnd bemerkte:

„Meiner Treu, Kapitän, hättet Ihr Euch Euren Kriegsnamen El Exterminador oder der Vertilger nicht bereits an den Spaniern

verdient, so würdet Ihr selbigen sicherlich an diesem Haunch verdienen."

„Meint Ihr?" versetzte der Flibustier lachend. „Foi de gentilhomme, Freund Thorkil, ich habe in meinem Leben nichts Besseres gegessen, und wenn wir im alten Rom lebten, so würde ich beantragen, Eurer klassischen Bildung in der Kochkunst wegen Euer Haupt mit einer Bürgerkrone zu schmücken."

Nachdem Hunger und Durst gestillt waren, saßen die Männer noch eine Weile plaudernd im Schatten. Allmälig verstummte jedoch das Gespräch, indem De Lussan und Thorkil vom Schlummer überwältigt wurden und auch der alte Trapper anfing, zu duseln, wie er sich ausdrückte.

So waren einige Stunden vergangen, als Prinslo, der sich, nachdem er die Ueberreste des Büffelhöckers verzehrt, ebenfalls mit Befriedigung in's Gras gestreckt, langsam aufstand, die Ohren spitzte, einen halben Büchsenschuß weit in die Prairie hinaustrabte, dort schnobbernd und schnüffelnd die Schnauze in die Luft reckte und dann ein kurzabgebrochenes Gebell ausstieß.

Groot Willem war schon bei der ersten Bewegung seines Hundes völlig munter geworden. Er schaute, achtsam auf das Gebahren Prinslo's rings um sich, trat dann ebenfalls von dem Schattenplatz am Waldsaum in die Prairie hinaus und murmelte: „Ja, ja, es wird wohl so sein, wie der Hund meint."

„Büffel?" fragte Thorkil, welcher sich bereits an der Seite seines Pflegevaters befand, während der Flibustier, sich den Schlaf aus den Augen reibend, sich erkundigte, was es denn gebe.

„O, nichts Besonderes, Kapitän. 's ist nur 'ne Heerde Büffel, welche die Prairie heraufkommt. Dachte mir's gleich, Thorkil, daß der Stier, welchen Du heute Morgen schossest, sich von einem Trupp verlaufen haben müsse. 's ist aber ungewöhnlich, daß die Bestien um diese Tageszeit wandern, denn ich kann mir nicht denken, daß die Indianer dermalen auf sie Jagd machen. Doch seht, dort kommen sie herauf, 's ist 'ne stattliche Heerde."

Ein dumpfes Gebrülle ertönte über die Prairie hin. Dann wurde in der Entfernung von etwa einer englischen Meile eine dunkle Masse sichtbar, die sich allmälig zu einer langen Linie entrollte, welche Anfangs in langsamer und dann immer rascherer

Bewegung die Prairie von Süden nach Norden zu durchschnitt. Bald konnte man die Thiere deutlicher unterscheiden, obwohl der hohe Graswuchs nur ihre schwarzen Rücken und ihre gewaltigen Hörner zu sehen gestattete.

„Wollen wir Jagd auf sie machen?“ fragte De Lussan.

„Wozu, Kapitän?“ entgegnete Willem. „Wir haben wohl für heute Büffelfleisch genug gekostet, und was die Häute betrifft, so taugen sie um diese Jahreszeit nicht viel; auch könnten wir uns jetzt damit nicht schleppen .... Aber was hast du denn, Prinslo?“

Der Hund hatte aufgehört zu bellen, sprang mit mächtigen Sätzen in das Gras hinein, kehrte dann zurück und ließ ein eigenthümliches leises Geheul hören.

„'s muß ein Stück Rothhaut um die Wege sein, so wahr ich Willem heiße!“ sagte der alte Trapper. „Prinslo weiß, was er thut, und spricht nicht blindlings in den Tag hinein. Seht nach Euern Büchsen, Freunde, damit uns nicht irgend Etwas unvorbereitet überrasche.“

„Was besorgt Ihr, Freund?“ fragte De Lussan.

„Besorgen? Vorerst gar Nichts, aber in der Wildniß, wißt Ihr, muß man stets auf Alles gefaßt sein .... Hei, Thorkil, Du hast jüngere und schärfere Augen als ich .... schau doch mal dort hin, dort am Ende der Büffelreihe .... was siehst Du dort?“

„Einen weißen Büffel, meiner Treu.“

„Ja, freilich einen weißen Büffel, Junge, aber auf demselben? auf demselben? .... Ha, jetzt seh' ich Alles. Der Unglückliche ist ausgegangen, um die große Medizin zu erjagen, und diese war stärker als er.“

„Große Medizin?“ fragte der Flibustier verwundert. „Ihr sprecht in Räthseln, Freund Willem.“

„Nun, Kapitän, Ihr wißt doch, daß die Indianer alles Ungewöhnliche, ihnen Räthselhafte oder Geheimnißvolle Medizin nennen. Das Wort muß von den in Canada angesiedelten Franzosen herübergekommen sein und der indianische Ausdruck dafür bedeutet Geheimniß. Nun haben die indianischen Powows oder Zauberer oder Medizinmänner — es sind übrigens lächerliche Gesellen mit all ihren Schnurren — also die Powows haben den Glauben, die Haut eines weißen Büffels sei eine sehr große Medizin, welche

ihren Besitzer in den Augen des Manituh oder guten Geistes wohlgefällig machen und ihn vor den Teufeleien des Ochkih-Häddäh oder bösen Geistes sicher stellen könne. Das mag daher kommen, daß oft unter vielen Tausenden von Büffeln nicht ein einziger weißer gefunden wird. Hab' ich doch selbst während meines ganzen Jägerlebens erst zwei zu Gesichte bekommen und der dort ist der dritte."

„Er kommt auf uns zu, er macht rasende Sprünge, als ob er verwundet wäre und — ha! — was schleppt er dort mit sich?"

„Einen armen Teufel von Indianer, kannst Dich darauf verlassen, Thorkil. Er hat ihn an sein Gehörn gespießt. Der Mann hat offenbar die große Medizin unter der Heerde entdeckt und ist allein ausgezogen, um die kostbare Haut zu gewinnen, die bei den Indianern so große Ehre einbringt. Er hat vielleicht das Thier schon tagelang verfolgt, hat es mit seinen Pfeilen zu Falle gebracht, aber wie er ihm mit seinem Messer den Garaus machen wollte, ist der Büffel wieder aufgesprungen, hat in seiner Wuth den Gegner gespießt und da hängt er nun."

„Ihr sprecht, als wenn Ihr dabei gewesen und das Alles mit angesehen hättet, Freund Willem," bemerkte der Flibustier.

„Habe Solches oder doch Aehnliches auch oft genug gesehen," antwortete der Alte, „um vermuthen zu können, wie der Mann dort auf die Hörner des Büffels gekommen. Aber wir müssen sehen, was zu thun ist."

Der Büffel kam der Stelle, wo die drei Männer beisammen standen, immer näher, indem er wirklich, wie Thorkil bemerkt hatte, vor Wuth und Schmerz rasende Sprünge machte. Sein Anblick war furchtbar. Seine lange zottige Mähne hing, indem er mit gesenktem Haupte einhertobte, bis auf den Boden nieder. Sein Schweif mit dem reichen Haarbüschel am Ende zeigte sich in gleicher Linie mit dem Rückgrat starr ausgestreckt. Blutstriemen, die von Pfeilwunden herrührten, bedeckten sein weißes Fell und in seiner linken Hüfte steckte ein nahe an der Spitze abgebrochener Schaft einer Lanze. Sein Leib war vor Wuth bis zum Bersten aufgeschwollen, seine blutunterlaufenen Augen schienen grünliches Feuer auszuwerfen, aus Maul und Nase stieß er Ströme von Dampf und Blut hervor. Auf seinem buschigen Haupte hockte oder hing, halben Leibs gegen den Fetthöcker der Bestie zurückgelehnt, ein

menschlicher Leib, welcher, offenbar der indianischen Race angehörend, noch schlimmer zugerichtet war, als der des Thieres. Der Büffel hatte, wie Willem vorhergesagt, seinem Angreifer eines seiner gewundenen, stahlharten, spitz zulaufenden Hörner durch den Unterleib gerannt und an dem andern hielt sich der Gespießte während seines entsetzlichen Rittes im Todeskrampf mit beiden Händen fest.

Das Ungethüm rannte in blindem Ingrimm einher, ohne die plötzlich vor ihm im Grase auftauchenden menschlichen Gestalten wahrzunehmen. Sein Gebrüll war entsetzlich.

„Achtung, Thorkil, wenn ich fehlen sollte."

Mit diesen Worten hatte Groot Willem sein Roer an die rechte Wange gelegt und zielte nun auf das zottige Haupt des Thieres. Der Schuß knallte; der Büffel empfing in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten eine Kugel zwischen beide Hörner und brach mit zerschmetterter Stirne lautlos zusammen, indem er in seinem Falle den unglücklichen Reiter weit von sich schleuderte.

Die Männer eilten zu seiner Hülfe herbei. Der Indianer, welcher schon bejahrt schien, war auf das Gesicht gefallen und man hätte ihn für bereits todt gehalten, wenn sich nicht noch zuweilen ein krampfhaftes Zittern und Zucken an seinem mit einem zerfetzten Lederhemd bekleideten Körper bemerkbar gemacht hätte.

„'s ist ein Wampanog," sagte Willem, „aber wäre er auch ein Pequod, es soll für ihn gethan werden, was uns möglich ist."

„Ich glaube, da kommt alle Hülfe zu spät," versetzte Thorkil, welcher den gebrochenen, schlotternden Körper des Wilden umgewandt hatte. Seht nur, die Bestie hat ihm den Bauch aufgeschlitzt und die Eingeweide hängen heraus."

„Das ist die schauderhafteste Wunde, welche ich in meinem Leben gesehen," bemerkte der Flibustier, „und was habe ich nicht schon für Wunden gesehen! Der Mann hat nur noch wenige Minuten zu leben."

Der Verwundete erholte sich inzwischen von der Betäubung, in welche sein Sturz ihn versetzt hatte, öffnete die schon halb erloschenen und verglasten Augen weit und stöhnte im Dialekt der Pokanoketenstämme:

„Wasser! Wasser!“

Thorkil eilte zu der Quelle, füllte seine Ledermütze mit dem Labsal, nach welchem alle Verwundeten so gierig verlangen, und hielt sie, zurückgekommen, dem Indianer an die lechzenden Lippen, indem er dessen Oberkörper mit seinem linken Arm aufrecht erhielt.

„Weißer Bruder, guter Bruder,“ ächzte der Gelabte und ließ seine sich verdunkelnden Augen im Kreise umhergehen.

Als er den todten Büffel gewahrte, trat ihm die Absicht nochmals vor die Seele, welche in letzter Zeit sein ganzes Streben gewesen war.

„Große Medizin todt,“ sagte er in abgebrochenen Lauten; „große Medizin stärker als rother Mann, viel stark, hatte den Ochkih-Häddäh im Leibe.“

Er versuchte aufzustehen, wahrscheinlich um sich zu dem Thiere hinzuschleppen, sank aber wieder in Thorkils Arm zurück und stöhnte:

„Ochkih-Häddäh bös, viel bös .... Rother Krieger gehen in glückliche Jagdgründe .... Pe-toh-pi-kiß großer Jäger.“

„Pe-toh-pi-kiß?“ schrie Thorkil auf, wie vom Biß einer Natter getroffen.

Und er ließ den Indianer aus seinen Armen gleiten, daß derselbe schwerfällig in das Gras zurücksank, stand auf und riß das Jagdmesser aus dem Gurt.

Aber der alte Trapper hielt abwehrend seinen Arm zurück und sagte ernst:

„Thorkil, Du hast einen Sterbenden vor Dir.“

„Pe-toh-pi-kiß,“ murmelte der Wilde wieder, „großer Jäger, großer Krieger, nehmen Skalp von Pequods und Mohikans, viel zu sagen im Rath der Häuptlinge.“

„Er singt seinen Todesgesang, Kapitän,“ bemerkte der alte Trapper. „Es ist eine ganz eigenthümliche Erscheinung bei den Indianern, daß alle in ihren letzten Augenblicken noch großartig prahlen. Höre, Bruder Pe-toh-pi-kiß,“ wandte er sich dann an den Wilden, „Du hast Pequods und Mohikans getödtet, aber wie ist's mit den Blaßgesichtern?“

„Blaßgesichter sind gierige Hunde, Metacom sie alle vertilgen von den Jagdgründen der rothen Männer.“

„Sag an, Wampanog, hießest Du nicht vor Zeiten Josua?“ fragte Thorkil, nur mühsam seinen Ingrimm bekämpfend.

„Pe=toh=pi=kiß speit auf den Blaßgesichtsnamen, den ihm geben der Powow der Blaßgesichter, als er Pe=toh=pi=kiß begießen mit Wasser.“

Thorkil wollte wieder mit einer Frage hervorstürmen, aber Willem schob ihn bei Seite und sagte:

„Mein Bruder Pe=toh=pi=kiß sprach von dem Sachem der Wampanogen und Pokanoketen. Wo ist er?“

„Metacom auf Kriegspfad, gehen Blaßgesichter auszurotten. Metacom großer Sachem, seine Krieger zahlreich wie das Laub des Waldes im Sommer .... Metacom haben viel Donnerrohre, haben auch in Wigwam gelbes Metall, damit die Hände der Blaßgesichter zu füllen, welche den Donner und Blitz verkaufen.“

„Gelbes Metall? Woher sollte der Sachem gelbes Metall haben?“

„Oh, Metacom sehr weise, sehr. Gelbes Metall holen auf Insel in Salzsee .... Pe=toh=pi=kiß mit ihm gehen, ihm zeigen fremdes Blaßgesicht mit kleinen Knaben ....“

Die Aufregung sprengte dem jungen Jäger fast die Adern seiner Schläfen, aber Willem fuhr ruhig fort:

„Das fremde Blaßgesicht gab also dem Sachem das gelbe Metall?“

„Nein, Blaßgesichter nicht geben gelbes Metall, lieben es zu sehr. Metacom mit Pe=toh=pi=kiß gehen in altes Steinwigwam, Blaßgesicht mit Knaben schlafen, Sachem und Pe=toh=pi=kiß Blaßgesicht tödten, aber nicht nehmen Skalp.“

„So, nicht nehmen Skalp?“

„Nicht nehmen Skalp .... Sachem mit Pe=toh=pi=kiß kommen in Blaßgesichtsmoccasins .... mit Blaßgesichtsmesser ....“

Ein plötzlich aus seinem Munde quellender Blutstrom unterbrach die Erzählung des Wilden, die Schatten des Todes lagerten auf seinem Antlitz und nach einem schrecklichen Röcheln war sein Leben entflohen.

„Welch eine wunderbare Fügung!“ sagte der alte Willem tief bewegt. „Ein wüthender Büffel mußte uns den Mann vor die Füße schleudern, damit er in seinem Todeskampfe ein schreckliches

Zeugniß ablege .... Thorkil, als ich Hih-lah-dih in Providence sprechen hörte, begann ich zu ahnen, daß Metacom der Mörder Deines Vaters sei; aber jetzt erst haben wir Gewißheit. Es ist wunderbar, höchst wunderbar!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Mount Wallaston. — Der brüllende Thom. — Die Hexe von Endor. — Ein alter Bekannter. — Nachrichten über Metacoms Gefangene. — Unglückliche Lage der beiden Obersten.

Einige Zeit nach der Ankunft der Pilger der Wildniß in Neu-England hatte eine Gesellschaft englischer Edelleute östlich vom Pawtucket und südlich vom Charlesfluß mit reichen Mitteln eine Niederlassung gegründet, welche nach einem ihrer angesehensten Mitglieder, Kapitän Wallaston, Mount Wallaston genannt worden war. Da aber die vornehmen Kolonisten gar nicht zum Urbarmachen einer Wildniß geeignet waren und es ihnen außerdem in dem Kanaan der Puritaner, wie sie Neu-England spottweise nannten, nicht behagte, so zogen sie weg, um in Virginien ihr Glück zu versuchen. Sie ließen jedoch auf Mount Wallaston eine zahlreiche Dienerschaft zurück, um die junge Pflanzung zu bebauen.

Im Gefolge dieser Edelleute befand sich auch ein Advokat aus London, Namens Thomas Morton, ein Mensch voller Talent, aber von schlechtem Charakter, der sich mit einer geringen Summe Geldes einen unbedeutenden Antheil an jenem Unternehmen erkauft hatte. Als die Edelleute weggezogen waren, regte er die Dienerschaft zu einem förmlichen Aufstande auf. Der Verwalter wurde fortgejagt, die Güter, welche die Besitzer hinterlassen, wurden an die Indianer verkauft und die Zurückgebliebenen begannen ein wüstes Leben und brachten die meiste Zeit mit Trinkgelagen und den abgeschmacktesten Rohheiten zu. Man kann sich denken, wie sehr die strengen Väter sich verletzt und gekränkt fühlten, als die tolle Bande nach alter englischer Sitte am ersten Mai eine Maistange

aufpflanzte, sie mit schmutzigen Reimen behing und in ausgelassenster Weise mit indianischen Weibern umtanzte. Aber das war nicht Alles; der Unfug ward immer ärger und nahm einen gefährlichen Charakter an. Die ausgelassenen Gesellen erwarben Anfangs viel Geld durch geschickten Tauschhandel; als aber endlich die Tauschwaaren und das Geld ausgingen, fing Morton an, Schießgewehre und Pulver und Blei an die Indianer zu verkaufen und belehrte sie sorgfältig über deren Gebrauch, wofür sie ihn und seine Gesellschaft mit reichlichem Wildpret versehen mußten. Die Indianer ergriffen diese Vortheile mit grenzenloser Begierde und benutzten sie mit so großem Eifer, daß die im Lande zerstreut wohnenden Pflanzer in nicht geringe Besorgniß geriethen, um so mehr, als ihre Diener bei der geringsten Unzufriedenheit entwichen und sich Mortons verlaufenem Gesindel anschlossen, vor dem die einsam liegenden Pflanzungen noch größere Angst hatten, als vor den Indianern selbst.

Als sich später die Verhältnisse der Eingebornen zu den Ansiedlern feindseliger gestalteten, beobachteten die Pilgrime den Mount Wallaston, welchen die Bande Mortons in Merry Mount (lustiger Berg) umgetauft und dem die Puritaner den biblischen Namen Mount Dagon oder heidnischer Berg gegeben hatten, mit starkem und gerechtem Argwohn; denn nach Allem, was bisher vorgefallen, mußte man annehmen, daß die Gesellen vom lustigen Berg mit den Indianern gemeine Sache machen würden. Aber Morton — dem man den charakteristischen Namen „der brüllende Thom" gegeben — gab sich den Anschein, als wollte er es unter allen Umständen fest mit den Leuten seiner Farbe halten und in dem Kampfe zwischen Weißen und Rothen den Ersteren mit seiner Bande beistehen. Als vollends die ausgelassenen Lustbarkeiten auf dem lustigen Berg aufhörten, der ärgerliche Maibaum vom Hofraume der Niederlassung verschwand und der frühere lebhafte Verkehr mit den Eingebornen gänzlich abgebrochen zu sein schien, so ließen sich viele Kolonisten täuschen.

Mount Wallaston erhob sich an einem der in den Charlesfluß mündenden Bäche auf einer Prairie. Von dem tosenden Waldbache bespült, stieg eine über hundert und fünfzig Fuß hohe, senkrecht und glatt ansteigende Felswand empor. Gerade über derselben erblickte man das Hauptgebäude der Niederlassung, ein hübsch geblock-

tes Wohnhaus von ziemlich bedeutendem Umfange, welches zwei Stockwerke hoch war. Um das obere lief eine offene Galerie her, die gleichsam über dem Abgrund in der Luft hing und von welcher aus sich dem Auge eine weite Fernsicht über die Prairie hinweg auf die umliegenden Wälder darbot. Der Hügel verlängerte sich gegen Osten und lief allmälig unmerklich in die Ebene aus, während seine südliche und nördliche Seite sanft abfielen. Die Palisadenreihe, welche früher die Anhöhe auf allen Seiten, mit Ausnahme der unzugänglichen westlichen, umgab, befand sich jetzt in sehr mangelhaftem Zustande und überhaupt zeugte Alles im Aeußern und Innern der Niederlassung von Sorglosigkeit und Unsauberkeit. Die Nebengebäude, welche mit dem Wohnhaus eine Art unregelmäßigen Vierecks bildeten und so einen großen Hof umschlossen, waren halb zerfallen. Die Thüren und Thore der Stallungen und Schuppen standen offen und allenthalben lagen leere Kisten und Fässer, Jagdgeräthschaften und Reitzeug unordentlich umher. Auf dem mit Gras überwachsenen Hofraum weideten einige Pferde, welche ebenfalls die Spuren der Vernachlässigung an sich trugen, wie hier Alles, mit Ausnahme der zwei großen wohlgenährten Wolfshunde, die am Eingang zum Hauptgebäude herumlungerten.

Der Abendhimmel hing grau und mit Dunstmassen angefüllt, die ein nächtliches Gewitter verkündigten, über dem lustigen Berg, der gegenwärtig so verlassen und still dalag, daß man geglaubt hätte, es seien gar keine menschlichen Wesen in der Ansiedelung vorhanden, wäre jetzt auf der Galerie nicht eine alte Indianerin erschienen, welche in der einen Hand eine Hornlaterne, in der andern eine mit einem Tuch bedeckte Schüssel trug.

Dieses Weib, nur von den Hüften abwärts mit einem schmutzigen blauen Rock bekleidet, war mit seinem struppigen Haar, seinen Runzeln und unmäßig stark hervortretenden Backenknochen ein wahrer Ausbund von Häßlichkeit und verdiente seiner ganzen Erscheinung nach den Namen der Hexe von Endor, womit es auf Merry Mount allgemein genannt wurde.

Vor einer Thüre angekommen, welche auf der Westseite des Gebäudes in's Innere führte, schob die Alte den Riegel derselben zurück und verschwand in der Oeffnung, die Thüre hinter sich zuziehend.

Die Hexe von Endor war jedoch in der öde und fast unheimlich aussehenden Ansiedelung nicht allein.

In einem Gemach des unteren Stockwerkes saßen zwei Männer zechend an einem großen Tisch. Obwohl die Decke schwarz geräuchert, das Wandgetäfel beschmiert, das Möbelwerk befleckt und bestaubt und der Boden mit einer Schmutzkruste überzogen war, so zeigte das Zimmer doch noch Spuren, daß es vordem die wohlgepflegte, nach altenglischer Sitte eingerichtete Speisehalle eines wohlhabenden Hauses gewesen war.

Die beiden Männer bliesen aus indianischen Pfeifen starke Rauchwolken, indem sie wechselweise einen mächtigen Henkelkrug, welcher zwischen ihnen auf dem Tische stand, an die Lippen führten.

Wir erkennen in dem brutalen Gesicht des Einen den Master Thomas Kellond, jenen königlichen Häscher, dem wir zu Anfang unserer Erzählung begegneten. Sein Gesellschafter war kein Anderer, als der brüllende Thom in eigener Person, ein Mann mit dem überkupferten Gesicht eines Trunkenbolds und den verschmitzten Augen eines Schurken. Die Beiden waren alte Bekannte von London her.

„Beim schwarzen Gesicht König Karls," sagte Kellond nach einem tüchtigen Zug aus dem Henkelkrug, „seit ich in diesem verdammten Lande der Psalmenorgler bin, habe ich nie einen so kostbaren Wein über die Zunge gebracht, wie hier bei Euch auf Merry Mount. 's ist ächter spanischer und noch dazu von keiner geringen Sorte. Wo habt Ihr ihn her, Thom?"

„Aus erster Hand. Meint Ihr, ich werde die Hunde von Hafenaufsehern und Zöllnern bemühen, zwischen mir und meinen Lieferanten die Mittelspersonen zu machen?"

„Verstehe, verstehe. Ihr bezieht den Wein und übrige Waaren direkt und ohne Zoll und dergleichen Flausen. Jetzt weiß ich auch, warum der ganze Trupp Eurer flotten Jungen nach der Seeküste hinüber ist. Ihr seid ein wahres Genie von Zwischenhändler, Thom. Sicherlich habt Ihr was Hübsches vor Euch gebracht und geht mit mir hinüber nach London, um Eure Tage dort so munter zu beschließen, wie Ihr sie begonnen."

„Was Hübsches vorgebracht? Hm, es ging stets zu lustig her auf dem lustigen Berg, als daß ich hätte an's Geldmachen denken

können. Und was das Hinübergehen betrifft, Mann, so wißt Ihr, daß ich zu viel alten Koth an den Schuhen habe, um mich auf den Straßen von London zeigen zu dürfen."

„Ei, dieser alte Koth wird sich wohl abwischen lassen. König Karl soll von mir hören, daß mir mein Unternehmen ohne Thom Morton gar nicht gelungen wäre, das soll er. Es war, beim Blitz, ein guter Gedanke, daß ich mich entschloß, Euch aufzusuchen, als ich da unten am Connecticut zufällig Euren Namen nennen hörte. Ihr habt mir Glück gebracht, Thom, mächtiges Glück. Als die zwei verdammten Waldläufer den armen Kirk todtgeschossen und mir die Leute vor der Nase weggenommen hatten, wollte ich entmuthigt das ganze Unternehmen aufgeben. Da komm' ich auf den lustigen Berg und siehe, Ihr triebt mir das Wild in's Netz. Versprech' Euch aber auch, ein gutes Drittel meiner Belohnung soll Euer sein."

„Hoffentlich, Kellond. Nebenbei macht es mir selber Spaß, meinen guten Freunden, den Heiligen des Herrn, einen Possen zu spielen. Was wird das für ein Gewinsel geben, wenn die lieben Puritaner von Neu-England und Alt-England hören, daß die beiden Busenfreunde von Oliver Cromwell, zwei solche Lichter in Israel, am Galgen baumeln werden. Es würde ihnen nicht halb so viel Bauchweh gemacht haben, wenn Metacom seine Gefangenen nach gut indianischer Manier skalpirt hätte."

„Goddam, das wird lustig werden! Wenn uns nur der Wilde keinen Strich durch die Rechnung macht."

„Da dürft Ihr ruhig sein, Metacom weiß recht gut, daß er mich dermalen nöthiger hat, als je. Er wird sein Wort halten und hat die beiden Obersten bereits durch den Unterhäuptling Annawon nach den Sümpfen der Landzunge von Mount Hope bringen lassen. Der hütet sie dort gehörig, bis Ihr eine gute Gelegenheit, sie einzuschiffen, ausfindig gemacht habt, dafür bürge ich Euch. Müßt Euch aber nach einer solchen bei Zeiten umthun, damit Euch nicht bei einem allfälligen Wechsel des Kriegsglücks Etwas in die Quere kommt. Will Euch auch durch meine Schmugglerverbindungen in der Sache nach Kräften behülflich sein."

„Thut das, thut das, es soll Euer Schade nicht sein, Thom. Wäre nicht vielleicht zu diesem Zwecke das Schiff des Flibustiers

zu benützen, mit welchem Ihr in Verbindung zu stehen Euch rühmt?"

„Das Schiff des Flibustiers? Ei, da kennt Ihr den stolzen Franzmann schlecht, wenn Ihr glaubt, er werde für Euch oder für irgend einen Menschen Häscherdienste verrichten. Sag' Euch, der Mann strebt hoch und Gold hat er wie Spreu."

„Nun, da müssen wir uns anderwärts umsehen. Aber Ihr spracht vorhin vom Kriegsglück, Thom. Ist also der Krieg zwischen den Rothhäuten und diesen verdammten Heiligen des Herrn wirklich in vollem Gange?"

„Seit dem Ueberfall vom Swanzey in vollem und prächtigem Gange! Ja, ja, die Heiligen des Herrn werden noch heute heulen können, daß der Herr züchtiget, wen er lieb hat; denn sie werden Mühe haben, diesen rothhäutigen Teufeln zu widerstehen. Metacom hat mit seinen Wampanogen und Pokanoketen einen Einfall in die Ansiedelungen von Connecticut gemacht. Hadley und Springfield sind niedergebrannt und in der Ebene von Northfield haben die Wilden einen Trupp Kolonisten, der sich ihnen entgegenstellte, bis auf den letzten Mann niedergemacht. Dutzende von einzelnen Gehöften sind zerstört und ihre Bewohner erschlagen. In einigen Wochen wird die Zuchtruthe auch an die Rundköpfe und Quinkeler hier herum und gegen Boston hinauf und gegen Plymouth hinab kommen."

„Ha, ha, ha! Aber sagt mir, Thom, wo befindet sich dermalen der Häuptling, den sie König Philipp nennen? Ein sauberer König das, Goddam! Ein halbnackter Bettelprinz, mit Ruß und Ocker bemalt."

„Sachte, sachte. Metacom ist so gut ein König, als irgend ein anderer. Und rath' Euch, Kellond, geht behutsam mit ihm um, wenn Ihr wieder mit ihm zusammenkommt. Der Mann versteht keinen Spaß, gar keinen, versichere Euch."

„O, das hab' ich schon gemerkt, 's ist ein allmächtig hochnasiger Kerl, Goddam! Aber freut mich, daß er diesem puritanischen Gezücht so teufelmäßig mitspielt. Waren mir doch die Schufte in dem Geschäft, welches mich in dieses verdammte Land geführt, in aller und jeder Weise hinderlich, auf offene und versteckte Art. Wo ist der Häuptling jetzt."

„Wo er jetzt ist? Hm, da fragt Ihr mehr, als ich beant-

worten kann. Ein Indianer auf dem Kriegspfad ist, um mich ganz biblisch auszudrücken, wie der Wind, den man zwar spürt, von dem man aber nicht sagen kann, von wannen er kommt und wohin er geht."

„Und das Jüngferchen hat er also da bei Euch gelassen? Goddam, die wär' uns nun sicher und werde ich mich ihrer auf alle Fälle hin bemächtigen. Wer weiß, wozu das Mädchen uns unter Umständen nützen kann!"

„Wohl, aber jetzt ist's Zeit, daß wir aufhören zu schwatzen," sagte Morton, indem er aufstand und an's Fenster trat. „Unser Palawer*) hat meiner Seel' schon zu lange gedauert, denn das Wetter zieht heran und doch muß ich noch nach dem Fort hinüberreiten, damit dort das Nöthige gethan ist, wenn Metacom kommt, der jedenfalls nicht gar zu weit von hier ist .... Hört, Kellond, haltet gut Haus. Bis morgen Mittag bin ich wieder zurück und bis dahin werden, denk' ich, auch meine Bursche von der Küste her auf dem lustigen Berg eintreffen. Da sollt Ihr einmal sehen, was man da oben vermag! 'ne kapitale Frolik**) soll's geben, versichere Euch."

Die Thüre fiel hinter ihm in's Schloß und man hörte draußen in einer Weise lachen und lärmen, daß man wohl begriff, warum er der brüllende Thom genannt wurde.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Gefangenen. — Vertrau auf Gott, er hilft in Noth. — Der lustige Berg macht einen Luftsprung. — Vater Blackstone's Einsiedelei. — Seine Gesellschafter. — Unsicherheit der Forste.

„Ein grober Gesell, Goddam!" brummte der Zurückgebliebene. „Da sieht man doch, wie sich in diesem heillosen Lande, wo nur

*) Geschwätz, Geplauder.

**) Fröhlichkeit, Lustbarkeit.

Puritaner gedeihen, Alles verschlechtert. Dieser Thom Morton da, der zu seiner Zeit ein so flotter Gentleman war, als nur je einer über die Londonbrücke ging, was für ein gemeiner, bäurischer Kerl ist er auf dieser Seite des großen Wassers geworden! ... Aber so viel er sich auch auf seine Schlauheit einbildet, er wird sich gewaltig verrechnen, wenn er meint, Thom Kellond sei einfältig genug, die schönen Rosenobles*) König Karls mit ihm zu theilen. Theilen? Ich will verdammt sein, wenn ich mit irgend Jemand theilen will. Kirk, der Gelbschnabel ist zur rechten Zeit abgefahren, den haben die beiden Waldläufer ausbezahlt. Aber ich muß verdammt gescheidt zu Werke gehen, um den brüllenden Thom über die Ohren zu hauen. Für jetzt brauch' ich ihn noch, brauch' ihn sehr .... Wollte, ich wäre erst mit meinem Fang mit heiler Haut aus diesem höllischen Lande hinweg!"

So ging das Selbstgespräch Kellonds noch eine gute Weile fort, bis seine Pfeife ausgeraucht und der Weinkrug bis auf den letzten Tropfen geleert war. Dann schien ihm plötzlich Etwas einzufallen; er stand auf, reckte und schüttelte sich und rief mit wilder Lustigkeit:

„Hurrah! Will doch mal unsere Gefangene sehen. Muß eine Unterhaltung haben, sonst wird mir's zu langweilig hier!"

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, tappte sich durch den Gang bis zur Treppe hin und stieg diese langsam aufwärts. Droben stand er vor einer Thüre still, durch deren Schlüsselloch ein schwacher Lichtstrahl fiel. Er zog einen Schlüssel hervor, öffnete die Thüre, trat ein und verschloß den Eingang sorgfältig hinter sich.

Das Gemach, welches er betreten, war ziemlich groß, sah aber so vernachlässigt aus, wie der ganze Haushalt auf Merry Mount. In einer Ecke stand ein plumper Tisch und auf diesem eine brennende Lampe, in einer andern ein gewaltig großes Bett, dessen Vorhänge aber in Fetzen niederhingen. Die Fensteröffnungen waren von außen her durch schwere Laden verschlossen. Gegenüber der Thüre, durch welche Kellond eingetreten, befand sich eine zweite, welche auf die schon erwähnte Galerie zu führen schien, aber ebenfalls von außen verschlossen war.

Zur Seite des Tisches saß auf einem Schemel ein junges

*) Goldmünzen.

Mädchen, den Kopf mit auf die Knie gestemmten Armen stützend. Auf seinem Schooße lag eine Taschenbibel aufgeschlagen, in die es ganz vertieft zu sein schien.

Auf dem Tische stand die Schüssel, welche wir in den Händen der alten Indianerin bemerkten. Ihr Inhalt schien unberührt zu sein.

Bei dem Geräusch, welches der Eintritt Kellonds verursachte, schrak die Andächtige leicht zusammen und hob den Kopf.

Es war Lovely, wie meine jungen Leser nach den zwischen Morton und Kellond gefallenen Aeußerungen bereits geahnt haben werden.

Das arme Kind war sehr blaß geworden seit dem Tage, wo wir es im Walde von Swanzey mit Hih-lah-dih an der Quelle zusammentreffen sahen.

Lovely hatte seither Schreckliches erlebt, aber das Bitterste war gewesen, als man sie auf Merry Mount von der Seite ihres Vaters und Großvaters riß und die Beiden sammt dem Kapitän Standish wegführte, sie wußte nicht wohin. Seither war sie in das Gemach, in welchem wir sie jetzt finden, eingeschlossen gewesen und hatte Niemand zu Gesicht bekommen als die alte Indianerin, welche ihre schüchternen Fragen entweder gar nicht beachtete oder nur mit einem mürrischen Gebrumm erwiderte.

Trotz der qualvollen Sorgen aber, welche sie bestürmten, trotz der Verlassenheit, in welcher sie sich befand, glomm doch in den verweinten Augen Lovely's ein Funke von Muth und Vertrauen und sie schöpfte aus ihrem religiösen Glauben eine fast übermenschliche Kraft. Wir hatten schon früher erwähnt, daß das Mädchen streng in den Grundsätzen des Puritanismus erzogen worden war. Alles Mißgeschick, welches sie traf, sah sie als eine Prüfung und Läuterung ihrer Ueberzeugung von der Gerechtigkeit Gottes an und nur ihr unerschütterliches Gottvertrauen hatte ihr bisher die Stärke verliehen, trotz ihrer zarten Jugend eine so lange, lange Reihe von Gefahren und Schrecknissen durchzumachen.

Und jetzt befand sie sich, während die Ihrigen in der Gewalt des furchtbaren Zerstörers von Swanzey geblieben, in den Händen jenes Menschen, welcher schon einmal nahe daran gewesen, sie und die Ihrigen zu ergreifen! Den ganzen Tag hatte diese furchtbare Entdeckung ihr das Herz beschwert, bis sie endlich, nachdem die alte

Indianerin ihre Lampe angezündet, in dem heiligen Buche, welches sie von Kindheit an als Quelle alles Trostes angesehen, Beruhigung gesucht und gefunden hatte.

Aufgestört durch den Eintritt Kellonds, warf sie einen scheuen Blick auf ihn. Dann ließ sie den Kopf wieder sinken und verharrte unbeweglich in ihrer Stellung.

Kellond blieb einen Augenblick an der Thür stehen und trat dann taumelnd einen Schritt vorwärts. Als Lovely dieses Zeichen von Trunkenheit bemerkte, stand sie entsetzten Blickes und mit einem leisen Angstruf auf.

„Ei, ei, Jüngferchen," sagte er, „Du brauchst Dich gar nicht zu fürchten. Ich bin der gutmüthigste Mensch von der Welt und komme her, Dir zu sagen, daß ich Dein Beschützer sein will und die Absicht habe, Dich sicher zu den Deinigen zu geleiten, welche man für einige Zeit von Dir getrennt hat."

Diese Sprache beruhigte das Mädchen einen Augenblick. Sie schlug die Augen fragend zu Kellond auf, senkte aber sogleich den Blick bestürzt zu Boden, als sie seinen betrunkenen Zustand wahrnahm. Eine unbeschreibliche Bangigkeit erfüllte ihre Seele. Draußen tobte das Gewitter und furchtbare Donnerschläge erschütterten das Haus.

„Hör mal, Jüngferchen," lallte Kellond wieder, „Du wirst jetzt mit mir kommen. Musikbegleitung hätten wir auch, denn das Wetter draußen orgelt laut genug."

Mit diesen Worten streckte er die Arme nach dem Mädchen aus. Lovely entschlüpfte ihm und floh in einen Winkel des Gemachs, Kellond verfolgte sie und das Mädchen eilte auf die Thüre zu, welche auf die Galerie hinausführte. Sie stemmte sich mit ihrer ganzen Kraft dagegen und stieß einen herzzerreißenden Hülferuf aus. Aber nur das Rollen des Donners antwortete ihr und die von außen verriegelte Thüre wich und wankte nicht.

„Hm, hm, nur nicht so patzig, Jüngferchen; werden Dir die Sprünge schon vergehen, wenn Du erst da unten auf einer Zuckerpflanzung sitzest! Sollst mir noch ein hübsches Stück Geld eintragen, mir allein, hörst Du?" lallte Kellond wieder, indem er auf das Mädchen zustürzte und es für einen Augenblick faßte.

Aber wieder entwischte ihm Lovely und nun begann zwischen

ihr und Kellond ein schreckliches Jagen. Endlich blitzte ein glücklicher Einfall in dem Mädchen auf. Es flog auf den Tisch zu und stürzte die Lampe um, daß sie erlosch.

Erschöpft von der Verfolgung und unfähig, sich im Dunkeln zurechtzufinden, schlug jetzt Kellond, der nur noch wenige Schritte von Lovely entfernt war, plump und mit einem Gebrüll der Wuth auf den Boden hin.

Draußen hatte das Toben des Ungewitters für einen Augenblick nachgelassen. Das Gebell der Wolfshunde drang in die Stille des Gemachs.

Schnaubend und keuchend suchte sich Kellond wieder aufzurichten. Da hörte man Männerstimmen und ein Getrappel von Fußtritten. Die Thüre nach der Galerie ging auf und das halbbewußtlose Mädchen sah einige Gestalten eintreten und glaubte im Schein der Blitze Groot Willem zu erkennen, welcher, nachdem er mit Einem Blick die Szene überschaut, den königlichen Häscher mit seinen nervigen Armen an Brust und Kehle faßte, ihn emporwirbelte und über das Geländer der Galerie hinweg in den Abgrund schleuderte.

Weiter sah Lovely Nichts mehr, aber indem sie ohnmächtig zusammenbrach, gellte ihr der furchtbare Todesschrei in die Ohren, womit der Elende in seinem Falle den Donner überbrüllte.

— — — — — — — — — — — — —

Das Gewitter war vorüber, die Wolken hatten sich entleert und das bleiche Licht der Sterne erhellte die Prairie, während im Osten das erste Tagesgrauen am Horizont emporstieg.

Ein paar Büchsenschüsse von Merry Mount entfernt sah man eine kleine Gruppe sich gegen den Wald hinbewegen.

Lovely saß auf einem Pferde, dessen Zügel von dem zur Seite schreitenden Thorkil gehalten wurde. Auf der andern Seite der Reiterin ging De Lussan.

Als die Drei die Prairie durchschritten hatten und am Waldsaum angelangt waren, machten sie Halt, als warteten sie auf Jemand.

„Wo nur Willem so lange bleibt," sagte De Lussan nach einer Weile ungeduldig. „Wir sollten keinen Augenblick verlieren, um das arme Kind nach einem Orte zu bringen, wo es Pflege und Ruhe finden kann. Gott, was hätte ich meiner Frau sagen müs-

sen, wären wir einen Tag später gekommen! Doch da kommt ja der Alte."

Vollen Laufes sah man Groot Willem, von seinem Hunde begleitet, über die Prairie daherrennen. In dem Augenblick, wo er seine Freunde erreichte, hörte man von dem Hügel her ein furchtbares Gekrach, wie unterirdischer Donner. Die Erde zitterte, eine ungeheure Qualmschicht erhob sich in die Luft, dann schlug eine rothe Lohe durch die schwarze Dunstmasse und flammte prächtig himmelan.

„Was ist das?" riefen Thorkil und De Lussan wie aus einem Munde.

„Ein kleines Feuerwerk," versetzte Groot Willem mit zornigem Lachen. „Seht, dort geht der lustige Berg zum Teufel! Ich wußte, wo das Pulver lag .... 's ist aus mit der Wirthschaft des brüllenden Thoms. Die Trümmer mögen ihm sagen, daß es Leute gibt, welche Uebelthaten zu rächen wissen .... Doch jetzt vorwärts! Es ist weit bis zu Vater Blackstone's Einsiedelei."

— — — — — — — — — — — — —

Wir haben schon früher die Bekanntschaft des Vaters Blackstone gemacht, als er auf seinem Bucephalus nach Swanzey kam, um seinem Freund Eaton seine Beobachtungen und Befürchtungen mitzutheilen.

Die Einsiedelei des Alten lag eine kurze Tagreise westwärts von Merry Mount im dichtesten Urwald. Der Einsiedler hatte sich hier eine kleine Lichtung geschaffen, inmitten derselben seine Hütte aufgeblockt und sie mit einem sorgfältig gepflegten Gemüse- und Obstgarten umgeben. Man sah es dem malerischen und traulichen Häuschen, dessen Wände hinter Baumspalieren versteckt waren und dessen Dach das üppige Geranke wilder Reben mit einem dichten grünen Netz überzogen hatte, gleichsam schon von Weitem an, daß es die Wohnung eines Menschen war, welcher mit sich selbst und aller Welt im Frieden lebte. In einer Einfenzung zur Seite weidete Bucephalus in Gesellschaft des Pferdes, auf welchem Lovely gekommen, so wie einer kleinen Kuh und einer ganzen Kolonie jener Murmelthiere der amerikanischen Savannen, welche man Prairiehunde nennt. Am Eingange des Häuschens lag, an einem Lederstrick angekettet, ein Wächter, wie er dieser Waldeinsamkeit wohl

anstand, ein zahmer Bär, dem ein gezähmter Steinadler, welcher über ihm auf einer Stange saß, Gesellschaft leistete. Ein junges Musethier mit stattlichem Geweih lief frei umher und stutzte nur leicht, als jetzt Groot Willem, der bald nach der Ankunft Lovely's mit ihren drei Beschützern sich wieder in den Wald begeben hatte, zurückkam und über die Lichtung auf die Hütte zuschritt.

Der alte Trapper war ebenfalls ein großer Freund von Thieren und sowohl er als sein Hund, der ihm auf den Fersen folgte, waren hier alte Bekannte. Der Bär erhob sich bei seinem Herannahen und wiegte sich mit freudigem Gebrumm auf den Hinterpfoten, der Adler schlug kreischend mit den Flügeln, das Musethier rieb sich den Hals am Arm des Jägers und schaute ihn mit seinen schönen braunen Augen zutraulich an, als er still stand, um ihm durch Streicheln auch seinerseits Beweise von Freundschaft zu geben.

„Der Vater Blackstone," sagte er bei sich, „führt doch mit seinen Thieren ein recht frolikſames Leben. Will mir später, wenn die Knochen steif werden, auch so 'ne Art von Einsiedlerklause anlegen und Thiere zähmen, wahrhaftig, das will ich."

Mit diesen Worten trat er in das Haus und durch die Hinterthüre in den Garten, von woher er Stimmen vernahm.

Der Einsiedler saß mit seinen Gästen, Thorkil und De Lussan, im Schatten eines Apfelbaumes, wo sie sich an einem vor ihnen stehenden Getränke erfrischten, welches aus gegohrenem Ahornsaft bestand und von Vater Blackstone als der Gesundheit höchst zuträglich gerühmt wurde, obwohl es dem Kapitän nicht ganz zu munden schien.

„Nun, wie steht's?" rief der Letztere dem Ankömmling entgegen. „Bestätigen sich die Vermuthungen unsers ehrenwerthen Wirthes?"

„Vater Blackstone," antwortete Willem, „hat ganz Recht, wie ich vorher wußte, denn er ist in den Zeichen der Wälder zu erfahren, um sich in so Etwas zu täuschen. Es geht Etwas in den Forsten vor, Kapitän, und daher wünsche ich um des lieben Mädchens willen, daß wir ungesäumt aufbrechen, um noch heute Fort Tabor zu erreichen. Es liegt ohnedieß an unserm Wege nach der Landzunge von Montaup, wo wir nach der Angabe der rothen Vettel auf Mount Wallaston die Leute finden sollen, welche wir

suchen. 'war beim Teufel kein geringes Stück Arbeit, das aus der Hexe von Endor herauszupressen!"

„Ihr glaubt also, wir seien hier nicht sicher?"

„Nu, was uns selbst angeht, so brauchen wir uns nicht zu fürchten; aber das arme Kind möchte ich, bevor die Nacht anbricht, hinter den Pallisaden des Forts wissen. Es sind rothe Krieger in den Wäldern und, wie ich glaube, auf unserer Spur. Ich fürchte, wir haben eine große Unvorsichtigkeit begangen, daß wir uns in Providence nicht des grimmen Annawon zu versichern suchten. Es ist ein eingefleischter Teufel und sicher hat Metacom schon lange Wind von dem, was in Providence vorgegangen, und weiß, wie wir jetzt zu ihm stehen. Wir müssen fort, um des Mädchens willen. Die Sonne steht noch hoch genug, um uns mehr als die Hälfte des Weges zu leuchten. Gewiß hat sich Lovely hinlänglich erholt, um mit uns aufbrechen zu können."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Das Fort Tabor. — Der Häuptling mit den zwei Skalpen. — Ein indianisches Lager. — Ah-ton-wi-tuck, der Truthahn, überreicht die Friedenspfeife im Fort. — Zurüstungen der Nipmucken zum Ballspiel. — Tripp trapp! Wie schreiten sie stattlich und frei, heisa, zum lustigen Spiele herbei!

Das Fort Tabor, wie es puritanischem Gebrauch zufolge mit einem biblischen Namen genannt wurde, lag auf einem Hügel am linken Ufer des Pawtucket, da, wo die Grenzen der Kolonien von Massachusetts und Plymouth zusammenstießen. Es war von den beiden Regierungen kurz nach Beendigung des Pequodkriegs gemeinschaftlich erbaut worden, weil man das Bedürfniß fühlte, eine befestigte Niederlassung zu gründen, welche bei künftigen Streitigkeiten mit den Eingebornen den in der Gegend zerstreuten Ansiedlern als Zufluchtsort dienen und zugleich die Verbindung zwischen den beiden Ufern des Pawtucket offen halten könnte. Man

darf sich jedoch das Fort Tabor nicht nach Art europäischer Festungswerke denken; es war ein echt amerikanisches Blockfort, d. h. eine doppelte Pallisadeneinfriedung in Gestalt eines länglichen Vierecks, dessen vier Winkel durch Blockhäuser gebildet wurden, welche der Besatzung zur Behausung dienten. Auf dem freien Raum inmitten des Vierecks war eine Anzahl von Hütten und ein großer Schuppen für das Vieh aufgeschlagen, welches beim ersten Zeichen von Gefahr von den umwohnenden Ansiedlern hieher gerettet wurde. Mitten in der dem Flusse abgekehrten Fronte, welche auf die Pawtucketprairie hinaussah, befand sich der Haupteingang, ein Bohlenthor, dessen zwei Flügel von innen durch einen schweren Balken zugesperrt werden konnten. Ueber dieser Pforte erhob sich noch eine Aufblockung, eine Warte, auf welcher der Stolz von Tabor postirt war, eines jener Feldgeschütze nämlich, die man im dreißigjährigen Kriege Falkaunen nannte und welche Eisenkugeln von zwei bis vier Pfund Schwere schleuderten. Außer diesem Stück, welches allerdings geeignet war, schon durch seinen Donner den Indianern Respekt einzuflößen, befand sich kein schweres Geschütz in dem Fort.

In gewöhnlichen Zeiten war die Besatzung desselben eine sehr friedliche, denn sie bestand nur aus einem Halbdutzend Invaliden nebst einem Sergeanten, der zugleich die Rolle eines Zwischenhändlers zwischen den Stämmen der Eingebornen und den Ansiedelungen spielte, indem er den Tauschhandel mit den indianischen und europäischen Produkten besorgte. Fort Tabor war daher ein für die Eingebornen wichtiger und von ihnen vielbesuchter Ort. Hier waren auch viele Verhandlungen zwischen ihren Häuptlingen und den Bevollmächtigten geführt worden; hier hatte schon oft das Rathsfeuer gelodert, die Friedenspfeife ihren Umgang gehalten und war mancher Vertrag abgeschlossen worden. Ebenso hatte auf der Prairie seit langen Jahren John Elliot, der ehrwürdige Apostel der Indianer, die umwohnenden Stämme alljährlich an bestimmten Tagen versammelt, um ihnen die Lehre des Evangeliums zu predigen, welches zwar bei den Eingebornen nur wenig Anklang fand, dessen Verkündiger sie aber um seiner unerschöpflichen Herzensgüte willen verehrten.

Als unsere Reisenden nach Einbruch der Nacht beim Fort anlangten, sahen sie einen großen Raum auf der Prairie mit in-

dianischen Büffelzelten bedeckt. Ihrem Ansuchen um Einlaß in die Garnison — wie man diese Grenzfestungen gewöhnlich nannte — wurde bereitwillig entsprochen und für Lovely in einem der Blockhäuser ein bequemes Plätzchen ausfindig gemacht; denn das Fort war mit Menschen, besonders mit Frauen und Kindern vollgepfropft, welche von ihren Männern und Vätern hieher geflüchtet worden waren, als König Philipp seine verheerenden Streifzüge durch das Land begann.

Am folgenden Morgen treffen wir den alten Trapper auf der Warte über dem Thore mit einem Manne von soldatischem Aussehen, den er mit dem Namen Major Moseley anredete, in eifrigem Gespräch. Als die Regierung von Boston die von den Indianern unter König Philipp verübten Feindseligkeiten erfahren, hatte sie sogleich einen Trupp von dreißig Milizen unter dem Kommando Moseley's abgesandt, um Fort Tabor zu besetzen. Major Moseley, ein Sechsziger von derber, untersetzter Gestalt, war ein geborener Engländer. In seiner Jugend hatte er unter den Fahnen Gustav Adolfs in Deutschland und später unter dem kaiserlichen Banner in Ungarn gegen die Türken gefochten. Es hieß auch, er habe sich in Westindien als Bukanier umhergetrieben, bevor er sich an der Massachusett-Bai ankaufte. In frühern Fehden der Kolonisten mit den Eingebornen hatte er seine Tapferkeit so sehr bewährt, daß die Letztern den Häuptling mit den zwei Skalpen gehörig fürchteten. Dieser seltsame Name war ihm nämlich von den rothen Kriegern gegeben worden, weil er eine Perrücke trug, die erste, welche in den Kolonien getragen wurde, und diese Perrücke zur unbeschreiblichen Verwunderung der Rothhäute bei Anfang eines Treffens an einen Baum zu hängen pflegte. Groot Willem hatte ihm einst den Dienst erwiesen, in einem Scharmützel das kostbare Haarkunstwerk den Händen eines Pequod zu entreißen, und seither bestand eine Art Freundschaft zwischen dem Major und dem alten Trapper. Ungeachtet seiner Tapferkeit paßte aber Moseley nicht zum Befehlshaber von Fort Tabor, weil er für's Erste die grölzenden Giaurs, wie er die Indianer mit dem türkischen Ausdruck für Ungläubige nannte, viel zu sehr verachtete, um ihnen gegenüber stets die nöthige Vorsicht zu beachten, und für's Zweite auf seine in der alten Welt gemachten kriegerischen Erfahrungen so stolz war, daß er den Krieg

durchaus nach europäischen Grundsätzen und nicht nach den Regeln eines Waldkriegs führen wollte. Zudem trug er bei großer Leichtgläubigkeit unter seiner Perrücke einen gewaltigen Starrkopf und ließ sich von einer einmal gefaßten Meinung, war sie nun richtig oder falsch, schlechterdings nicht abbringen.

Der Major lehnte an der Lafette der Falkaun und bestritt eifrig eine von dem alten Jäger vorgebrachte Meinung.

„Sag' Euch, Mann," bemerkte er, „Ihr seid gewaltig auf dem Holzweg, wie die Deutschländer zu sagen pflegen. Ist nicht die Spur eines Schattens einer Idee von Gefahr vorhanden — Passateremtetem! Die grölzenden Giaurs da unten sind gar nicht von der Bande des Sumpfkönigs von Mount Hope; 's sind Nipmucken, lauter Nipmucken, sag' ich Euch, kein Bein von Wampanogen oder Pokanoketen oder Naragansettern unter ihnen. Ja, 's sind Nipmucken, pure Nipmucken. Als sie gestern auf die Prairie kamen, wollt' ich zuerst auf sie lospfeffern, das wollt' ich. Kam aber ihr Häuptling, der Truthahn — was dieses Gesindel für schnackische Namen führt! — in's Fort und überreichte mir die Friedenspfeife, die ich auch annahm."

„Was! Ah-ton-wi-tuck (der Truthahn) ist unter ihnen?" versetzte Willem, der über die Brustwehr der Warte hinweg das indianische Lager auf der Prairie scharfen Blickes musterte. — „Nehmt Euch in Acht, Major, dieser Häuptling ist einer der verschlagensten Bursche, welche je eine indianische Teufelei ausheckten."

„Pah, mit Euren Teufeleien! Ist eitel dummes Zeug — Passateremtetem! Ja, wenn's Türken wären, da könnte man von Teufeleien reden. Das Lumpengesindel da unten hat seine Maisernte eingeheimst und ist nun nach seiner Gewohnheit gekommen, das große Ballspielfest zu begehen, das ja seit unvordenklicher Zeit alljährlich nach der Maisernte auf der Pawtucket-Prairie abgehalten wird."

„Das scheint freilich ein ganz unschuldiges Beginnen zu sein und ist es vielleicht auch. Aber dennoch, Major, seid auf Eurer Hut!"

„Ei, zum Teufel, meint Ihr, ich wüßte nicht, was meine Pflicht sei? Ihr kommt mir ja ganz vor, als ob Ihr Furcht hättet — Passateremtetem! Sag' Euch, dieser ganze indianische Kriegslärm

ist schon am Austönen, und wär er's nicht, ich wollt' ihm schnell ein Ende machen, wenn man mir ein paar tüchtige Compagnien und zwei Karthaunen gäbe. War nämlich gestern Abend spät der Thom Morton von Merry Mount da — ein lustiger Gesell bei Krug und Becher, Passateremtetem! — der brachte mir Nachricht, daß es Roger Williams so viel als gelungen sei, den ganzen Spahn beizulegen. Er habe dem Wampanogen und dem Naragansett im Namen der Kolonien Vergleichsvorschläge gemacht und die Sachems sollen sich zur Annahme derselben bereit erklärt haben. So wird denn der Spaß ein ganz erbärmliches Ende nehmen."

„Wie, der brüllende Thom war gestern hier?"

„Ja wohl, und wir saßen die Nacht durch beim Becher, indem er mir allerlei Mittheilungen machte. Gegen Tagesanbruch aber sahen wir einen mächtigen Feuerschein über den Wäldern aufgehen und da setzte er sich die närrische Idee in den Kopf, sein Merry Mount stehe in Flammen, und so ist er wie toll weggeritten."

„So, so?" entgegnete Willem, ein Lächeln verbeißend. „Aber glaubt Ihr denn, Major, das, was Euch der brüllende Thom vorschwatzte, sei wahr? Ihr wißt doch, wie er zu den Ansiedlern steht."

„Stand, wollt Ihr sagen, Mann. Freilich weiß ich, daß er schlecht genug stand zu den Pilgern der Wildniß — ein dummer Name, Passateremtetem! — Aber der Lump will sich, scheint es, bekehren und hat der bostoner Regierung seine guten Dienste angeboten. Man sagt, der alte John Elliot, der die merkwürdige Liebhaberei hat, den grölzenden Giaurs vorzupredigen und zwar in ihrer eigenen Gurgelei, welche sie für eine Sprache ausgeben — ja, man sagt, der alte John hätte ein Bekehrungswunder an dem brüllenden Thom gethan, was weiß ich? Kurz und gut, ich habe Befehl, mich besagten Mortons bei Gelegenheit zu bedienen, weil er uns vermöge seiner ausgebreiteten Bekanntschaft mit den Rothhäuten durch Kundschafterei nützlich werden könne."

„Was die ausgebreitete Bekanntschaft angeht, so hat das seine Richtigkeit; was aber den bevorstehenden Frieden mit den beiden Sachems betrifft, so hat Euch der brüllende Thom da was vorgeflunkert. Ich komme so zu sagen auf dem kürzesten Weg von Providence her und dort weiß man Nichts von diesem Frieden. Allerdings hat sich Roger Williams die äußerste Mühe gegeben,

einen Vergleich zu Stande zu bringen, aber ohne allen Erfolg. Metacom und Canonchet sind auf Leben und Tod verbunden und ich bin fest überzeugt, der kluge Wampanog hat es bereits dahin gebracht, alle Eingebornen von Neu-Holland gegen die Kolonisten zu vereinigen."

„Nur um so besser, da kann doch mein alter Pallasch wieder einmal einen lustigen Tanz mitmachen — Passateremtetem."

„Schon recht, Major, aber vor allen Dingen seid auf Eurer Hut vor diesen Nipmucken."

„Alle Wetter, was habt Ihr nur mit diesem Pack da unten? Sie wollen ihr abgeschmacktes Spiel treiben, weiter Nichts. Haben ja auch ihre Weiber bei sich und schleppen doch bekanntlich dieses Zeug nicht mit auf den Kriegspfad. Und sie sind nicht einmal bewaffnet; aber wären sie's auch, ich habe dreißig gute Büchsen im Fort, Euer Roer ist auch in Anschlag zu bringen und Euer Junge, der Thorkil, weiß gleichfalls seinen Mann zu stellen, wenn's je zum Fechten käme. Euer anderer Begleiter aber, der mit dem allmächtigen Schnurrbart, sieht mir ganz darnach aus, als wüßte er von dem Türkensäbel, welchen er an der Seite trägt, — ich sah nie einen schöneren, Passateremtetem! — bei Gelegenheit den richtigen Gebrauch zu machen. Aber 's kommt nicht zum Fechten, sag' ich Euch, und drum guckt Euch nicht blind an den grölzenden Giaurs da unten."

„Hört, Major," versetzte Willem, indem er mit Anstrengung aller Sehnerven in die Prairie hinabschaute, „ich will mein Roer gegen einen indianischen Bogen wetten, wenn ich nicht da unten den hölllischen Annawon aus einem Zelte in ein anderes schlüpfen sah. Und der ist König Philipps rechte Hand, sag' ich Euch."

„Pah, Ihr seht wohl Gespenster am hellen Tage, Ihr alter Waldmensch. Wie sollte Annawon, der allerdings ein schlimmes Stück von grölzendem Giaur ist, hieherkommen?"

„Vermuthe, auf seinen Beinen oder auf denen eines der vielen Pferde, die der Schurke schon gestohlen. Major, habt Acht auf das Fort! Ich will in das indianische Lager hinab, um zu sehen, ob ich mich getäuscht. Ist der bewußte Bursch wirklich da, so ist sicher Unheil um den Weg."

Mit diesen Worten schulterte der Trapper sein Roer und stieg

eilends die Treppenleiter hinab, welche von der Warte in den Hofraum führte.

„Da geht er, um seinem Gespenst nachzujagen," polterte der starrköpfige Kriegsmann dem Alten hinterdrein. „Hätte mir bald Langeweile gemacht mit seiner Litanei. Beim Bart des Propheten, wie die Türkenhunde zu schwören pflegen, diese Waldkerle, weiße und rothe, sind kurioses Volk, das sind sie — Passateremtetem!..."

Nach einigen Stunden kehrte Groot Willem aus dem indianischen Lager zurück, dessen Zelte etwa tausend Schritte von den Pallisaden des Forts entfernt aufgeschlagen waren.

Er hatte weder Annawon noch sonst Etwas gefunden, was seinen unbestimmten, aber starken Argwohn hätte bestätigen können, und dennoch vermochte er sich desselben nicht ganz zu entschlagen. Da er unter dem Stamme der Nipmucken seit langer Zeit Bekannte hatte, so war er wie ein alter Freund aufgenommen worden und der Häuptling Ah-ton-wi-tuck hatte ihm die Artigkeit erwiesen, ihn in sein Zelt einzuladen und ihm einen mit Büffelmark belegten Bärenschinken vorzusetzen. Willem hatte eine solche Gelegenheit, zu spähen und allfälligen Hintergedanken seines Wirthes auf die Spur zu kommen, gerne ergriffen, allein der Truthahn war in den Künsten indianischer Redeweise zu erfahren, um auch nur das Geringste merken zu lassen. Von Waffen gewahrte der Trapper nur wenige Bogen und leichte Jagdspeere; im Uebrigen schien das ganze Aussehen des Lagers von den friedfertigen Absichten der Eingebornen zu zeugen und Alles in lärmender Fröhlichkeit mit den Zurüstungen zu dem beabsichtigten Spiele beschäftigt, das auf dem freien Platz zwischen dem Fort und dem Lager aufgeführt werden sollte.

Der Trapper verließ das Lager in dem Augenblick, als sich die Indianer, in zwei Parteien von je hundert Mann getheilt, in ihrem Spielanzuge nach dem Spielplatz in Bewegung setzten. Voran schritten die beiden Spieler, welche die Trupps führen sollten, ihre mit Bändern, Stachelschweinstacheln und anderm Zierrath aufgeputzten Ballstöcke hoch in den Händen tragend. Zwischen den beiden Reihen der Männer gingen die Squaws, einen eintönigen Gesang anstimmend, welcher sich auf das beabsichtigte Spiel bezog, und den Zug beschloß der Häuptling, begleitet von vier alten Powows

oder Medizinmännern, welche dem Spiel als Preisrichter vorsitzen sollten und mit den Rasseln, die sie in den Händen schüttelten, einen gewaltigen Lärm machten.

Die Männer und Jünglinge, welche das Spiel mitmachen wollten, schritten gemessenen und doch elastischen Trittes einher. Ihre schlanken Leiber waren nur um die Hüfte bekleidet und zwar mit einem Schurz, welcher durch einen mit Glasperlen verzierten Gürtel festgehalten wurde und an welchem hinten ein flügelartiger Schweif von Büffelschwanzhaaren und weißen Federn befestigt war. Auf den dunkeln Gesichtern und in den schwarzen Augen aller Theilnehmer sprach sich das Vorgefühl der Festfreude unverholen aus.

Der Aufzug hatte unbestreitbar viel Anziehendes, besonders für Europäer. Die Bewohner des Forts drängten sich daher schaulustig dem Bohlenthor zu, dessen Flügel weit offen standen. Die Frauen kamen mit ihren Kindern auf den Armen und an den Händen heraus und vergaßen in ihrer Neugierde alle Furcht vor den rothen Männern, vor welchen sie doch hieher geflüchtet waren. Auch die Milizen, welche die Besatzung des Forts bildeten, wollten das Schauspiel genießen; stand ja doch ihr Befehlshaber etwa fünfzig Schritte von der Pforte sogar auf der Prairie, wo er mit dem Sergeanten sorglos plauderte.

„Nun, wie ist's Mann?" rief er dem herankommenden Trapper entgegen. „Habt Ihr Euer Gespenst am Kragen gekriegt, oder ist es verdunstet?"

„Sag' Euch, Major," entgegnete Groot Willem verdrießlich, „Ihr könntet Gescheidteres thun als Späße machen. Laßt doch wenigstens, um auf alle Fälle einigermaßen gefaßt zu sein, die Blockhäuser und das Thor durch Eure Leute besetzen."

„Wozu denn, Mann? Schlagt Euch doch die alberne Grille aus dem Kopf, 's ist keine Idee von Gefahr vorhanden. Wollen uns in aller Gemüthlichkeit die Schnurre ansehen, welche die grölzenden Giaurs da vor uns aufführen werden. Das Ding verspricht amüsant zu werden, wie die Franzmänner sagen, und die Kupfergesichter mit ihren Flügelschwänzen sehen recht schnackisch aus — Passateremtetem!"

„Töd und Duivel! Dieser Perrückenmensch hat einen härteren Schädel als der älteste Büffel," brummte Willem in den Bart,

indem er durch das Thor ging, um zu der Warte emporzusteigen, auf welcher er Lovely, Thorkil und De Lussan wahrgenommen hatte.

„Wir werden ein Schauspiel haben," rief der Flibustier dem näherkommenden Trapper zu. „Ich sehe jetzt, Freund Willem, daß es dem Trapperleben nicht an Mannigfaltigkeit und Unterhaltung fehlt."

„Ein Schauspiel, ja, hol's der Duivel! Gut, daß Thorkil wenigstens seine Büchse nicht vergessen hat, wie da unten die thörichten Kerle aus den Ansiedelungen."

„Was habt Ihr denn, Willem?" fragte der junge Jäger.

„Was ich habe? Nichts, Junge," entgegnete der Alte. „Verwünscht," murmelte er zwischen den Zähnen, „daß ich auf den Gedanken kommen mußte, das arme Kind da, das sich an der fremdartigen Szene zu seinen Füßen mit so harmloser Neugier freut, in dieses Fort zu bringen."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Das Ballspiel. — Feuer im Fort. — Der sorglose Major verliert seine Skalpe. — Annawons listiger Anschlag. — Wieder ein Gemetzel zwischen den Eingebornen und den Ansiedlern. — Die Wilden bleiben Sieger.

Das Spiel, zu welchem die Nipmucken sich auf der Prairie versammelt hatten, ist noch heutzutage die beliebteste Unterhaltung der Indianer Nordamerika's. Mit außerordentlicher Lebhaftigkeit, ja mit Leidenschaft spielen sie es Tage lang ununterbrochen und setzen es sogar die Nacht hindurch bei Fackelschein fort.

Auf dem Platze, wo das Spiel stattfinden sollte, sah man zwei aufrechtstehende, etwa fünfundzwanzig Fuß hohe und sechs Fuß von einander entfernte Stangen, die oben durch eine dritte Stange verbunden waren. Ein ganz gleiches Malzeichen erhob sich gegenüber dem eben erwähnten in einer Entfernung von etwa fünfzig Ruthen. In der Mitte zwischen beiden war eine einzelne Stange errichtet, um den Ort zu bezeichnen, von wo aus der Ball geworfen werden

sollte. Die beiden Spielparteien ordneten sich um die Malzeichen. Jeder Spieler hielt in jeder seiner Hände einen Stock, dessen kurzer Stiel am Ende zu einem länglichen, mit einem Netz überzogenen Reifen umgebogen war. Die Kunst des Spiels bestand darin, daß der Spieler hoch aufspringend den Ball zwischen den Netzen seiner Stöcke auffing und weiterschleuderte, wobei er ihn aber nicht schlagen oder mit den Händen fangen durfte.

Der Truthahn, welcher durch Abschießen eines Pfeils in die Luft das Zeichen zum eigentlichen Beginn des Spieles geben sollte, nahm mit den vier Powows, die mit dem Auswerfen des Balls und mit dem Richteramt beauftragt waren, Platz bei der mittleren Stange und zündete das Calumet an, welches zwischen ihm und den Medizinmännern etwa eine Viertelstunde lang die Runde machte. Inzwischen führten die Squaws auf dem zwischen den beiden Trupps offen gelassenen Raum einen Tanz auf und stimmten einen Gesang an den großen Geist an. Dann zogen sie sich zurück und stellten sich ganz nahe an dem Thore des Forts in einem dichtgedrängten Haufen auf, scherzend und lachend und zum Voraus mit der Geschicklichkeit ihrer Gatten oder Brüder gegen einander prahlend.

Sofort begannen auch die beiden Spielparteien jede um ihr Malzeichen her im Kreise zu tanzen, wobei sie die Stöcke heftig über ihren Häuptern zusammenschlugen und einen schreienden Gesang hören ließen, welchen die Powows mit ihren den Tamburins ähnlichen Rasseln begleiteten. Nachdem dies ungefähr eine Viertelstunde lang gedauert, erhob sich Ah-ton-wi-tuck, spannte den Bogen und schoß rückwärts gewandt einen Pfeil hoch über den Köpfen der Schaar hinweg in die Prairie hinaus.

Augenblicklich warf einer der Medizinmänner den Ball hoch in die Luft.

Hunderte von Netzstöcken wurden ausgestreckt, um den Ball zu fassen.

Jede Partei strengte alle Kräfte an, den Ball zu fangen und zwischen die Stangen ihres Malzeichens zu werfen.

Gelang dies, so zählte es für sie Eins und es trat eine Pause ein.

Dann wurde der Ball wieder in die Luft geworfen und so sollte das Spiel fortgehen, bis es der einen oder andern Partei gelungen wäre, den Ball hundert Mal in ihr Malzeichen zu werfen.

Es läßt sich denken, wie man schrie, lief, sprang, sich tummelte, einander drängte und stieß, um den Ball zu erhaschen, und welch belebtes Schauspiel dieser Kampf zwischen den beiden Parteien, dieses Durcheinanderwimmeln von Hunderten schlanker Gestalten darbot.

Auf beiden Seiten wurde mit der gleichen Geschicklichkeit und Hartnäckigkeit gespielt und die Szene voll malerischen Reizes war ganz geeignet, die Aufmerksamkeit der Zuschauer vollständig zu fesseln.

„Nun, wie gefällt's Euch, Mann?" rief der Major in der heitersten Laune dem alten Trapper auf der Warte zu. Die Kerle haben eine famose Gelenkigkeit, das muß man sagen — Passatemtetem!"

„Ich habe das Spiel schon hundertmal gesehen, Major," entgegnete Groot Willem, „und wenn's Spiel bleibt, so hab' ich gar nichts dawider einzuwenden. Die Rothhäute haben eine merkwürdige Gabe dafür und es sieht sich ganz hübsch an."

„Ja, beim Bart des Propheten, ganz hübsch, und drum will ich ihnen zum Schluß eine Gallone Feuerwasser *), wie sie's nennen, zum Besten geben. Machen sie uns Vergnügen, so wollen wir's ihnen auch machen, damit sie nicht sagen können, die Hände der Blaßgesichter seien zugeleimt."

Die Spielenden hatten eine kurze Pause gemacht. Bis jetzt hatte keine der beiden Parteien einen wesentlichen Vortheil über die andere erlangt; als aber das Spiel von Neuem begann, gelang es der einen, den Ball fünfmal hinter einander in ihr Malzeichen zu werfen und dadurch den Gegnern einen Vorsprung abzugewinnen. Die Letzteren verdoppelten daher ihre Anstrengungen, um den Nachtheil wieder auszugleichen, und das Spiel nahm einen immer aufgeregteren Charakter an. Die Augen der Spieler funkeln, die Muskeln ihrer Arme und Beine schwellen an, dunkles Roth färbt die Wangen, ihr ganzes Wesen entzündet sich. Der Ball schwebt einen Augenblick in der Luft, Alle drängen sich mit heftigem und jubelndem Geschrei heran, ihn zu erwischen; die Schnellfüßigsten rennen voran, treiben den Ball gerade aus, senden ihn seitwärts

*) Branntwein.

und die leidenschaftliche Thätigkeit wird durch die je nach den Umständen ertönenden Triumphschreie oder Hohnrufe der Squaws noch mehr angefeuert.

Nur Ein Mann behauptet in dem tobenden Gewirre seine kalte Haltung, der Truthahn, welcher sich erhoben hat und seine Blicke unbeweglich auf dem Fort haften läßt.

Mit steigender Theilnahme verfolgen die Augen der Zuschauer das Spiel und selbst der alte Trapper kann sich derselben nicht völlig entschlagen. Indem er aber zufällig seinen Platz verändert, fällt sein Blick rückwärts auf das Fort und er sieht plötzlich aus den beiden auf der andern Seite liegenden Blockhäusern zwei schwarze Rauchsäulen emporsteigen.

Eine schreckliche Ahnung durchblitzt ihn. „Feuer im Fort!“ brüllt er von der Warte herab.

In diesem Augenblick fliegt der Ball, einen weiten Bogen in der Luft beschreibend, aus dem Kreise der Spieler hervor und rollt gegen die offene Pforte hin.

Ah-ton-wi-tuck springt einige Schritte vorwärts, erhebt zielend seinen Bogen, der Pfeil schwirrt von der Sehne und durchbohrt im nächsten Augenblick die Brust des sorglosen Majors.

Der ganze Schwarm der Spieler stürzt dem Balle nach, als wollten sie denselben zurückholen; aber während sie an den Squaws vorübereilen, reichen ihnen diese Tomahawks dar, welche sie unter ihren Tuniken verborgen hatten, und nun fallen die Wilden in das von dem Häuptling angestimmte Kriegsgeschrei ein und stürmen mit geschwungenen Waffen auf das offene Thor los.

„Passaterem ....“ schreit der unglückliche Major auf und schlägt, ohne sein Lieblingswort vollenden zu können, auf sein Angesicht nieder.

Der Truthahn schießt auf ihn los, wie ein Falke auf seine Beute. Das Skalpirmesser blitzt in der Hand des Wilden, in einem Nu hat er dem Sterbenden die Perrücke abgerissen und mit einem Kreisschnitt die Hirnhaut gelöst. Er schwingt in der einen Hand den falschen, in der andern den wahren Skalp des Ermordeten hoch empor und will einen Triumphschrei ausstoßen; aber eine Kugel aus Willems Roer zerschmettert ihm das Gehirn.

Wie ein Echo folgt dem Knall des Roers das Krachen von

Thorkils Büchse; ihre Kugel streckt den Indianer nieder, welcher dem Thor am nächsten ist.

„Herein mit Euch, Männer, und werft die Pforte zu, wenn Euch Euer Leben lieb ist!“ ruft Groot Willem den vor Schrecken erstarrten Weißen zu.

Aber seine Mahnung verhallt in dem furchtbaren Tumult.

Der Fall ihres Häuptlings macht die Nipmucken einen Augenblick stutzig, aber jetzt ertönt Kriegsgeheul aus dem Innern des Forts und von den brennenden Blockhäusern her stürmt eine Bande zum Krieg bemalter Wampanogen mit rasendem Geschrei gegen das Thor an, an ihrer Spitze der grimmige Annawon, welcher das verlassene Fort während des Spiels von der Flußseite her erstiegen und das Feuer angelegt hatte.

„Ha, das ist Dein verruchter Anschlag, Höllenhund!“ schreit ihm der Trapper entgegen, indem er die wiedergeladene Büchse auf Annawon anschlägt.

Aber schon ist dieser in dem wirren Menschenknäuel verschwunden, welcher sich um die Pforte her gebildet hat.

Das Feuer verbreitet sich mit reißender Schnelligkeit und hat bereits den Schuppen ergriffen, in welchem das Vieh untergebracht wurde. Sein Brüllen mischt sich mit dem Geprassel des Brandes, mit dem Geheul der Wilden, welche mit Tomahawk und Messer unter den wehrlosen Frauen und Kindern der Blaßgesichter wüthen, und mit dem Todesgeschrei der Schlachtopfer. Es ist eine Szene unbeschreiblicher, wildester Verwirrung.

„Thorkil, hab' Acht auf Lovely!“ ruft Willem aus. „Wir müssen hinaus. Vorwärts, Kapitän!“

De Lussan eilt mit gezogenem Säbel die Treppenleiter hinunter, ihm nach der alte Jäger und diesem Thorkil, der mit dem linken Arm das Mädchen umfaßt, während er mit der Rechten seine Büchse zum Kolbenkampf bereit hält.

Groot Willem jagt die Ladung seines Roers dem nächsten Indianer, der ihm vorkommt, in den Leib, kehrt dann die schwere Waffe um, schmettert einen Zweiten mit einem Kolbenschlag nieder und wirft sich mit der ganzen Wucht seines riesenhaften Leibes auf den Knäuel der Wampanogen, welche von innen das Thor sperren.

Ihm zur Seite blitzt des Flibustiers Damascenerklinge, und wo sie hinfährt, stürzt ein Feind zu Boden.

Der alte Trapper und De Lussan kämpfen mit todesverachtender Kühnheit und vor ihrem wüthenden Ansturm stieben die Wilden auseinander.

Der Platz vor dem Thore wird frei, aber schon im nächsten Augenblick verstopft der Schwall von weißen Männern und Frauen, welche von den Nipmucken draußen hereingedrängt werden, die Oeffnung wieder.

„Steht fest, ihr Männer!“ herrscht der Flibustier den Milizen zu. „Sammelt Euch um mich. Wer keine Waffen hat, kämpfe mit den Fäusten!“

Seine Löwenstimme, sein Achtung gebietendes Wesen beherrscht für einen Augenblick den Tumult. Einige der Männer haben ihre Messer zur Hand, andere raffen die Tomahawks der erschlagenen Wilden vom Boden auf; sie schaaren sich und bilden eine Schutzwehr um die Frauen her, in deren Mitte Thorkil auch Lovely läßt, um sich mit seinen beiden Freunden an die Spitze des Haufens zu stellen.

„Wir müssen nach der Prairie durchzubrechen suchen,“ ruft Willem aus, denn das Feuer kommt uns auf den Nacken. Ha, es hat dort hinten den Pulverraum erfaßt!“

Ein entsetzliches Gekrach und Geprassel bestätigt seine Worte. Eine ungeheure Flammengarbe wirbelt in die Luft und überschüttet die verzweiflungsvolle Gruppe mit einem Funkenregen.

„Haltet zusammen, wie die Stränge eines Ankertaues!“ donnert De Lussan. „Vorwärts! Gloire und Desdemona!“

Vor Willems und Thorkils Kolbenschlägen, vor De Lussans Schwertstreichen prallen die Nipmucken zurück; der Ausfall gelingt und trotz des von allen Seiten sie umschwirrenden Pfeilhagels gelangen sie auf die Prairie, jeden Feind, der sich in den Bereich ihrer Waffen wagt, niederstreckend.

Da erhebt Annawon das Kriegsgeschrei seines Stammes und das Geheul der Nipmucken gibt ihm Antwort. Die Wampanogen verfolgen die kleine Schaar der Weißen und es bildet sich eine doppelte und dreifache Kette von rothen Kriegern um sie her, die

sich bei jedem Schritte, welchen sie vorwärts thun, mehr und mehr verengt.

Ein Schauer von Pfeilen und Wurfspeeren bricht auf die Unglücklichen ein. Die Indianer stürmen mit fürchterlichem Gebrüll heran. Noch eine Weile sieht man den Säbel des Flibustiers über dem schrecklichen Gewühle blitzen und Willems und Thorkils Büchsenkolben im Schwunge kreisen; dann läßt sich in dem wüsten, tobenden Knäuel Nichts mehr unterscheiden .... Bald jedoch erschüttert das Siegesgeschrei der Wilden die Lüfte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

König Philipps Krieg. — Die Kolonisten erstürmen das Lager der Naragansetter. — Wachsendes Kriegsglück der Eingebornen.

Die Schreckensszenen, welche wir unsern Lesern am Schlusse des letzten Kapitels und schon früher bei der Zerstörung von Swanzey vorführten, mögen ihnen die Art und Weise indianischer Kriegsführung einigermaßen veranschaulicht haben.

Der düstere Richter Eaton durfte, wie wir schon früher erwähnt, mit Recht sagen: Die Zeit der Heimsuchung ist gekommen! Der eben entbrannte Kampf mit den Eingebornen, welcher in der Geschichte der Kolonien von Neu-England unter der Benennung „König Philipps Krieg" bekannt ist, war die heftigste Heimsuchung und Prüfung, welche über die Pilgrime seit der Landung der Pilgerväter verhängt war, und alle früheren Reibungen und Fehden waren von keinem Belang im Vergleich mit diesem Kriege, bei welchem es sich um nichts Geringeres, als um die Vernichtung der Kolonien handelte.

Der Sachem der Wampanogen, Metacom oder König Philipp, war unstreitig ein Held seines Volkes. Wir haben schon mehrmals angedeutet, daß die fortschreitende Ausbreitung der Weißen ihn für sein Volk bange machte und daß er daher jahrelang über Plänen zur Vertilgung der Blaßgesichter brütete. Hiezu schien ihm

vor Allem die Vereinigung sämmtlicher Stämme seines Volkes nothwendig; allein noch war ihm nicht gelungen, die Ueberreste der Pequods und Mohikans unter ihrem Sachem Uncas in ihrer anhänglichen Treue gegen die Ansiedler wankend zu machen, als der Verrath Sasamons und die von demselben gelieferten Beweisstücke das Mißtrauen der Kolonisten gegen Metacom rege machte. Dem Sachem blieb daher nur die Wahl, entweder auf die demüthigendsten Bedingungen hin den verhaßten Eindringlingen sich zu unterwerfen oder loszuschlagen, gleichviel ob mit oder ohne Aussicht auf Erfolg. Die Verzweiflung beschleunigte nun den Aufstand der Eingebornen. Sie erhoben sich zum Kampfe ohne Hoffnung und fochten daher meistens ohne Erbarmen.

Der einzige Mann, dem vielleicht ein Vermittlungsversuch hätte gelingen können, war der greise Roger Williams. Allein dieser hatte vor und nach der Zerstörung von Swanzey allen seinen Einfluß auf die rothen Männer erschöpft, ohne seinen Zweck zu erreichen. Nach jener Szene am Williamsbrunnen zu Providence hatte er noch einmal sein ganzes Ansehen, dessen er unter den Naraganssettern genoß, aufgeboten, um Canonchet und dessen Untersachems von dem Bündniß mit Metacom abzuziehen, und ihnen vorgestellt, daß die Kolonie von Massachusett allein im Nu tausend Krieger stellen könne und die Kolonien von Connecticut und Plymouth immer neue Schaaren heranführen würden. „Gut," war ihm hierauf von Canonchet erwidert worden, „wir wissen, daß Haddoh-Manituh die Wahrheit spricht. Doch laß sie nur ankommen, wir wollen sie erwarten. Dir aber, Vater, der Du Dein Lebenlang des rothen Mannes Freund gewesen, Dir soll kein Haar auf Deinem Haupte gekrümmt werden."

Der überraschend schnelle Beginn der Feindseligkeiten von Seiten Metacoms hatte zur Folge, daß die vereinigten Kolonien den Beschluß faßten, den Krieg als eine gemeinschaftliche Angelegenheit zu betreiben, und daß sofort tausend Milizen aufgeboten wurden und Freischaaren sich sammelten, die unter ihren im Waldkriege erfahrenen Führern wirklich Ausgezeichnetes leisteten.

Von Seiten der Indianer ward der Krieg, wie wir bereits gesehen, aus Hinterhalten und vermittelst Ueberfällen geführt. Nie traten sie den Kolonisten im offenen Felde entgegen, sondern flohen

dann allemal, wenn sie auch an Zahl weit überlegen waren. Allein sie waren schlaue Gegner, geübte Schützen, zum Theil mit Feuergewehr versehen, flüchtig auf den Füßen, bekannt mit allen Pfaden des Waldes, abgehärtet gegen Strapazen und von Durst nach Raub und Rache erfüllt. Die Moräste und die dichtbelaubten Wälder waren ihre Festungen und in diese hatten bisher die Verfolger nicht zu dringen vermocht.

Mit der Schnelligkeit des Blitzes erschienen sie auf einmal in den zerstreuten Dörfern und verheerten sie im Sturme. Vereinzelte Streifparteien der Weißen wurden niedergemetzelt und die skalpirten Leichname an den Bäumen aufgehangen. Der Arbeiter auf dem Felde, die Schnitter in der Ernte, Leute auf dem Wege zur Mühle, der Hirtenknabe bei seinen Schafen wurden von den schleichenden, unsichtbaren Feinden niedergeschossen. Die allein im Hause weilende Mutter hatte jeden Augenblick zu befürchten, daß der Tomahawk ihrem Leben und dem ihrer Kinder ein Ende mache. Wenn man Sonntags in langen Reihen zur Kirche ritt, hielt der Farmer den Zügel in der einen Hand und ein Kind in der andern; sein Weib saß hinter ihm, oft mit einem zweiten Kinde auf dem Schooße; in dem Augenblick aber, wo man es am wenigsten erwartete, pfiffen aus dem Hinterhalt abgefeuerte Kugeln unter sie hinein. Es war eine schwere Zeit der Heimsuchung!

Bald nach dem Ueberfall von Swanzey wüthete Metacom, wie der brüllende Thom in seiner Unterredung mit Kellond auf Merry Mount erwähnte, in den Dörfern von Connecticut mit Mord und Brand. Aber die Bewohner dieser Kolonie gingen den rothen Heiden so tüchtig zu Leibe, daß die Schaaren König Philipps für einige Zeit völlig zersprengt wurden. Da viele seiner Krieger sich zu den Naraganfettern geflüchtet, so verlangten die Kolonisten von Canonchet, daß er die Wampanogen den Weißen ausliefere. Allein der Häuptling antwortete: „Ich soll meine Brüder, die Wampanogen, ausliefern? Nicht eines Wampanogen abgeschnittenen Nagel!“

Die Ansiedler betrachteten diese Antwort als eine Kriegserklärung und beschlossen, dem Losbruch der Naraganfetter durch einen entscheidenden Schlag zuvorzukommen. Durch rastlose Späher hievon unterrichtet, verschanzten sich die Eingebornen in einem Fort, welches ihnen in Tagen der Gefahr den sichersten Zufluchtsort bot.

Die Befestigungsmittel desselben bestanden nach indianischer Art aus einer Reihe hoher Palliſaden und aus einer rings um letztere herlaufenden natürlichen Hecke von sechszehn Fuß Dicke. Der einzige Zugang war durch einen Verhau von Baumstämmen gedeckt. Es lag auf einer Erhöhung, welche rings von einem jener Cedernſümpfe umgeben war, in deren Moraſt der schwere Fuß des Weißen stecken bleibt, während der leichte Tritt des Indianers über den verrätherischen Boden weggleitet. Und dennoch faßten die Koloniſten unter ihrem Oberbefehlshaber Winslow den kühnen Entſchluß, die Naraganſetter in dieſem Lager, in welches ſich ein großer Theil ihres Stammes mit Weibern und Kindern und der besten Habe zurückgezogen hatte, anzugreifen. Das Unternehmen war allerdings gefahrvoll, aber nicht unausführbar für Männer, welche für ihr Beſtes und Heiligſtes in den Kampf gingen.

Sie wählten die Nacht zur Ausführung ihres Vorhabens und indianiſche Bundesgenoſſen vom Stamme der Mohikaner gingen vor den Angreifern her, um den Pfad durch den gefährlichen Cedernſumpf aufzuſpüren. Aber ihr Herankommen war von den Naraganſettern bemerkt worden und ſofort gerieth das ganze Lager in Allarm. Jetzt galt es, ein großes Beiſpiel zu geben und die erhabene Rolle eines Winkelried zu ſpielen. Es war klar, daß die, welche zum Sturme auf den Verhau vorangehen würden, unfehlbar fallen mußten, und dennoch warfen ſich zwei ſchlichte Milizhauptleute als die Erſten auf den Verhau. Sie wurden ſogleich niedergeſchoſſen und ebenſo ihre nächſten Nachfolger. Allein die Bahn war gebrochen und mit Rachegeſchrei drangen die Hintermänner voran. Die Naraganſetter fochten wie Wüthende und es gelang ihnen, die in das Lager gedrungenen Weißen mit großem Verluſt in den Sumpf zurückzuwerfen. Aber nach dreiſtündigem mörderiſchem Gefechte faßten die Koloniſten feſten Fuß in dem Fort. Ihre rothen Verbündeten, die Mohikaner, warfen Feuerbrände in die Wigwams und bald loderten fünf- bis ſechshundert der leichten Hütten in hellen Flammen auf. In ihrem Scheine begann ein ſchreckliches Gemetzel, in welchem die Weißen der Greiſe, der Weiber und Kinder ſo wenig ſchonten, als dies der Indianer im Kampfe thut. Die Naraganſetter verloren in dieſer ſchrecklichen Nacht an tauſend Krieger; aber auch die Weißen hatten den Sieg mit ſchwe-

rem Verluste erkauft. Canonchet focht, so lange die Gegenwehr möglich war, und zog sich dann mit dem kleinen Reste seiner Getreuen in so drohender Haltung in den Sumpfwald zurück, daß die Sieger weder eine Verfolgung noch die Behauptung des zerstörten Forts wagten und mit Tagesanbruch abzogen.

Durch diesen Ueberfall war Canonchets Abneigung zum Ingrimm gesteigert worden und so wies er die Anträge zur Unterwerfung, welche ihm von Seiten der Kolonisten gemacht wurden, mit Verachtung zurück. „Lieber bis auf den letzten Mann sterben," rief er aus, „als der Blaßgesichter Knechte sein!" Er führte nun seinen Stamm aus den heimatlichen Jagdgründen hinweg, wo die zerstörerische Hand der Weißen Wohnsitze und Fruchtvorräthe vernichtet hatte, und vereinigte sich mit den Nipmucken, welche seit dem Ueberfall von Fort Tabor bedeutende Fortschritte auf ihrem Vertilgungspfade gemacht hatten. Allenthalben erhoben sich die Eingebornen, der Krieg drang bis in's Herz der Kolonie von Connecticut, Massachusetts und Plymouth vor, selbst Rhode-Island wurde trotz der Freundschaft Canonchets für den Patriarchen dieser Kolonie nicht völlig verschont, und so hatte es eine Zeit lang den Anschein, als ob König Philipps Idee, die Blaßgesichter vom Boden Neu-Englands zu vertilgen, zur Wirklichkeit werden sollte.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Swamps. — Ein alter Bekannter als Gesandter Sr. rothen Majestät König Philipp. — Ein Zusammentreffen in der Wildniß. — Standish und Groot Willem erzählen sich ihre Erlebnisse in den letzten Monaten und theilen einander Neuigkeiten mit. — Canonchets Tod und Bestattung. — Ischähkohnih und Hahnih.

Aecht indianische Reviere, in welchen die Weißen noch gar nicht heimisch geworden, ja welche ihnen geradezu unheimlich vorkamen, waren die beiden von den Wampanogen und Pokanoketen bewohnten Landschaften Pocasset und Saconnet, welche einerseits gegen die

Bai von Manumet, andererseits gegen die Naraganſettbai zu abfielen. Die ganze Gegend von der ſüdlichſten Spitze bis hinauf nach Montaup war vorherrſchend Sumpfland. Die Amerikaner nennen einen derartigen Landſtrich Swamp, welches Wort Alles das in ſich zuſammenfaßt, was wir mit den Worten Sumpf, Moor, Moraſt, Röhricht, Sumpfwald ausdrücken. Wir können unſern jungen Leſern kein beſſeres Bild von dieſen Swamps geben, als es ein amerikaniſcher Dichter in folgender trefflicher Schilderung zeichnet:

„Ein wilder Fleck iſt's und von düſterm Ausſehen;
Der Vogel ſingt nie fröhlich auf dem Baum,
Verſengt ſcheint ſtets das grüne Laub. Es wuchern
Giftige Pflanzen rings, ausſätzig machend
Mit böſer Feuchtigkeit die Hand, die ſich
Wagt unbedacht in ihre Näh'! Cypreſſen
Entwachſen naſſem Grund; von ſchönen Pflanzen
Zu ſchauen Nichts! Nur wilde, knorr'ge Bäume,
Böſen Geſpenſtern gleich, ſtinkende Sträuche,
Die ſchwere Luft vergiftend, graue Nebel, die,
Wolken halb, halb Teufel von Geſtalt,
Sich ſammeln über'm Rand des wüſten Sumpfes,
Machen mit ihrer Düſterheit und Schwärze
Unhold die ganze Anſicht. Seine Flügel
Schwingt der betrübte Falter und ſchwebt fort
Und mahnt mit ſeinem Flug auch uns zur Eile
Nach beſſerm Quartier und ſchönrer Szene ...."

An einem trüben Spätmorgen langte ein einſamer Reiter, von Süden herkommend, an der Grenze des obenerwähnten Sumpflandes an. Wir erkennen in dem kleinen, unterſetzten Mann mit den offenen, kühnen Zügen unſern alten Bekannten Miles Standish.

Der Kapitän hielt ſein Roß an und warf einen Blick rückwärts auf die troſtloſe Gegend, von wo er hergekommen. Auch auf ihn ſchien ſie einen melancholiſchen Eindruck gemacht zu haben.

„Alle Wetter," ſagte er aufathmend, „ich bin froh, daß ich endlich aus dieſen verrätheriſchen Swamps heraus bin. Ein hölliſches Land das! Ein Land für Schlangen und Indianer, brrr! Nach den Anweiſungen meines rothhäutigen Führers, ohne welchen ich mich nun und nimmer aus dieſem Sumpflabyrinth herausge-

finden hätte, muß hier herum irgendwo eine Quelle sein. Wollen sehen, ob wir sie finden können."

Während dieses Selbstgesprächs spähte der Reiter aufmerksam umher; sein Roß aber, das jetzt festern Boden unter sich fühlte, trabte rüstig vorwärts. Doch plötzlich blieb es stehen und spitzte prustend die Ohren.

„Ei, was hast du denn, alter Grauschimmel? Ja so, der Rauch dort? Hm, kommt von einem Feuer, ohne Zweifel. Wenn sich dort in der Bauminsel eine Bande von Rothäuten gelagert hat, so ist meine Gesandtenrolle ausgespielt, so viel ist sicher. Müssen's aber doch probiren, komme, was da wolle."

Mit diesen Worten nahm er die auf seinem Rücken hängende Büchse zur Hand, untersuchte das Schloß, lockerte seinen Degen in der Scheide und ordnete eine glänzende Wampumschnur, die ihm wie eine Ordenskette um den Hals hing, so, daß sie auf seinem beschmutzten Lederkoller recht deutlich sichtbar war. Dann setzte er sein Pferd wieder in Gang.

Gerade vor ihm lag auf der wellenförmigen Steppe eine jener vereinzelten Baumgruppen, welche wie Inseln aus dem Meere der Savannen Amerika's auftauchen. Aus dieser Bauminsel stieg die Rauchsäule eines Feuers empor, welches ein anderer einsamer Wanderer am Fuße einer mächtigen Eiche angezündet hatte, um sich nach einem tüchtigen Marsche eine Rehkeule zu rösten. Auch in diesem treffen wir einen alten Bekannten; es war Groot Willem. Sein geliebtes Roer lehnte auf Armeslänge neben ihm an einem jungen Stamm und sein treuer Hund lag zu seinen Füßen im Grase.

Der alte Waldgänger, dessen gewaltiger Körper trotz der furchtbaren Strapazen, die er in letzter Zeit durchgemacht, ungebeugt geblieben war, hatte jetzt neben der frühern schrecklichen Narbe auf seiner linken Wange eine weitere, die noch nicht völlig zugeheilt war. Er war auf den herankommenden Reiter durch Prinslo aufmerksam gemacht worden, welcher demselben bellend entgegenspringen wollte, allein der Trapper hatte ruhig bemerkt: „Bst, Hund, 's ist ein Weißer!" und so beschränkte sich Prinslo darauf, die Bewegungen des Reiters achtsam mit den Augen zu verfolgen.

„'s ist Einer von unserer Farbe, Prinslo," sagte der Waldgänger, welcher gewohnt war, mit seinem Hunde zu sprechen, als

hätte er einen Menschen vor sich. „Ja 's ist ein Weißer, ein kleiner Kerl, aber er reitet gut und sieht aus, wie ein Kriegsmann. Ha, er langt nach seiner Büchse .... Wer, zum Duivel, das sein mag?"

So sprechend, griff er nach seinem Roer und erwartete, auf seine Waffe gestützt, das Herankommen des Fremden.

Der Kapitän hielt in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten still und rief, die herkulische Gestalt des Waldgängers nicht ohne einiges Mißtrauen betrachtend:

„Holla, Mann, wollt Ihr mir sagen, mit wem ich es hier zu thun habe?"

„Hm," entgegnete der Trapper, „nach gutem, altem Waldbrauch hat der, welcher zuerst am Platze ist, das Recht, Ankommende zu fragen, wer sie seien. Wer seid Ihr, Fremder?"

„Nu, so will ich mich denn Eurem alten, guten Waldbrauch fügen: Ich bin Miles Standish aus der Plymouth-Kolonie."

„Miles Standish? Also der, welchen die Ansiedler den Hauptmann Knirps und die Rothhäute den kleinen Feuerspeier nennen? Ei, nehmt's nicht krumm, Mann," fügte der Alte hinzu, als er bemerkte, daß der Näherreitende die Stirne runzelte, „welche Namen Euch auch die Weißen und die Rothen geben mögen, ich hörte Leute von beiden Farben oft genug sagen, Ihr hättet das Herz auf dem rechten Fleck."

Das besänftigte den Kapitän und er versetzte, indem er abstieg:

„Ihr habt mir zwar Euren Namen noch nicht genannt, Mann, allein nach Eurer Gestalt und Eurem allmächtig großen Schießzeug da zu schließen, könnt Ihr Niemand anders sein, als der an der ganzen Grenze hin wohlbekannte Trapper, welchen unsere Leute den Groot Willem und die Rothhäute den grauen Bären nennen."

„Gut errathen, Hauptmann. Ja, ich bin der Mann, welchen die Rothen Mato nennen. Vermuthe, sie haben noch unlängst gespürt, daß dem alten Bären die Klauen noch nicht ausgefallen sind."

„Wie, Ihr habt mit dem hölliſchen Gezüchte gekämpft, Mann? Wo das?"

„Ja wohl hab' ich mit den Burschen gefochten, in frühern Tagen und neulich noch. Die Nipmucken ...."

„Was, sind die Nipmucken auch losgebrochen?"

„Freilich sind sie losgebrochen und haben, unterstützt von dem teuflischen Annawon und einer Bande Wampanogen, Fort Tabor überrumpelt und verbrannt.“

„Fort Tabor ist zerstört? Verdammt das!“

„Ja wohl, verdammt das! Warum haben aber die klugen Herren von Boston einen solchen Stierkopf wie Major Moseley als Kommandanten in die Garnison geschickt? Sag' Euch, dem Manne war rein Nichts einzureden und seiner eigensinnigen Sorglosigkeit allein haben wir das schreckliche Blutbad zu verdanken.“

„Waret Ihr dabei?“

„Leider ja. Doch sagt, wollt Ihr nicht mein Mittagsmahl, eine eben gar gewordene Rehkeule, mit mir theilen?“

„Hab' ganz und gar Nichts dagegen, versichere Euch. Dabei werdet Ihr mir erzählen, was die letzten Monate her in der Welt vorgegangen ist. Ich komme aus der Gefangenschaft der Rothhäute, müßt Ihr wissen, und bin sehr besorgt um das Schicksal meiner Freunde.“

„Ich gleichfalls, Mann, ich gleichfalls. Und aus der Gefangenschaft komm' ich auch, wenn schon nicht geraden Weges.“

„Wie?“

„Ja, seht, die Strolche von Nipmucken hatten mich bereits für den Marterpfahl bestimmt und es wäre mir beim Duivel schlimm ergangen, wenn nicht der arme Sachem der Naraganſetter mir noch zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen wäre. Schade um den Mann, denn er war brav durch und durch, keine falsche Ader in ihm vom Wirbel bis zur Zehe.“

„Wie so, Schade?“

„Er ist todt.“

„Todt? Canonchet todt? Ich erstaune. So erzählt doch, Freund, wie ging das zu?“

„Ihr sollt Alles erfahren. Doch vor allen Dingen laßt's Euch schmecken, denn Ihr müßt weit geritten sein und kommt, vermuth' ich, aus der Gegend von Montaup herauf. In diesem Falle können wir unsere Neuigkeiten gegen einander austauschen.“

Groot Willem theilte nun dem Kapitän umständlich mit, was sich vor und bei der Einnahme des Forts Tabor durch die Eingebornen ereignet hatte und was unsere Leser bereits aus dieser Erzählung wissen.

„Plötzlich," schloß er seine Mittheilungen, „wurde mir die Schlinge eines Lasso's um den Hals geworfen, der mich zu Boden riß. Machtlos mußte ich mitansehen, wie meine zwei Freunde und das arme Kind, von welchen ich Euch gesprochen, von Annawon und seinen Wampanogen gefangen genommen wurden. Seither sah ich sie nicht mehr. Ich wurde von den Nipmucken fortgeschleppt und, wie schon gesagt, rettete mich nur die Dazwischenkunft Canonchets, mit welchem ich schon lange befreundet war, vor ihren höllischen Marterkünsten ..... Aber jetzt, Hauptmann," fuhr der alte Trapper nach einer Pause mit dem Ausdruck höchster Angst und schmerzlicher Spannung fort, „sagt mir, ich bitt' Euch, kommt Ihr von Montaup, aus dem Lager Metacoms .... und habt Ihr da unten im Lager der Wampanogen Nichts von meinen Freunden gesehen?"

„Beruhigt Euch, Freund," antwortete Standish mit theilnehmender Bewegung, „ich habe die Männer und auch das Mädchen gesehen."

„Wirklich? ... Ihr habt sie gesehen? ... Todt oder lebendig? Sprecht! Redet!"

„Lebendig, lebendig. Sie sind gefangen im Lager Metacoms."

„O, nun ist Alles gut. Prinslo, komm her, alter Hund! Komm her, sag' ich; Thorkil lebt, unser Thorkil lebt, hörst du, altes Thier? Ei, so freu' dich doch, Köter! Thorkil lebt ja!"

„Hört, alter Jäger," unterbrach der Kapitän endlich diesen charakteristischen Ausbruch der Freude des Trappers, „wollt mir nun auch einige Fragen beantworten. Wißt Ihr nicht, was aus meinem Freund Eaton, dem Richter von Swanzey geworden ist? Er wurde nach unserer Gefangennahme von mir und meinen beiden andern Unglücksgenossen, die noch von dem rothen Heiden gefangen gehalten werden, getrennt."

„Eaton lebt, und zwar unter dem Schutze von Roger Williams in Swanzey. Er ist einer großen Gefahr entgangen, was ich Euch später umständlich erzählen werde. Das aber muß ich Euch gleich jetzt zu wissen thun, daß wir Beide, die wir lange bittere Feinde waren, uns ausgesöhnt haben auf dem Grabe Einer, die nicht mehr ist."

„Das ist brav, wahrhaftig. Die gute Mabel wird sich im Himmel darüber freuen .... Doch sagt, Freund, was ist's denn

mit dem Manne, welcher durch den Satan von Annawon mit Thorkil und dem Mädchen zugleich als Gefangener in das Lager König Philipps eingebracht wurde? .... Ich habe den Mann in frühern Tagen gesehen und ihn auf der Stelle wiedererkannt, obgleich sein Aeußeres sich einigermaßen verändert hat und er, statt in schmuckem Cavalieranzug wie damals, jetzt in grober und hart mitgenommener Waldtracht einherging."

„Ihr meint den Franzmann De Lussan?"

„Eben den."

„Er ist also auch Gefangener im Lager des Sachems?"

„Ja wohl. Aber sagt, Freund, wie kommt denn dieser Mann plötzlich nach Neu-England? Was hat er hier zu thun? Was hat er vor?"

„Da fragt Ihr mehr, als ich beantworten kann, Hauptmann. Ich kann Euch nur das sagen, daß De Lussan auf seinem eigenen Schiff — und zwar ist's ein schmuckes Schiff — an diese Küsten kam."

„So bestätigt sich also meine Vermuthung, daß De Lussan und jener verrufene Flibustier, welchem die Spanier mit gutem Grund den Namen El Exterminador gaben, eine und dieselbe Person sei?"

„So ist es wirklich."

„Seltsam, seltsam! Aber was hatte er in diesem Lande zu thun? Was will der Verwegene hier?"

„Ich bin durchaus nicht in seine Absichten eingeweiht, Hauptmann, und wäre ich es auch, so würde es mir schlecht anstehen, dieselben auszuplaudern."

„Wohl, Freund, das begreife ich. Aber über *einen* Punkt könnt Ihr mir doch Aufschluß geben. Es fiel mir nämlich auf, obwohl der schlaue Wilde uns ziemlich streng auseinanderhielt, daß De Lussan von ihm ganz anders empfangen wurde, als der junge Jäger, gegen welchen Metacom einen mit Besorgniß gemischten Groll zu hegen scheint. Der Flibustier wurde wie ein alter und hochgeehrter Freund empfangen, allein statt die Freundlichkeit zu erwidern, trat er gebieterisch auf und verlangte von dem Häuptling, daß er sofort alle seine Gefangenen freilassen und ihm, De Lussan, übergeben solle. So viel ich von der Verhandlung ver-

stehen konnte, schlug ihm aber Metacom dieses Verlangen ab. Sagt mir doch, in welchem Verhältniß stehen denn die Beiden zu einander?"

„Sie standen in einem freundschaftlichen bis zu dem Ueberfall von Swanzey, wo das mörderische Wüthen der Wampanogen ihn gegen Metacom aufbrachte. Als wir, De Lussan, Thorkil und ich, erfuhren, daß Metacom Eure Freunde, die beiden Obersten und das Mädchen von der Brandstätte zu Swanzey weg in die Wälder geschleppt, machten wir uns von Providence auf zur Befreiung der Gefangenen. Auf Mount Wallaston entrissen wir Lovely dem Schurken, der von England herübergekommen, die beiden Obersten zu fangen. Dem haben wir das Häscherhandwerk gelegt, denn sein zerschmetterter Leib liegt unter den Trümmern des lustigen Berges."

„Wie, der lustige Berg in Trümmern?"

„Ja, und zwar hab' ich mit eigener Hand das Lasternest in die Luft gesprengt."

„Da habt Ihr eine gute That gethan, meiner Treu! Jetzt kann ich mir auch die Anwesenheit des brüllenden Thoms in dem Lager der Wampanogen erklären."

„So, der ist auch dort?"

„Freilich, und er geht umher wie ein wüthender Wolf, der Alles verschlingen möchte. Er fuhr den jungen Jäger grimmig an und warf ihm vor, daß Ihr Beide ihn zum Bettler gemacht. Als er Euch aber einen heimtückischen Schurken nannte, schlug ihn Thorkil mit der Faust zu Boden."

„Hätte er ihm doch gleich den Schädel eingeschlagen, der wackere Junge, denn Mortons Anwesenheit in dem Lager ist sicherlich ein schlimmes Zeichen."

„Da mögt Ihr Recht haben. Um aber auf De Lussan zurückzukommen ..... Eines möchte ich doch wissen und das könnt Ihr mir wohl mittheilen ..... Lebt seine Frau noch?"

„Ihr meint Mistreß Desdemona?"

„Ja. Ihr kennt sie also?"

„Freilich. Ich habe sie erst kürzlich gesehen."

„Wirklich? Sie wäre also in unserer Nähe? O, Ihr wißt nicht, Mann, wie viel mir an dieser Nachricht gelegen ist .... Doch sagt mir, ist sie glücklich?"

„Wenn eines Mannes Achtung und Liebe eine Frau glücklich machen kann, so ist die Mistreß glücklich .... Und wie achtet und ehrt er sie! Er nennt sie die Königin seines Schiffes und sie ist es in der That. Es bedurfte nur eines Wortes von ihr, um ihn zu bestimmen, seine eigenen Pläne bei Seite zu setzen und sich Thorkil und mir anzuschließen, um die Spur der Gefangenen zu verfolgen."

„Gott sei Dank, er hat also edel an ihr gehandelt und ihre Wahl hat sie nicht unglücklich gemacht. Das ist mir ein Trost, ein großer Trost, denn wißt, Mann, ich war mit ihr und ihrer Familie innig befreundet und nehme lebhaften Antheil an dem Schicksal dieser jungen Frau, die leider den Flibustier ohne die Einwilligung ihres Vaters geheiratet hat."

Der alte Jäger schwieg nachdenklich eine Weile. Dann sagte er: „Nun zu was Anderm, Hauptmann. Darf ich wissen, wie es Euch gelungen ist, aus der Gefangenschaft der Wampanogen loszukommen?"

„Warum nicht? Der rothe Heide hat mich mit allen Ehren und in gutem Frieden entlassen, obwohl er mich Anfangs noch unwirscher behandelte als meine Schicksalsgenossen. Natürlich kam mir die Sache um so unerwarteter, denn Ihr müßt wissen, Freund, daß ich die Ehre habe, als Gesandter Sr. rothhäutigen Majestät König Philipps zu reisen."

„Wirklich? Aber ich vermuthete so Etwas, weil ich Euch im Besitze Eurer Waffen und Eures Pferdes sah und den Wampum Metacoms auf Eurer Brust bemerkte. Aber wie kam denn das?"

„Ja, seht, vorgestern war große Bewegung in dem Lager der Wilden. Der Sachem, die Häuptlinge und alle angesehenen Krieger waren viele Stunden im Berathungswigwam versammelt. Was dort verhandelt wurde, weiß ich nicht. Als die Versammlung zu Ende war, wurde ich vor Metacom gebracht, der mich aufforderte, als Friedensbote zu meinem Freund Josias Winslow zu gehen, welcher, sagte mir der Heide, unweit vom nördlichen Ufer des Nipmuckflusses unsere Truppen befehlige. Diesem möge ich mittheilen, daß er, Metacom, erbötig sei, den Tomahawk zu begraben und auch seine Bundesgenossen zum Begraben desselben zu vermögen, falls ihm die Regierungen der Kolonien den Besitz der Jagdgründe

seiner Väter auf's Neue feierlich zusicherten. Außerdem erklärte er sich bereit, als Friedenspreis die beiden großen Krieger von jenseits des großen Salzsees, wie er sich ausdrückte, und ihre Tochter freizulassen und zudem als Schadenersatz für die von ihm angerichteten Verheerungen eine beträchtliche Summe gelben Metalls — Gott weiß, wo der Heide das Gold her hat — zu bezahlen."

„Und von meinem Sohne, von Thorkil, sagte er Nichts in diesen Vorschlägen?"

„Nein, und wie ich Euch schon mitgetheilt, er scheint einen besondern Ingrimm gegen den jungen Jäger zu haben."

„Begreiflich, begreiflich," murmelte Groot Willem. „Annawon wird ihm erzählt haben, was unter der Pilgereiche zu Providence vorgegangen, und er weiß also, daß Thorkil sein Todfeind ist. Gebe Gott, daß meine Augen den Jungen noch lebend wiedersehen!"

„Aengstigt Euch nicht gar zu sehr in dieser Beziehung. Indem ich mich bereit erklärte, den Auftrag des Sachems zu übernehmen, stellte ich die Bedingung, daß keinem der Gefangenen ein Haar gekrümmt werden dürfe, bevor ich zurückkäme.

„Bevor Ihr zurückkämet? Ihr werdet Euch doch nicht nochmals in die Höhle des Tigers wagen wollen?"

„Ich muß es thun, Freund, und zwar aus zweierlei Gründen. Erstens treibt mich die Sorge für meine Freunde zu möglichst baldiger Rückkehr und zweitens forderte der Heide mein Versprechen, die Antwort Winslows zurückzubringen. Erst nachdem ich mein Wort gegeben, gab man mir meinen Grauschimmel und meine Waffen zurück; dann ließ mich Metacom durch einen des Weges kundigen Läufer bis nahe zur Grenze des verwünschten Sumpflandes da unten geleiten."

„Ich fürchte nur, Hauptmann, die Botschaft, welche Ihr übernommen, werde nicht den von König Philipp gewünschten Erfolg haben."

„Meint Ihr? Aber es muß doch den Kolonisten viel daran liegen, einem so verheerenden Kriege ein schleuniges Ende zu machen."

„Allerdings, aber ich wette, sie sind gegenwärtig nicht geneigt, auf einen Frieden einzugehen, der sich als ein fauler erweisen dürfte. Sicherlich hat der schlaue Häuptling durch seine schnellen Läufer bereits Wind bekommen von dem, was an den Fällen des Connec-

ticut und am Nipmuck vorgefallen. Die Kolonisten haben das Heft des Messers in Händen und werden es gebrauchen wollen, um der Sache ein für allemal ein Ende zu machen. Sie werden nicht so dumm sein, Metacom Zeit zu neuen Listen und Rüstungen zu geben."

„Die Kolonisten haben also in letzter Zeit bedeutende Vortheile über das wilde Ungeziefer davongetragen?"

„Nennt die unglücklichen Leute nicht Ungeziefer, Hauptmann. Die Verhältnisse haben sie zu diesem verzweifelten Kampf getrieben und, bei Gott, ich habe unter den Rothen so wackere Leute getroffen, als nur je unter den Völkern von unserer Farbe. Ich schäme mich auch nicht, zu bekennen, daß ich geweint habe wie ein Weib, als sie den edeln, tapfern, hochherzigen Sachem der Naraganfetter droben am Nipmuck einscharrten. Ein braverer Mann wird nie mehr einen Bogen spannen oder das Calumet anzünden."

„Ihr waret also zugegen? Auf welche Weise fand er denn den Tod?"

„Als Canonchet mich aus den Händen der Nipmucken errettet, kehrte ich auf die Wahlstatt beim Fort Tabor zurück, um nach Spuren von meinen Freunden zu suchen. Sie waren nicht unter den Leichen, welche dort den Bussards zum Fraße preisgegeben wurden. Wochenlang streifte ich nun in den Wäldern und Prairien herum, ohne eine Spur von ihnen ausfindig zu machen. Endlich stieß ich auf einen versprengten Naraganfett, von dem ich erfuhr, daß bei den Fällen des Connecticut ein blutiges Treffen geschlagen worden sei, in welchem die Hauptmacht der Eingebornen vernichtet wurde, und daß Canonchet mit dem Rest seiner Krieger nach Süden aufgebrochen sei, um sich zu Metacom durchzuschlagen. Er wurde jedoch von den Freiwilligen unter dem Hauptmann Church verfolgt, umzingelt, beim Uebergang über den Nipmuck angegriffen und, nachdem er sich wie ein Löwe gewehrt und seinen letzten Schuß verschossen hatte, gefangen. Das Loos, welches man vordem schändlicher Weise über seinen Vater Miantonomo verhängte, war auch das seine. Die Sieger verurtheilten ihn zum Tode des Erschießens und übergaben ihn zur Vollstreckung dieses Urtheils ihren Verbündeten, den Pequoden, welche mit den Mohikanern unter Uncas mit

ihnen zogen. Leider kam ich erst dazu, als die Unthat geschehen war. Canonchet soll seine heldenmüthige Fassung bis zum letzten Augenblick bewahrt und selbst seinen Mördern Achtung abgezwungen haben, denn Uncas und seine Leute gruben dem edeln Sachem ein Grab, bestatteten ihn nach den Bräuchen der Eingebornen mit allen Ehren und Uncas sprach an dem Grabhügel zu seinen Leuten: „Brüder, ein großer und gerechter Sachem hat den Weg in die glücklichen Jagdgründe betreten; er war der bravste Mann unter den rothen Kindern des Manituh!“ So sprachen also selbst die Feinde von ihm, so ehrten sie den im Tode, welchen sie im Leben so sehr gefürchtet!“

„Canonchet war allerdings ein gefährlicher Feind der Kolonien, aber, der Wahrheit die Ehre, er war ein Mann, ein braver Mann. Darum Friede seinen Gebeinen .... Doch die Zeit verrinnt,“ setzte Standish hinzu, indem er aufstand und seinem weidenden Pferde Sattel und Zaum auflegte, „und ich muß vor Einbruch der Nacht noch eine gute Strecke zurücklegen.“

„Ich vermuthe, Ihr werdet nicht allzuweit zu reiten haben, ohne auf Leute von unserer Farbe zu stoßen. Es heißt, der tapfere Church marschire mit seinen Freischaaren Montaup zu, um den Eingebornen den letzten Streich zu versetzen, bevor sie sich von dem Schrecken über den Untergang der Naraganſetter wieder erholt hätten. Auch ich will nach Montaup, denn ich habe dort eine heilige Pflicht zu erfüllen. Ihr könnt sie errathen, denk' ich, drum thut mir den Gefallen, falls Ihr auf Church und seine Leute stoßen solltet, Euer Ansehen geltend zu machen, damit sie ihren Marsch beschleunigen.“

„Das will ich, Freund, könnt Euch darauf verlassen.“

„Gut, und wo befindet sich das Lager Metacoms?“

„Auf der äußersten Spitze der Landzunge von Montaup, hart an der See. Der Platz ist gut gewählt. Ein dichtes, fast undurchdringliches Kiefern- und Cederngehölz schließt ihn nach Norden zu ab und hinter diesem Gehölz breiten sich ringsum ungeheure Swamps aus. Ich zweifle, ob Ihr den Zugang finden werdet.“

„Seid ohne Sorgen, ich kenne den Platz. Liegt nicht am Saum des Gehölzes, von welchem Ihr spracht, gegen die See zu ein gewaltiger, seltsam gestalteter Felsblock?“

„Ganz richtig, ein seltsam Ding von Steinwerk. Es befinden sich zwei Höhlen darin und in diesen werden die Gefangenen bewahrt."

„In den Höhlen des Felsens?"

„Ja."

„Und die Lagerhütten liegen mehr dem Wasser zu?"

„So ist's. Dem Felsen gerade gegenüber steht das sogenannte Medizinwigwam. Ach, was für armselige Gaukeleien sah ich da den ersten Powow des Stammes treiben!"

„Dank, Kapitän, für Eure Auskunft, und nun behüt' Euch Gott. Nur immer eine ganz nördliche Richtung eingehalten, so werdet Ihr bald den Taunton erreichen und dort auf Church stoßen. Trefft Ihr ihn, so beschleunigt seinen Marsch, ich bitt' Euch, um unserer Freunde willen. — Jetzt, Prinslo, wollen auch wir weiter."

„Halt," rief der Kapitän dem zum Weggehen sich anschickenden Trapper zu, indem er sich auf seinem Pferd zurechtsetzte, „halt, noch Eins! Es könnte Euch vielleicht dienlich sein, zu wissen, daß der Sachem unter seinen Kriegern einen Mann hat, der ihn insgeheim glühend haßt."

„Wer ist der Mann?"

„Es ist der Läufer, welcher mich durch die Swamps geführt hat. Sein Name ist .... ei, so hol' der Kukuk diese rothhäutigen Namen! .... In's Englische übersetzt heißt er Bogen und Köcher."

„Bogen und Köcher? Das heißt in der Sprache der Pokanoketenstämme Ischähkohnih."

„Richtig, richtig, Ischähkohnih .... was das für ein Mund voll barbarischen Zeugs ist! .... Aber Einerlei, besagter Bogen und Köcher könnte Euch bei Eurem Unternehmen vielleicht von Nutzen sein."

„Freilich, freilich, wenn er dem Sachem feindlich gesinnt ist."

„Davon bin ich überzeugt. Ich gewann auf unserm Wege durch die gottverlassenen Swamps das Vertrauen des Mannes. Er ist ein kluger Bursch und theilte mir mit, daß es unter seinem Stamm eine kleine Partei gebe, welche von Anfang an gegen den Krieg mit den Weißen war. Als die Angelegenheiten Metacoms vor dem Losbrechen der Naraganſetter sich mißlich gestalten wollten,

rieth die friedlich gesinnte Partei zu Friedensvorschlägen und der Bruder des Bogens und Köchers, genannt der Biber . . . ."

„Hahnih?"

„Ganz recht, Hahnih, ein angesehener Krieger, verlangte, Metacom solle die Weißen zu versöhnen trachten; der Sachem aber gerieth darüber so in Zorn, daß er dem Biber mit dem Tomahawk den Schädel zerschmetterte. Sein Bruder nährt seither ein heißes Rachegefühl . . . ."

„Versteht sich, die Blutrache ist unter den Rothen ein heiliges Gesetz. Dieser Umstand kann uns vortrefflich dienen."

„Wohl, und der Bogen und Köcher sucht diesem Gesetze auch Genüge zu leisten, hat aber noch keine Gelegenheit dazu gefunden. Ich habe auf alle Fälle hin ein Losungswort mit ihm verabredet."

„Welches?"

„Hahnih."

„Hahnih? Gut. Ich will trachten, mit dem Mann in Verbindung zu treten, denn ich kenne ihn ohnedieß ein Bischen. Trägt er nicht ein Halsband von Bärenklauen als Schmuck?"

„Ja, das trägt er."

„Gut, aber da fällt mir noch Etwas ein. Sagt, befindet sich die Schwester Metacoms im Lager desselben?"

„Ihr meint wohl das junge schöne Mädchen, welches die Wilden die reine Quelle nennen?"

„Ja, ich meine Hih-lah-dih und gewiß hat nie ein menschliches Wesen seinen Namen mit besserem Recht geführt als dieses Mädchen."

„Es scheint wirklich ein gutes Geschöpf zu sein, denn sie bezeigte Lovely eine schwesterliche Theilnahme. Und jetzt, alter Jäger, lebt wohl, Gott segne Euer Vorhaben."

Sie schüttelten sich die Hände und traten nach entgegengesetzten Richtungen hin ihre Wanderung an.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Willems Zusammenkunft mit Ischähkohnih. — Beim Badeplatz. — Unterredung mit Hih-lah-dih. — Thorkil in Todesgefahr. — Ein Engel des guten Gottes. — Hih-lah-dih übernimmt eine Botschaft zur Rettung des Goldhaars.

Am zweiten Tage nach seiner Zusammenkunft mit Standish langte Groot Willem Abends in der Umgebung von Montaup an. Er hatte sich unterwegs mit Plänen zur Befreiung der Gefangenen beschäftigt, konnte sich aber nicht verhehlen, daß er mit äußerster Behutsamkeit zu Werke gehen und sich, da sein Roer beim Fort Tabor unter den Indianern tüchtige Verheerungen angerichtet, auf's Schlimmste gefaßt machen müsse. Allein sein Herz kannte keine Furcht und er war mehr von Angst für Thorkil erfüllt, wenn er bedachte, daß der brüllende Thom, welcher die Zerstörer des lustigen Berges richtig errathen und ihre Spuren bis in die Umgebung von Blackstone's Einsiedelei verfolgt hatte, nicht verfehlen würde, den Häuptling zur Ermordung eines Mannes anzutreiben, welcher aus einem geschätzten Freunde nun sein Feind geworden war und ihm eine Rache geschworen hatte, die nach dem Sittengesetz der Weißen und der Rothen gleich sehr geheiligt war. Daß der Sachem der Wampanogen sich Nichts daraus machen würde, sein dem Kapitän Standish in Bezug auf die Gefangenen gegebenes Versprechen zu brechen, das wußte er nur zu gut, und ebenso, daß jeder unbesonnene Versuch nur zum Verderben Derer, welchen er Beistand bringen wollte, ausfallen würde.

Willem hielt es für eine glückliche Vorbedeutung, daß der Zufall am Morgen nach seiner Ankunft in der Umgebung von Montaup den Bogen und Köcher in die Nähe seines Verstecks geführt, das er sich mit der ganzen Schlauheit eines alten Waldläufers gewählt hatte. Das Losungswort Hahnih verfehlte denn auch nicht, den rachedurstigen Indianer sofort für seine Pläne zu gewinnen, die freilich noch unbestimmt genug waren. Doch erhielt Willem vor der Hand eine genaue Beschreibung von den Verhältnissen des Lagers von ihm.

Beim herannahenden Abend fand sich Ischähkohnih wieder in des Trappers Versteck ein. Es war eine tiefe Waldschlucht, von Sassafrasstauden und Brombeergestrüppe über und über umwuchert, so daß ihr Vorhandensein selbst den scharfen Blicken der Indianer entgehen konnte. Ischähkohnihs Mittheilungen versenkten Groot Willem in tiefes Nachdenken, indem er die mögliche Benützung derselben erwog.

Als der Indianer endlich das lange Schweigen durch die Andeutung unterbrach, daß die Zusammenkunft abgebrochen werden müsse, sagte der Trapper leise im Dialekt der Pokanoketen:

„Mein Bruder will fort. Ich will ihn nicht aufhalten, aber er wird morgen, bevor die Sonne aufgegangen, noch einmal hieher kommen, um mir Bericht über die Vorgänge im Lager zu erstatten. Will er?“

„Ischähkohnih wird kommen.“

„Gut. Für jetzt weiß ich weiter Nichts zu sagen .... Doch halt, eine Frage noch. Kann mir mein Bruder angeben, wo sich zu dieser Zeit Hih-lah-dih befinden mag?“

„Mein Vater wird die Schwester des Sachems treffen, wenn er an den Fluß und am Ufer desselben hinabgehen will. Ischähkohnih sah sie mit den jungen Squaws zum Bade gehen.“

„Gut. Mein Bruder vergesse nicht, dem Goldhaar, wenn nur immer möglich, in's Ohr zu raunen, daß Mato am Leben und in seiner Nähe sei.“

„Ischähkohnih wird es nicht vergessen,“ sagte der Indianer, indem er seinen Büffelmantel um sich schlug, dann durch die Ranken fortschlüpfte und verschwand.

Einige Minuten später verließ auch Willem die Schlucht, sah nach dem Schloß seines Roers, warf das Gewehr schußgerecht um und schritt geräuschlos durch den Forst dahin, unter dessen dunkelgrünem Gewölbe es schon zu dämmern begann, obgleich die Wipfel noch von der Abendsonne beschienen waren.

Er war noch nicht weit gegangen, als er das Rauschen eines Flusses und ein verworrenes Summen wie von Menschenstimmen vernahm. Prinslo stutzte, schnobberte, ließ ein leises Knurren hören und wollte eben vorwärts springen, als der Trapper ihm zuherrschte:

„Still, alter Hund, still, hieher! Es werden die Mädchen sein. Bst, mache deiner Erziehung Ehre und muckse dich nicht. Hinter mich, hinter mich!“

Prinslo befolgte die Weisung und hielt sich hinter seinem Herrn, welcher ruhig noch ein paar Büchsenschüsse weiter ging, während die Laute menschlicher Stimmen immer deutlicher zu seinem Ohre drangen. Jetzt hatte er das dicht umbüschte Ufer des Flusses erreicht und da er hoffte, Hih-lah-dih hier zu finden und heimlich sprechen zu können, so wand er sich achtsam durch das hohe Gebüsch hindurch, damit er weder vom Wald her, noch von der Flußseite aus wahrgenommen wurde. Endlich erkannte er aus einem lebhaften Tumult und den Stimmen lachender Mädchen in seiner Nähe, daß er bei dem Badeplatz angelangt sein müsse. Vorsichtig bog er die Zweige des Buschwerks ein wenig auseinander und erblickte wirklich eine Gruppe indianischer Mädchen, welche sich in einem vom Flusse hier gebildeten Wasserbecken tummelten und mit einer luftgefüllten Blase ihr fröhliches Spiel trieben.

„Arme Kinder,“ flüsterte der Greis traurig bewegt für sich, „Ihr ahnt nicht, daß es mit Euren unschuldigen Freuden wohl bald für immer zu Ende sein wird; Ihr ahnt nicht, daß ein schreckliches Loos über Eurem Volke schwebt und daß sein Untergang beschlossen ist. Ja, nach dem, was ich diesen unseligen Sommer her erlebt, weiß ich, daß die rothe Race der weißen weichen muß. Mit raschen Schritten naht die Zeit, wo die Flußufer dieses Landes nicht mehr vom fröhlichen Gelächter indianischer Mädchen widerhallen werden, wo kein rother Jäger mehr den Bogen in diesen Wäldern spannen wird. Die Kolonien werden jeden Winkel von den Jagdgründen der ausgerotteten Eingebornen in Besitz nehmen, sie werden die Forste niederschlagen, den Pflug über den jungfräulichen Boden führen und ihre Kramladen aufschlagen, wo an den Rathsfeuern der Häuptlinge das Calumet die Runde machte. Dann wird es hier herum aus sein mit dem freien schönen Waldleben, das Wild wird vertilgt, der Büffel in den fernen Westen vertrieben werden .... Und daß ich selber noch mithelfen muß, die rechtmäßigen Eigenthümer dieses Bodens zu vertilgen, das ist bitter, sehr bitter .... Hätte nie gedacht, daß es dazu kommen könnte.

Aber der Mord in der Ruine auf der Insel soll gesühnt, der arme Junge muß befreit werden; und haben die Wampanogen ihm ein Leid angethan, so will ich mein Roer auf sie losbrennen, so lange Lauf und Schaft zusammenhalten ...."

In diesem Augenblick fiel Willems Auge auf einen Gegenstand, der seinen Gedanken eine andere Richtung gab. Es war eine weibliche Gestalt, die auf der Seite des Wassers, auf welcher er sich befand, im Grase saß. Das Mädchen hatte die Kleider nicht abgelegt und nahm an der lärmenden Unterhaltung seiner Gespielinnen keinen Antheil, sondern starrte mit theilnahmslosen Blicken und gefalteten Händen bald in das gegenüberliegende Waldesdunkel, bald sah es regungslos vor sich nieder.

„Das ist ja Hih-lah-dih, ja wahrhaftig," sagte der Trapper bei sich. „Ich glaubte schon, Ischähkohnih habe mich falsch berichtet, da ich sie nicht unter den Badenden erblickte. Ich muß ihr ein Zeichen geben."

Er wartete, bis der Lärm der nach der Blase haschenden Mädchen sich einen Augenblick legte. Dann hielt er die Hand vor den Mund und brachte einen Ton hervor, welcher mit täuschender Kunst die Stimme des Whip-poor-will nachahmte, wenn er zu schlagen anheben will. Man hätte geglaubt, der genannte Vogel sitze in dem Gezweige einer der Eichen, welche das Ufer beschatteten.

Willem blickte nach der Stelle, wo Hih-lah-dih saß, um zu sehen, ob sein Signal von ihr gehört worden sei. Das Mädchen blieb unbeweglich.

Der Greis wiederholte das Zeichen etwas lauter und jetzt hob Hih-lah-dih fast unmerklich den Kopf, ließ ihn aber sogleich wieder sinken.

„Sie hat mich gehört," dachte Willem. „Wollte, diese lärmenden Hexen wären, wo der Pfeffer wächst! Ich muß eben Geduld haben."

Und wirklich nahmen die lärmenden Hexen Groot Willems Geduld noch eine geraume Weile in Anspruch, denn sie setzten ihr Ballspiel mit ächt indianischer Beharrlichkeit fort. Endlich wurde die Blase durch einen ungeschickten Schlag weiter stromabwärts geführt. Der ganze Schwarm von Mädchen stürzte ihr nach. Die Vorderste haschte sie auf und als eine Andere sie ihr streitig machen

wollte, so schleuderte sie die Blase auf das gegenüber liegende Ufer, wohin sich nun eilends der ganze Rudel drängte.

In diesem Augenblick sah der Trapper Hih-lah-dih aufstehen und in das hinter ihr befindliche Ufergebüsch schlüpfen. Abermals ließ er nun den Vogelruf hören, um ihr seinen Standort zu bezeichnen. Das Gebüsch längs des Wassers bewegte sich mit leisem Rascheln. Prinslo stand auf und spitzte die Ohren, duckte sich aber auf einen Wink seines Herrn sogleich wieder.

Jetzt wurden die Zweige der umstehenden Weiden auseinander gebogen und Hih-lah-dih erschien. Der Trapper trat auf sie zu; sie aber legte den Zeigefinger auf die Lippen, winkte dem alten Jäger waldeinwärts und glitt ihm lautlos bis in's wildeste Dickicht voran, über das sich bereits die Schatten der Nacht gelagert hatten. Hier hielt die Indianerin an, kehrte sich gegen ihren Begleiter und sah ihm schweigend, aber mit einer Mischung von Ueberraschung und Freude, Beklemmung und Schmerz in's Gesicht.

„Ich sehe," sagte der Trapper in der Sprache ihres Volkes zu ihr — „ich sehe, meine Tochter hat noch nicht gelernt, ihre Ohren den Stimmen ihrer Freunde zu verschließen."

„Hih-lah-dih", antwortete das Mädchen, „weiß die Stimme Mato's von der des Vogels der Nacht zu unterscheiden. Es war gut, daß die jungen Squaws nur auf ihr Spiel achteten; sie hätten sonst merken müssen, daß etwas Fremdes in den Wäldern. Der Whish-ton-wish*) singt nicht zu dieser Jahreszeit."

Die reine Quelle hatte diese Worte mit erkünstelter Zurückhaltung gesprochen, indem sie sich bemühte, in ihrer Haltung und Sprache die ruhige Fassung zu zeigen, welche ihr Volk in so hohem Grade auszeichnet. Als aber der alte Trapper seinen kummervollen Blick auf sie heftete, da vermochte sie ihr Mitgefühl nicht länger zu bemeistern, sondern faßte treuherzig seine Hände und sagte mit thränenden Augen:

„Mein Vater sucht das Goldhaar .... er ist gefangen im Lager des Sachems .... der Tod schwebt über ihm."

„Meine Tochter sagt, der Tod schwebe über Thorkil," versetzte der Greis mit bebender Stimme, — „er muß gerettet werden!"

---

*) Indianischer Name des Whip-poor-will.

„Gerettet werden? O, er muß gerettet werden, mein Vater spricht wahr .... Aber wie soll er gerettet werden? Hih-lah-dih ist unklug, sie weiß es nicht .... Der Sachem ist grimmig und sein Zorn ein fressendes Feuer, das Nichts löscht .... Das Goldhaar beschuldigte Metacom, er hätte den Skalp seines Vaters genommen. Nun will der Sachem auch den Skalp des Goldhaars nehmen .... Der Manituh hat sein Angesicht verhüllt vor seinen rothen Kindern und die Powows sagen, er hätte dem Ochkih-Häddäh Macht gegeben über unser Volk, bis sein Zorn gesühnt werde durch ein großes Opfer ....“

Diese rasch hervorgesprudelten Worte vermehrten die Besorgniß des alten Jägers nicht wenig; denn er war mit der Denkungsart, den Sitten und Gebräuchen der Eingebornen zu bekannt, um nicht zu wissen, daß, so gleichgültig diese im Allgemeinen in Religionssachen waren, sie unter Umständen doch zu religiösem Fanatismus aufgestachelt werden konnten. Daß aber dieser das erbarmungsloseste sei, was es auf der Welt geben könne, das hatte Groot Willem bitter genug erfahren, um nicht für Thorkil mehr als je zu zittern. Er wußte jedoch seine Empfindungen vollkommen zu beherrschen und versetzte ruhig:

„Meine Tochter spricht von einem Opfer, einem großen Opfer, ich verstehe sie nicht.“

„Mato ist ein weiser Krieger,“ antwortete das Mädchen, „er wird Hih-lah-dih verstehen, wenn sie sagt, daß die Powows drei Tage und drei Nächte in der Medizinhütte gefastet und dann den Ausspruch gethan haben, der Manituh heische ein Opfer und das Goldhaar solle dieses Opfer sein und der Mann, welchen die Weißgesichter den brüllenden Thom nennen, solle das Opfer schlachten.“

„Ein teuflischer Gedanke! Kind, das ist nicht der Wille des guten Geistes, sondern grausamer Menschen, die vom Ochkih-Häddäh, wie Ihr den bösen Geist nennt, getrieben werden.“

„Hih-lah-dih glaubt das auch und sie hat es ihrem Bruder, dem Sachem, in die Ohren geflüstert, aber Metacoms Herz ist zu Stein geworden, seit die Blaßgesichter seine Lieblingsquaw Mongschongschah und ihren Knaben gefangen genommen.“

„Wie, die sich beugende Weide und ihr Knabe, der einzige Sohn des Häuptlings, sind den Weißen in die Hände gefallen?“

„Ja. Es war, als der Stamm von den Flüssen herab nach Montaup zog. Die Späher des Sachems sagen, die Blaßgesichter hätten die gefangene Mongschongschah getödtet."

„Schmach über sie, wenn das wahr ist, doch hoffe ich um der Ehre meiner Farbe willen, daß das nicht geschehen ist. Es wäre zu niederträchtig, ein gefangenes Weib zu tödten."

„Warum soll es nicht geschehen sein? Blaßgesichter Alles tödten, Krieger-Squaws und Papuse, wollen armes rothes Volk vertilgen vom Boden unserer Väter. Naraganssetterstamm verbrannt worden in seinen Wigwams in Squaw-Sonk, großer Sachem der Naragansetter ermordet worden von Pequodhunden ...."

„Rede mir nicht davon, Mädchen, rede mir nicht davon! Es war eine schmähliche Unthat .... Sprich mir lieber von Thorkil .... Hast Du ihn gesehen? Ist er gesund und aufrecht?"

„Hih-lah-dih sah ihn, als Annawon ihn und den Häuptling des Donnerschiffs und Lovely in's Lager brachte; seither sah Hih-lah-dih das Goldhaar nicht mehr, aber sie weiß, daß er in den Höhlen des großen Steins verwahrt ist, wo auch sein der Häuptling des Donnercanoe's und der silberhaarige Häuptling und sein Sohn und Lovely ...."

„Das arme Kind! Wie ergeht es ihr wohl?"

„O, Lovely sein glücklich, sie kann geben Trost dem Goldhaar. Hih-lah-dih hörte einmal den Haddoh-Manituh sagen, der Manituh der Weißgesichter habe um sich eine unzählbare Schaar guter Geister, welche in der Sprache von meines Vaters Volk Engel genannt werden. Hih-lah-dih denkt, ihre Weißgesichtschwester Lovely einer von diesen Engeln sein."

„Du selber bist ein Engel des guten Gottes, Kind," versetzte der Greis tief gerührt .... „Aber meine Tochter höre mich und beachte meine Rede. Ich bin hieher gekommen, das Goldhaar zu befreien ...."

„Hih-lah-dih wußte, daß Mato kommen würde, dem Goldhaar zu helfen. Als er so lange zögerte, fürchtete sie, er wäre in die glücklichen Jagdgründe gegangen."

„Ei, was das betrifft, Mädchen, so lag es weder an mir noch an den Nipmucken, daß es nicht geschah. Ich war arg in der

Klemme, hölliſch arg! ... Doch ſage mir, wird Hih-lah-dih mir helfen, das Goldhaar zu befreien? Sie weiß, er hat ſie lieb, wie eine Schweſter."

„O, Hih-lah-dih weiß, daß ſie ihm nicht kann nähen ſein Jagdhemd, ihm nicht kann röſten ſein Wildpret, nicht ſein bei ihm in Wigwam, denn Hih-lah-dih iſt roth, iſt armes Indianermädchen .... und Lovely iſt weiß, weißer als die Blüthe der Waſſerlilie, und er iſt auch weiß. Aber Hih-lah-dih ihm ſein will Schweſter, treue Schweſter; er Weißgeſichtbruder, ſie Rothhautſchweſter: ſo es wollen Manituh."

„Das iſt ein gutes und frommes Wort, meine Tochter, und Gott ſegne Dich dafür! ... Aber nun ſage mir, wie ſteht Dein Volk zu dem Häuptling des Donnerſchiffes?"

„Rothe Krieger laſſen die Squaws nicht unter ihnen ſitzen am Rathsfeuer."

„Wohl, wohl, ich weiß das, Kind. Aber Hih-lah-dih iſt klug, ſie weiß, daß der Wampum der Freundſchaft zwiſchen ihrem Volk und dem Häuptling des Donnerſchiffes durch die Vorgänge beim Fort Tabor gelitten hat, und ſie kann mir ſagen, ob er wieder feſtgeknüpft wurde."

„Hih-lah-dih hat eine Stimme raunen hören, Metacom hätte dem Sachem des Donnercanoe's angeboten, das Calumet mit ihm zu rauchen und ſilberhaarigen Häuptling von jenſeits des Salzſees und Lovely und Vater von Lovely freizugeben, wenn der Sachem des Donnercanoe's ſeine Krieger aus großem Schiff herbeirufen wollte, um vereint mit Wampanogen den Tomahawk gegen die Blaßgeſichter zu erheben."

„Ah, das iſt ein Stück indianiſcher Klugheit. Aber wie nahm der Häuptling des Donnerbootes den Antrag auf?"

„Nicht gut, er ſagen Metacom harte Worte, viel harte. Die Squaws im Lager flüſtern, der Sachem des Donnercanoe's ſei voll Zornmuth, und flüſtern auch, das daher rühren, daß Lovely's Vater dem Sachem des Donnercanoe's böſe, zornige Worte in's Geſicht geworfen."

„Ha, ohne Zweifel hat er den Kapitän erkannt und weder die Jahre noch das Unglück ſcheinen den ſtarren Sinn dieſes Puritaners gemildert zu haben. Doch laſſen wir das .... Meine Tochter

sprach von einem großen Opfer, welches stattfinden würde. Wann ist der Tag?"

„Morgen."

„Morgen schon?"

„Morgen bei Sonnenaufgang wird die Medizinhütte geöffnet und werden die jungen Krieger der großen Blutprobe unterworfen werden, um die Wolke vom Angesicht des Manituh zu vertreiben. Wenn Wolke nicht weichen, dann ...."

„Dann?"

„Das Goldhaar ...."

„Ich verstehe Dich, Mädchen, aber mein Roer soll ein Wort darein sprechen und müßte ich tausend Leben verlieren .... Doch höre, Kind, wenn Du das Goldhaar wie einen Bruder liebst, so liegt Dir wohl auch daran, daß er gerettet werde. Würdest Du Etwas thun und wagen, um Thorkil zu retten?"

„Alles, was Hih-lah-dih können. Aber was können schwache Squaw? Sie nur ihr Leben haben."

„Ein solches Opfer ist nicht nöthig. Man sollte diese Nacht nur eine verstohlene Canoefahrt in die Salzsee hinaus wagen. Es ist keine Gefahr dabei, der Mond wird scheinen und das Meer ist ruhig bei dieser Windstille."

Bevor die Indianerin antworten konnte, hörte man die Stimmen der Mädchen vom Flusse herüber, welche nach Hih-lah-dih riefen und sich zu nähern schienen.

„Was will mein Vater sagen?" fragte die Gerufene. „Nicht gut, wenn junge Squaws uns hier finden."

„Freilich nicht, drum schnell noch ein Wort. Unserer Abrede mit Ih-nis-kin zufolge muß das Donnerschiff unsern von dieser Landzunge kreuzen. Meine Tochter versuche heimlich, es zu finden. Mehr brauche ich nicht zu sagen .... Du hast mich verstanden, Kind?"

Die Stimmen der rufenden Mädchen klangen näher und lauter.

„Hih-lah-dih versteht, was mein Vater will. Sie wird auf dem Salzwasser nach dem Donnercanoe spähen und die Botschaft Mato's an Ih-nis-kin bestellen."

Die Indianerin winkte dem Trapper noch ein hastiges Lebewohl und eilte durch das dunkle Baumlabyrinth dem Flusse zu.

Der Greis sah ihr nach, bis ihre liebliche Gestalt im Waldesdüster verschwunden war, und schlug sich dann seitwärts in's Gebüsch.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Indianische Religion und Sagen. — Die Medizinhütte. — Eine religiöse Feierlichkeit. — Der erste Mensch und Ochkih-Häddäh. — Standhaftigkeit der Indianer.

Manche unserer jungen Leser dürfte es interessiren, Etwas über die religiösen Vorstellungen und Gebräuche der Indianer zu erfahren, und da es zum Verständniß der Szene, welche in diesem Kapitel beschrieben werden soll, ohnedieß fast nothwendig ist, so hebe ich in Folgendem das Wesentlichste derselben hervor.

Die indianische Religion ist eine durchaus schwankende und unbestimmte und die religiösen Ideen der Indianer unzusammenhängend und kindlich, ja oft sogar kindisch. Viele derselben betrachten die belebte Welt als einen großen Körper, dessen Glieder der Geburt, dem Wachsthum, der Fortdauer und der Auflösung unterworfen sind; Andere verehren die Erde als die gemeinschaftliche Mutter von Allem, was ist. Das Gute und das Böse hat auch bei ihnen persönliche Gestalt angenommen und was dem Juden Jehovah und Satan, das war und ist dem Indianer der gute Geist (Manituh) und der böse Geist (Ochkih-Häddäh). Auch sie haben eine Sage von der großen Flut; eigenthümlich ist aber folgende Sage, aus welcher man schließen wollte, daß die Eingebornen von Nordamerika eine dunkle und verworrene Kenntniß von dem Erscheinen und dem Tode des Erlösers besessen hätten.

Vor langer langer Zeit kam Ochkih-Häddäh in Begleitung des Numank-Machana, d. h. des ersten Menschen, von Westen her in das Dorf der Mandaner und setzte sich neben eine Frau, welche Mais ausbrach. Zu dieser kam ihre Tochter, die sehr schön war. Der böse Geist bat die Jungfrau, ihm Wasser zu holen, wünschte

aber, daß sie vorher noch etwas Büffelfleisch essen möchte. Sie solle, sagte er, nur ein Stück aus seinen Lenden nehmen. Sie that so, aß und fand, es schmecke wie Büffelfleisch. Hierauf holte sie Wasser und Beide tranken miteinander. Nicht lange nachher gebar die Jungfrau einen Knaben, und weil sie rein und unbescholten war, so wurde sie als „große Medizin" betrachtet und ebenso ihr Kind, welches Wunder und Zeichen that. Unter Anderem gab es einmal den Mandanern, als sie dem Hungertode nahe waren, vier Büffel und zwar wunderbare Büffel, denn nachdem der ganze Stamm sich an dem Fleisch der Thiere gesättigt hatte, war dessen noch mehr vorhanden als zu Anfang. Numank-Machana hatte jedoch den Entschluß gefaßt, das Wunderkind zu tödten, und nachdem er es lange vergeblich gesucht, fand er es an einem dunkeln Orte, ergriff es und warf es in den Fluß, wo es ertrank. Sobald Ochkih-Häddäh dieß erfuhr, verfolgte er die Spur des Numank-Machana, um ihn umzubringen. Nach langem Suchen fand er ihn, allein der erste Mensch hatte die große Medizinpfeife in der Hand, deren Zauber ihn gegen jeden Feind sicher stellte. Deßhalb fand es Ochkih-Häddäh für gut, sich mit ihm zu versöhnen, worauf Beide freundschaftlich aus der großen Pfeife rauchten.

Gegen Andersglaubende sind die Indianer im höchsten Grade duldsam. Ihre Priester heißen Powows oder Medizinmänner und vereinigen zugleich die Eigenschaften des Arztes, Wahrsagers und Zauberers in sich. Sie stehen bei dem gemeinen Manne in sehr hohem Ansehen, werden aber von solchen, welche den Aberglauben des großen Haufens nicht theilen, häufig als Werkzeuge zur Erreichung gewisser Absichten gebraucht.

Wie es scheint, hatte Metacom für passend erachtet, den gesunkenen Muth seines stark zusammengeschmolzenen Stammes vermittelst eines religiösen Schauspiels wieder zu beleben, und wahrscheinlich sollte ihm dasselbe zugleich zur Befriedigung eines Privathasses dienen.

— — — — — — — — — — — — —

Mit Sonnenaufgang war in dem Lager der Wampanogen Alles lebendig. Es befand sich, wie schon erwähnt worden, auf der äußersten Spitze der Landzunge von Montaup.

Ein paar Schritte vom Meeresufer entfernt erhob sich eine

Reihe von Rasenhütten und Büffelhautzelten, welche die ganze Breite der Landzunge einnahm. In der Mitte dieser Linie von Wigwams, aber abgesondert von derselben, stand die sogenannte Medizinhütte, auf deren Nordseite sich ein ziemlich großer, freier Raum befand, welcher nordwärts von einem dichten Waldgürtel geschlossen wurde und gegen Westen offen war. Seine östliche Seite war zur Aufnahme der Zuschauer bei der feierlichen Handlung bestimmt, welche an diesem Tage stattfinden sollte.

In gerader Richtung zwischen der Medizinhütte und dem Wald, nur ein paar Schritte vom Saume desselben entfernt, lag der eigenthümliche Felsblock, in dessen Höhlen die Gefangenen aufbewahrt wurden. Er hatte ganz die Gestalt einer umgekehrten Pyramide. Auf der nördlichen Seite befand sich etwa in halber Höhe ein klaffender Spalt, in welchem mehrere Waldbäume wurzelten, die ihre Aeste und Wipfel über die Oberfläche des Felsens hinweg in die Luft streckten.

Die aus Stämmen aufgeblockte Medizinhütte war von bedeutender Größe und hatte auf drei Seiten keine Oeffnung, die nördliche Seite dagegen war ganz offen, indem die Büffel- und Hirschfelle, welche an gewöhnlichen Tagen die Zwischenräume des Gebälkes bedeckt hatten, entfernt worden waren. Mitten in der Hütte, deren Pfosten, Wände und Dachfirst mit Adlerfedern, Schlangenhäuten und Stücken rothen und blauen Tuches verziert worden, waren in zwei eigenthümlich geschichteten Gruppen weißgebleichte Menschen-, Büffel- und Elennthier-Schädel aufgestellt. Zwischen denselben lagen ein Messer und mehrere an beiden Enden zugespitzte Stäbchen von hartem Holz am Boden. Von der Decke der Hütte hing eine Anzahl Stricke von rohem Leder herab und in den Ecken derselben, welche die vier Weltgegenden bedeuteten, bemerkte man vier mit Wasser gefüllte Ledersäcke, deren Form die Gestalt der Schildkröte nachahmte, wahrscheinlich ein Erinnerungszeichen an die große Flut. Auf jedem dieser Schläuche lag eine Art Trommelstock und eine tamburinartige Rassel, gefertigt aus einer mit Leder überzogenen Kürbisschale. Diese Trommelstöcke und Rasseln wurden während der Ceremonie von vier Powows fortwährend in Bewegung gesetzt. Draußen vor der Hütte stand ein mächtiger Eichenstumpf und auf demselben lag eine gewaltige Kriegskeule, aus Speckstein geschnitten.

Die Ceremonie sollte mit Aufgang der Sonne beginnen. Als daher die kleine Streifpartei, welche unter Anführung Ischähkohnihs die Wälder und Sümpfe vor Tagesanbruch ausgekundschaftet, mit der Meldung zurückgekehrt war, daß Alles sicher sei, trat der Sachem vor sein Wigwam und gab mittelst eines Büchsenschusses das Zeichen zum Beginn der seltsamen Feierlichkeit; denn die Powows hatten die Nacht über alles dazu Erforderliche vorbereitet und ihre Rollen vertheilt.

Kaum war der Schuß gefallen, so ordnete sich der ganze Stamm, welcher sammt Weibern und Kindern noch etwa zweihundert Köpfe stark war, zu einem Zuge, schritt in Prozession langsam und schweigend auf den freien Platz und um die Medizinhütte und nahm dann in einem Halbkreis an der schon bezeichneten Stelle Platz. Im Vordergrunde saß der Sachem allein. Ein paar Schritte hinter ihm saßen Annawon und ein Weißer, der brüllende Thom. Nun folgte eine Reihe von Untersachems und hervorragenden Kriegern. Am äußersten nördlichen Ende der Linie bemerkte man Ischähkohnih. Dann kamen mehrere Reihen von Männern und noch weiter zurück hatten die Frauen und Kinder ihren Platz. Am südwestlichen Ende des Halbbogens sah man eine Gruppe von Jünglingen, die heute eine wichtige Rolle spielen sollten und deren nackte Körper über und über mit Thon bemalt waren, gelb, roth, weiß und schwarz.

Metacom, dessen eherne Züge und kühne Stirne von finstern Schatten umwölkt waren, trug seinen schönsten Häuptlingsschmuck. Sämmtliche Krieger erschienen in ihrer Kriegsbemalung und hatten sich festlich herausgeputzt. Von Waffen sah man nur die Tomahawks, welche die Männer im Gürtel trugen.

Ein düsteres Schweigen lag über der ganzen Versammlung und regungslos saß die erwartungsvolle Menge da. Endlich traten vier Powows in phantastischem Anzug aus der Medizinhütte und ein fünfter ging in ihrer Mitte. Es war dieß der erste Powow des Stammes und, wie meine jungen Leser sogleich sehen werden, eine für unsere Augen höchst wunderliche und lächerliche Erscheinung.

Der Ober-Powow hatte die Kopfhaut eines grauen Bären über das Haupt gestülpt, so daß sein Gesicht völlig davon verhüllt war. An diesem seltsamen Helme waren lang herabfallende Felle von allerlei größeren Wildthieren des Landes befestigt, an den

Fellen aber Häute von Schlangen, Fischen, Vögeln, Fröschen, Eichhörnchen, Fledermäusen, ferner Bärenklauen, Hufe von Hirschen, Biberschwänze, Federn von allem fliegenden Gethier. Die Rassel, welche er mit der Linken über dem Kopfe schwang, war mit Insekten, Federn und Hörnern verziert, der Zauberstab in seiner Rechten mit Skalphaaren, großen und kleinen Eidechsen, Muscheln und allerhand Kräuterbüscheln. Aehnlich wie das würdige Oberhaupt waren auch die andern Priester aufgeputzt, nur hatten sie keine überreiche Sammlung von Allem, was geht, fliegt, kriecht und schwimmt, an sich hängen.

Als die Powows in der Mitte des freien Platzes angelangt waren, beschrieb der Ober-Powow mit seinem Stab verschiedene geheimnißvolle Kreise in der Luft, kehrte sich dann nach einander den vier Weltgegenden zu und rief jedesmal den Namen Numank-Machana, den seine Unterpriester wiederholten, indem sie fürchterlich mit ihren Rasseln dazu lärmten.

Die Beschwörung mußte große Kraft haben, denn am westlichen Ende des Platzes trat aus dem Gebüsche hervor ein Mann, dessen Körper vom Wirbel bis zur Sohle mit einer dicken Kruste glänzend weißen Thons bedeckt war. Ueber dieser Bemalung trug er einen Mantel von weißen Wolfshäuten, außerdem einen Kopfputz von zwei Rabenfellen und in den Händen hielt er eine außerordentlich große Pfeife.

Es war dies keine geringere Person als Numank-Machana, der „erste“ oder einzige Mensch.

Die Powows holten ihn unter ehrerbietigen Begrüßungen feierlich ab und begleiteten ihn über den Platz zu dem Sachem, der sich angelegen sein ließ, in seinen Gruß die größtmögliche Achtung zu legen.

„Der Manituh,“ redete jetzt Numank-Machana den Häuptling an, „hat mich zu seinen Kindern gesandt, mich, der ich allein aus der großen Flut gerettet wurde, indem ich in meinem großen Canoe auf dem hohen Berge im Westen landete, wo ich jetzt wohne.“

Er beschrieb nun dieses Ereigniß des Näheren und setzte dann hinzu:

„Der Manituh hat mich gesandt, um die Medizinhütte zu weihen, damit die große Blutprobe und das Opfer vor sich gehen kann.

Doch zuvörderst reichet mir die Gaben, das große Wasser zu versöhnen, damit die Flut nicht wiederkehre. Reinigt Eure Pfade von Dornen und erfüllet den Willen des Manituh, damit die Wolke von seinem Angesicht schwinde."

„Dummes Zeug!" brummte der brüllende Thom in englischer Sprache und verhielt nur mit Mühe das Lachen.

Ein finsterer Blick Metacoms vertrieb ihm jedoch sofort die unzeitige Lachlust.

Dann stand der Häuptling auf, nahm seinen Tomahawk aus seinem Gurt und reichte ihn dem Numank-Machana, indem er sagte:

„Mein Vater ist sehr willkommen."

Der erste Mensch nahm die Gabe in Empfang und durchschritt die Reihen der Krieger, welche ihm alle ihre Streitäxte darboten. Dann ging er mit dem Armvoll Tomahawks, die er gesammelt, an das Meer, suchte eine tiefe Stelle aus und warf die wunderliche Opfergabe hinein.

Nachdem die See ihre Opfer empfangen, begab sich Numank-Machana in die Medizinhütte, die er mit lautem Gemurmel und seltsamem Geberdenspiel weihte. Dann zündete er die große Medizinpfeife an, trat mit dieser heraus, blies nach jeder der vier Weltgegenden eine große Rauchwolke und überreichte die Pfeife dem Ober-Powow zum Zeichen, daß er die weiteren Ceremonien ihm übergebe. Nun verneigte sich der erste Mensch vor dem Sachem und der ganzen Versammlung, eilte pfeilschnell über den Platz und verschwand in dem Gebüsch, aus welchem er hervorgekommen war.

Der Ober-Powow blies nun ebenfalls große Rauchwolken nach allen vier Winden; dann richtete er die Spitze des Pfeifenrohrs gerade in die Höhe und stieß einen schrillen Ton aus. Diesen wiederholten seine vier Leviten und setzten ihre Rasseln in Bewegung.

Sofort erhoben sich die Jünglinge, welche die Hauptrolle in der Okippe, d. i. in dem Fest der großen Blut- und Muthprobe spielen sollten, und schritten paarweise bis in die Mitte des Platzes vor. Die Powows stellten sich an ihre Spitze und führten den Zug langsam um die Medizinhütte, wobei die Jünglinge sangen:

„Nun geh' ich, nun geh' ich zum freud'gen Geschäfte —
O großer Geist, erbarme dich mein,
Im freud'gen Geschäft hab' Erbarmen mit mir!

Auf meinem Wege gib gutes Glück
Und habe Erbarmen, o großer Geist,
Mit meinem freud'gen Geschäfte!

Nun geh' ich, nun geh' ich zum freud'gen Geschäfte —
O gib mir Sieg und Gelingen,
O großer Geist, und erbarme dich mein!"

Als die kleine Prozession wieder mitten auf dem Platz angelangt war, verstummte der Gesang und die Okippe nahm ihren Anfang.

Sie zerfiel in drei Abtheilungen, in den Büffelstiertanz (Bellohknähpick), die Schneide (Pohkong) und das letzte Rennen (Ehkenahkanahpick).

Die zwölf Jünglinge stellten sich zum Tanze auf, indem sie je drei und drei eine Gruppe um den Ober-Powow her bildeten und die vier Weltgegenden darstellten. Jedem der Tänzer wurde von den Powows in die linke Hand ein dünner weißer Stab und in die rechte eine Rassel gegeben. Nochmals brachte der Ober-Powow ein Rauchopfer aus der Medizinpfeife dar; dann gab er das Zeichen zum Beginn des Tanzes, worauf die andern Powows sogleich die eintönige Melodie dazu anstimmten, welche sie, wie auch die Tänzer selbst, mit ihren Rasseln begleiteten, was einen großen Lärm machte.

Die Tänzer bewegten sich mit jenen mehr seltsamen als schönen Sprüngen, welche den indianischen Tänzen überhaupt eigen sind, im Kreise und ahmten dabei die Bewegungen und das Gebrüll der Büffel nach, indem sie mit einander in wildem Geberdenspiel und Geschrei wetteiferten. So ging der Tanz eine gute Weile fort, bis an der Stelle, wo der erste Mensch verschwunden, eine neue Erscheinung auftauchte.

Diese Erscheinung war ein Mann, dessen nackter Körper mit einer Mischung von gestoßenen Kohlen und Bärenfett schwarz wie der eines Mohren angestrichen war. Um seine Arme, Lenden und Beine liefen weiße Ringe von etwa einem Zoll Durchmesser und am Munde trug er ein schreckliches Bärengebiß. Es war Se. satanische Majestät in eigener Person.

Beim Anblick dieser scheußlichen Figur erhoben die Frauen und

Kinder ein lautes Angstgeschrei und kreischten: „Ochkih-Häddäh! Ochkih-Häddäh!“

Der böse Geist sprang mit einem mächtigen Satze aus dem Dickicht, rannte mit furchtbarem Gebrüll auf die Tanzenden zu, indem er eine an einem langen schwarzen Stabe befestigte Kugel vor sich her auf der Erde schleifte, und machte Miene, den Kreis zu durchbrechen, wobei er drohend den Stab schüttelte.

Da trat der Ober-Powow, um diese Gefahr abzuwenden, aus dem Kreise hervor, schritt gravitätisch und festen Blickes auf den Ochkih-Häddäh zu und hielt ihm mit beiden Händen die Medizinpfeife unter die Nase.

Vergeblich schwenkte der böse Geist seinen Stab, vergeblich fletschte er die Zähne und brüllte entsetzlich, die heilige Pfeife war mächtiger als er. Er krümmte und wand sich unter ihrem zauberkräftigen Einfluß, trippelte ängstlich hin und her, wobei ihm der Powow auf Schritt und Tritt folgte, und schlich endlich mit gesenktem Kopf dem Gebüsche zu.

Als er verschwunden, brach die ganze Versammlung in ein lautes Freudengeschrei aus, der Büffeltanz hörte auf und der zweite Akt der Okippe begann.

Die Jünglinge ordneten sich paarweise hinter einander und schritten, von dem Ober-Powow und seinen Leviten geführt, der Medizinhütte zu, wobei sie abermals sangen:

„Nun geh' ich, nun geh' ich zum freud'gen Geschäfte —
O großer Geist, erbarme dich mein,
Im freud'gen Geschäft hab' Erbarmen mit mir!“

Der Ober-Powow nahm in der Mitte der Hütte zwischen den beiden Pyramiden von Menschen- und Thierschädeln Platz und rauchte eifrig. Seine Leviten stellten sich zu den erwähnten vier Lederschläuchen und ergriffen die Trommelstöcke. Zwei weitere Powows kamen aus dem Hintergrund der Hütte und der eine von ihnen nahm das am Boden liegende Messer, der andere die hölzernen Stäbchen zur Hand. Hinter ihnen stellten sich die Jünglinge schweigend in eine Reihe.

Jetzt erhob der Ober-Powow die Medizinpfeife über seinen Kopf und auf dieses Zeichen hin begannen die Musikanten mit Stimme, Trommelstöcken und Rasseln ihre betäubende Musik und

die Jünglinge traten einer nach dem andern vor, um sich der fürchterlichen Muth- und Blutprobe zu unterwerfen.

Wir würden Anstand nehmen, diese grausame Marter zu schildern, wenn sie nicht von Augenzeugen der Wahrheit getreu erzählt würde und daher unsere jungen Leser interessiren und ihnen eine Idee von der Standhaftigkeit der indianischen Jünglinge geben dürfte. Es ging dabei folgendermaßen zu:

Der zu Marternde stellte sich vor den Powow, welcher das Messer in der Hand hielt. Dieser zog ihm auf jeder Schulter oder auch auf jeder Seite der Brust ein Stück Fleisch vermittelst des Daumens und Zeigefingers in die Höhe, nahm das Messer, welches vorher absichtlich schartig gemacht worden war, und stieß es unter seinen Fingern durch das heraufgezogene Fleisch hindurch. Hierauf trat der andere Powow hinzu und steckte eines der Holzstäbchen durch jede der Wunden. An die beiden Enden dieser Holzstäbchen wurden dann die Enden der von der Decke herabhängenden Lederstricke befestigt und der Gemarterte wurde daran in die Höhe gezogen, so daß er über dem Boden frei in der Luft schwebte. Hierauf wurden dem Opfer noch an den Armen und Beinen ähnliche Einschnitte gemacht und Stäbchen hindurch gesteckt, an die man Bogen, Köcher, Streitäxte oder Büffelschädel hing. Dann wurde der Gemarterte, dessen Körper von dem aus den Wunden quellenden Blut triefte, an den Lederseilen so weit hinaufgezogen, daß die an ihm hängenden Gegenstände den Boden nicht mehr berührten, sondern fünf bis sechs Fuß hoch über demselben schwebten. In dieser Lage bot das Opfer einen schrecklichen Anblick dar und sein Kopf sank entweder hinten über oder auf die Brust herab, je nachdem der Gemarterte an der Brust oder an den Schultern aufgehangen war.

Sobald sämmtliche zwölf Jünglinge in der Luft schwebten, nahmen die zwei Powows lange Stangen zur Hand und brachten vermittelst derselben die Körper der Unglücklichen in eine drehende Bewegung, die allmälig immer schneller und schneller wurde und die Schmerzen entsetzlich steigerte.

Die Standhaftigkeit, womit diese gräßlichen Martern ertragen wurden, grenzt an's Unglaubliche. Keiner der Jünglinge verzog eine Miene, wenn das schartige Messer sein Fleisch zerriß, und

mehrere hatten bei dieser Operation ein Lächeln auf den Lippen, welches sagen zu wollen schien: Seht, ich bestehe vor dem Manituh als ein Mann, welcher würdig ist, den Kriegspfad zu wandeln.

Auch während die Gemarterten in der Luft hingen, hielt ihr Muth die entsetzliche Probe aus und es war rührend anzuhören, wie sie, vor Schmerzen halb ohnmächtig, dann und wann ihre gebrochenen Stimmen über das Getöse der barbarischen Musik erhoben und sangen:

„Ich gehe, ich gehe — zum freud'gen Geschäfte —
O gib mir Sieg und Gelingen,
O großer Geist, und erbarme dich mein!"

Das Drehen wurde so lange fortgesetzt, bis die Gemarterten anscheinend leblos da hingen, was die Powows „ganz todt" nannten. Dann ließ man sie langsam auf den Boden der Hütte hinab, wo sie wie Leichen lagen, machte sie von den Lederstricken los und zog ihnen die Stäbchen aus Brust und Schultern.

Sobald sie wieder so viel Kraft erlangt hatten, daß sie sich regen und bewegen konnten, was nach acht bis zehn Minuten schon der Fall war, so krochen sie auf Händen und Füßen mit der ganzen an ihrem Körper hängenden Last nach der Seitenwand der Hütte, wo sie eine Weile ruhen durften, bis der dritte Akt der furchtbaren Probe begann.

Unterdessen füllte der Ober-Powow die Medizinpfeife mit neuem Tabak, brachte sie in Brand, rauchte und richtete ein langes Gebet an den guten Geist, indem er ihm für den bisherigen glücklichen Erfolg der Okippe Dank sagte und zu ihrer Vollendung seinen Beistand erflehte.

Hierauf sangen die Musikanten ein Lied, in welchem sie die Macht und Wirksamkeit der Medizinpfeife priesen, die den bösen Geist aus dem Lager vertrieben habe und die jungen Leute in der ihnen noch bevorstehenden Prüfung sicherlich beschützen werde.

Jetzt stellte sich der Ober-Powow mitten auf den freien Platz und winkte mit dem Rohr der Medizinpfeife aus den Reihen der Versammlung einige zwanzig der jüngeren Krieger herbei, welche bei dem Ehkenahkanahpick oder dem letzten Rennen sich mitbetheiligen sollten.

Die Gemarterten schienen kaum im Stande, auch noch diese

schreckliche Strapaze zu erdulden. Sie schwankten aus der Hütte, indem sie die an ihrem wunden Fleisch befestigten Lasten hinter sich herschleppten. Und dennoch bändigten die armen Jünglinge die ungeheuren Schmerzen und stimmten wieder, wenn auch mit fast erloschenen Stimmen den Gesang an:

„Nun geh' ich, nun geh' ich zum freud'gen Geschäfte —
O großer Geist, erbarme dich mein,
Im freud'gen Geschäft hab' Erbarmen mit mir!"

Jeder von ihnen wurde von zwei Kriegern in Empfang genommen, die ihn zwischen sich nahmen und einen breiten Lederriemen um seine Handgelenke schlangen.

Der Ober-Powow erhob die Medizinpfeife und stieß schreiend das Wort Ehkenahkanahpick aus.

Sofort fingen die Krieger mit aller Schnelligkeit zu laufen an, indem sie die von ihnen an den Riemen Festgehaltenen mit sich fortschleppten, bis dieselben vor Schwäche niederstürzten. Aber auch dann wurden sie nicht losgelassen, sondern an den um ihre Handgelenke geschlungenen Riemen so lange im Kreise herumgeschleift, bis alle an ihrem Körper hängenden Gegenstände losgerissen waren, wobei sich oft ganze Streifen Fleisches von den Gliedern lösten.

Für jeden gesitteten Menschen hätte das ein schaudervoller, empörender Anblick sein müssen; indianischen Augen aber war dieses blutige Schauspiel ein höchst wohlgefälliges und die Versammlung gab durch Gemurmel ihren Beifall zu erkennen, als sämmtliche der Okippe Unterworfenen die verschiedenen Grade der Probe ausgehalten hatten, ohne einen Klageruf hören zu lassen oder ein Zeichen unmännlicher Schwäche zu geben. Endlich erhoben sich die Gemarterten alle von dem blutbenetzten Rasen, auf welchen sie nach dem letzten Rennen hingesunken, und gingen mit festen Schritten und einer Haltung, aus welcher ein unbezähmbarer Stolz sprach, nach den Wigwams am Seegestade, wo ihre Wunden von Müttern und Schwestern gepflegt werden sollten. Ein weithinschallender, nicht endenwollender Jubelruf der Versammlung begleitete sie.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

König Philipps Lage. — Neue Erscheinung des Ochkih-Häddäh. — Der Manitou verlangt noch ein Opfer. — Thorkils Todesgang. — Eine That edler Aufopferung. — Ein Tellenschuß.

Nachdem die Versammlung in solcher Weise ihre Zufriedenheit mit dem Ausgang der Okippe bezeugt hatte, versank sie wieder in ihre frühere ernste und schweigsame Haltung.

Mit dem Abtreten der Gemarterten vom Schauplatze verstummte auch die Musik und als vollkommene Stille eingetreten war, richtete der Ober-Powow abermals ein Dankgebet an den guten Geist, durchschritt hierauf den Platz und ging auf Metacom zu, welcher einer Bildsäule gleich da saß. Wer den Häuptling aufmerksam beobachtet hätte, würde bemerkt haben, daß ein verzweifelter Ingrimm in seinem Innern koche und daß die Hand des Unglücks schwer auf seinem Haupte laste.

König Philipps Lage war auch wirklich trostlos. Die Nachricht von der Niederlage der Naraganfetter und dem Tode ihres Sachems, seines Bundesgenossen, hatte ihm die traurige Ueberzeugung gebracht, daß sein umfassend angelegter und lange Jahre verfolgter Plan, die weißen Eindringlinge zu vernichten, gescheitert sei und daß ihm wenigstens für jetzt Nichts mehr übrig bleibe, als auf die Rettung der Ueberbleibsel seines eigenen Stammes bedacht zu sein. Zwar schöpfte er noch einige Hoffnung, den Kampf wieder aufnehmen zu können, falls die Schiffsmannschaft De Lussans sich mit ihm verbünden würde, und um hiezu Zeit zu gewinnen, hatte er den gefangenen Standish mit Friedensvorschlägen an die Kolonisten abgeordnet. Aber obwohl es der Flibustier mit den Mitteln, seine Absichten zu erreichen, nicht sehr genau nahm, so hatte sich sein ritterlicher Sinn doch zu sehr empört über die Art und Weise der indianischen Kriegsführung, als daß er den Vorschlägen des Sachems ein geneigtes Ohr geliehen hätte, um so mehr als er durch die ihm persönlich wiederfahrene Unbill erbittert war. Indessen war es dem Scharfblick Metacoms nicht entgangen, daß der Flibustier zu Lovely und den Ihrigen in Beziehungen stand, welche

ihn leicht veranlassen konnten, um den Preis ihrer Freilassung des Häuptlings Forderungen zu erfüllen. Deßhalb behandelte er nicht nur De Lussan selber, sondern auch die beiden Obersten und Lovely, obwohl er sie gefangen und sogar gefesselt hielt, immer noch mit Rücksicht und hatte auch dem Verlangen Mortons, ihm die beiden Engländer auszuliefern, nicht entsprochen. Hatte er sich erst aus der augenblicklichen Klemme durch den Beistand des Flibustiers oder durch die Annahme seiner durch Standish übersandten Friedensbedingungen herausgeholfen, so gedachte sein ruheloser Geist ungesäumt den Versuch zu machen, die Tausende und aber Tausende von rothen Kriegern, welche noch in den unermeßlichen Wildnissen gegen Sonnenuntergang zu hausten, für seine patriotischen Pläne zu gewinnen.

Was dagegen Thorkil betrifft, so hatte der Sachem seinen Tod beschlossen, denn der junge Jäger hatte ihm sogleich bei seiner Ankunft im Lager den an seinem Vater begangenen Meuchelmord vorgeworfen. Metacom hatte die Unthat auch wirklich begangen, und zwar einfach um sich des Schatzes zu bemächtigen, von dem ihm Pe-toh-pi-tiß, den er als Kundschafter in das Haus Eatons gesandt, Kenntniß gegeben hatte. Metacom hatte schon damals seinen großen Lebenszweck mit allen nur möglichen Mitteln verfolgt und von den Weißen gelernt, was mit Gold Alles auszurichten sei. Zum Werkzeug des an Thorkil beabsichtigten Mordes hatte er den brüllenden Thom ausersehen, der aus eigener Rachgier ganz willig dazu war.

— — — — — — — — — — — — —

Der Ober-Powow blieb vor dem Sachem stehen und wartete der indianischen Sitte gemäß, bis er zum Reden aufgefordert wurde.

„Metacoms Ohren sind offen," sagte der Häuptling nach einer Pause. „Was hat mein Vater mir zu sagen?"

„Mahtotohpah," entgegnete der Powow, „hat die Gebräuche der Okippe erfüllt, wie die Ueberlieferungen der Kinder des Manituh sie vorschreiben."

„Und ist der Manituh seinem Volke gnädig gewesen?"

„Der Sachem hat gesehen, wie der Ochkih-Häddäh versuchte, die heiligen Gebräuche zu stören. Er hat gesehen, wie der böse

Geist durch die Wunderkraft der Medizinpfeife, welche Numank-Machana an Mahtotohpah gegeben, in die Flucht getrieben wurde. Er hat gesehen, wie meine jungen Männer dem Ochkih-Häddäh zum Trotz den Bellohknähpick tanzten, wie sie dem Pohkong sich unterwarfen und das Ehkenahkanahpick aushielten. Meine jungen Männer sind sehr wacker, echte Sprößlinge vom Wampanogenstamm. Der Manituh hat sich ihnen gnädig erwiesen. Der Sachem mag sich freuen: wenn morgen das große Gestirn aufgeht, werden zwölf Krieger mehr bereit sein, auf seinen Wink den Tomahawk in den Kriegspfahl zu schlagen."

„Es ist gut," erwiderte Metacom, indem er eine achtungsvolle Geberde mit der Hand machte.

Die ganze Versammlung lauschte dieser Unterredung mit lautloser Aufmerksamkeit.

Nach einer Weile nahm Metacom wieder das Wort und sagte zu dem Medizinmann:

„Mein Vater weiß, der Manituh hatte sein Angesicht hinter Wolken verborgen, so daß es seinen Kindern nicht leuchtete. Trauer zog in unsere Herzen ein und unsere Füße strauchelten auf dem dunkeln Pfade. Kummer beugte unsere Häupter zur Erde, wie der Winterschnee die Aeste der Schirlingstanne. Wir trauerten still, wie das vom Pfeil getroffene Elennthier, oder brüllten vor Schmerz, wie der von Wölfen eingehegte oder von ihren Zähnen zerfleischte Büffel .... Mein Vater Mahtotohpah ist ein großer Powow. Er raunte Metacom in die Ohren, der Manituh verlange nach einer Okippe zur Sühnung seines Zorns, und Metacom zauderte nicht, den Willen des großen Geistes zu erfüllen. Die Okippe hat stattgefunden; sie ist wohlbestanden worden. Meine jungen Männer zeigten, daß sie die Sehnen und den Muth ihrer Väter geerbt haben. Der Stamm der Wampanogen treibt noch immer kräftige Zweige. Doch mein Vater helfe mir, den Sinn des Manituh zu verstehen. Mahtotohpah ist ein großer Powow, sein Blick dringt über die Nebel hinaus, welche Metacoms Blick umdunkeln. Mein Vater sage mir: ist der Zorn des Manituh gesühnt? Ist die Wolke von seinem Angesicht entfernt? Ist seine Hand wieder segnend über mein Volk erhoben?"

Der Powow richtete seine Blicke zum Himmel, als suche er

dort die Antwort auf des Sachems Fragen zu lesen. Nach einigen Minuten versetzte er:

„Ich sehe den Manituh seine Hand erheben, um die Wolke wegzuthun von seinem Antlitz."

„Und was sieht mein Vater weiter?"

„Mahtotohpah sieht, daß der Ochkih-Häddäh auf neuen Trug gegen die Kinder des Manituh sinnt, aber die Kraft der Medizinpfeife hält ihn fern."

„Ugh!" machte Annawon und streckte seinen Arm gegen das Gebüsch auf der westlichen Seite des Platzes aus.

Metacoms Blick richtete sich ebenfalls dorthin. Dann berührte der Sachem mit seinem Zeigefinger den Zauberstab des Powows und sagte:

„Mein Vater ist ein großer Medizinmann, seine Medizin ist stark, aber die Macht des bösen Geistes ist noch nicht gebrochen. Mein Vater mag sich umkehren und seine Augen öffnen."

Der Powow gehorchte dieser Weisung und rief überrascht: „Ochkih-Häddäh!"

„Ochkih-Häddäh!" schrieen wiederum angstvoll die Weiber.

Die gräßliche Gestalt des bösen Geistes war von Neuem aus dem Dickicht aufgetaucht und schon stürzte er hervor, rannte auf die Medizinhütte zu, umkreiste sie in rasenden Sprüngen dreimal, stieß ein scheußliches Gebrüll aus und schüttelte drohend seinen schwarzen Stab mit der rothen Kugel gegen die Versammlung.

„Die Wolke lagert noch immer vor dem Angesicht des Manituh," sagte Metacom. „Sein Zorn ist noch nicht gesühnt. Die Medizin der Medizinpfeife ist groß, aber der Ochkih-Häddäh spottet ihrer."

Der Powow bemühte sich sofort, die Meinung zu widerlegen. Er faßte die Pfeife wieder mit beiden Händen, hielt sie aufrecht vor sich hin und schritt auf den brüllenden Stellvertreter des bösen Geistes los.

Nun wiederholte sich die schon einmal abgespielte Szene. Der Ochkih-Häddäh vermochte dem Zauber der Medizinpfeife nicht standzuhalten, sondern gab durch scheußliche Verrenkungen seiner Glieder sein Unbehagen zu erkennen, zog sich zurück, von Mahtotohpah verfolgt, und verschwand endlich wieder in dem Buschwerk, indem er

sein Gebiß greulich fletschte und durch ein drohendes Geheul andeutete, daß er nur geschlagen, aber nicht besiegt sei.

Mahtotohpah ging nachdenklich in die Medizinhütte und winkte seine Amtsbrüder herbei, um eine Berathungspfeife mit ihnen zu rauchen. Während der vollen halben Stunde, welche die murmelnd geführte Unterredung dauerte, harrte die Versammlung und selbst der Sachem geduldig auf das Ergebniß derselben. Endlich trat der Ober-Powow wieder aus der Hütte und stellte sich schweigend vor den Häuptling hin, der ihn nach einer Weile mit den Worten anredete:

„Was sieht mein Vater jetzt?"

„Mahtotohpah," lautete die Antwort, „sieht den Ochkih-Häddäh in der Ferne lauern, bereit, neues Unheil über das Volk der Wampanogen zu bringen. Mahtotohpah hat sich getäuscht, als er sagte, der Manituh sei im Begriff, die Wolke wegzuthun von seinem Antlitz. Der Zorn des großen Geistes ist noch nicht vollständig gesühnt. Er will noch ein großes Opfer sehen, bevor er dem Ochkih-Häddäh die Macht, zu schaden, entzieht."

„Hat mein Vater erforscht, was für ein Opfer der Manituh noch verlangt?"

„Mahtotohpah that so und hat dabei seine Brüder, die Powows, zu Hülfe gerufen."

„Welches Opfer will also der Manituh?"

„Den Tod des Goldhaars."

Ohne einen Zug seines Gesichtes zu verändern, wandte sich Metacom zu den hinter ihm sitzenden Häuptlingen und sagte:

„Meine Brüder haben den Willen des Manituh vernommen. Was soll geschehen?"

„Das junge Blaßgesicht sterbe!" versetzte Annawon nachdrücklich.

„Es sterbe!" stimmte ein Dutzend Krieger bei.

„Das Goldhaar sterbe!" murmelte die ganze Versammlung.

„Aha," brummte Thom Morton in den Bart, „jetzt kommt die Reihe an mich, in dieser Komödie eine Rolle zu spielen."

Wirklich wandte sich der Sachem sofort an ihn mit der Frage:

„Ist mein weißer Bruder bereit, sein Werk zu thun?"

„Fix und fertig, Häuptling," versetzte Thom. „Aber macht,

daß die Geschichte jetzt vorwärts geht; die Faxen Eurer Hokuspokusmacher da haben bereits lange genug gewährt, denk' ich."

„Aber ist meines Bruders Herz stark genug zu dem Werke?"

„Fragt nicht lange. Ich habe gesagt, daß ich es thun werde, und dabei bleibt's. Der junge Schuft war mit dabei, als der alte holländische Hund den Merry Mount in die Luft sprengte und meinen guten Gesellen Kellond erschlug .... Ist mir die Freude entgangen, ihn am Marterpfahl der Nipmucken zu sehen, so will ich wenigstens die Rechnung an seinem Jungen tilgen. Drum macht vorwärts, sag' ich."

Nach diesem kurzen Zwiegespräch wandte sich der Sachem wieder an den Powow und sagte:

„Mein Vater hörte, daß meine Krieger bereit sind, den Willen des Manituh zu erfüllen. Mein Vater möge thun, was ihm zukommt."

„Gut," entgegnete der Powow. „Und welcher von des Sachems Kriegern soll die Opferkeule führen?"

„Keiner von meinen Kriegern, sondern dieses Blaßgesicht da."

„Das Blaßgesicht komme mit mir."

Der Sachem gab Morton einen Wink und dieser stand auf, um dem Powow zu folgen, der ihn zu dem Eichenstumpf an der nordöstlichen Ecke der Medizinhütte führte. Hier blieb der Powow stehen, blies aus der Medizinpfeife drei Rauchwolken über die auf dem Stumpfe liegende Keule hin, um sie zu weihen, und übergab sie dann Morton mit den Worten:

„Das junge Blaßgesicht wird seinen Kopf auf den Eichenblock legen. Wenn Mahtotohpah die Medizinpfeife erhebt, erhebe mein Bruder die Keule und ...."

„Schon gut, schon gut, Master Pickelhäring," unterbrach der brüllende Thom den Priester ungeduldig. „Bringt den Burschen her und überlaßt das Weitere mir. Will ihn gehörig abfertigen, bei Gott, das will ich!"

Der Powow trat in die Medizinhütte und kam nach einer kurzen Weile an der Spitze eines kleinen Zuges wieder heraus, welcher bei dem Eichenstumpf Halt machte.

Voran ging Mahtotohpah und zwei seiner Amtsbrüder, dann folgten zwei stämmige Krieger, welche den gefangenen Thorkil zwi-

schen sich führten, und zwei Powows schlossen den Zug. Mahto-tohpah schwenkte mit der einen Hand seinen Zauberstab, mit der andern die Medizinpfeife und murmelte Zaubersprüche und Gebete, deren Schlußreim von seinen Amtsbrüdern wiederholt und mit dem Getön ihrer Rasseln begleitet wurde.

Aller Augen waren auf den Gefangenen gerichtet, so daß das Erscheinen Hih-lah-dihs, welche von den Wigwams herkam und sich unter die übrigen Squaws mischte, und das Verschwinden Ischäh-kohnihs hinter dem Felsblock völlig unbeachtet blieb.

Thorkil war bleich und schien sehr erschöpft. Die gräßliche Marterszene, die er von der Medizinhütte aus hatte mitansehen müssen, hatte ihn mit Verzweiflung erfüllt, denn seine Kraft war durch die in letzter Zeit erlebten Mißgeschicke, wenn auch nicht gebrochen, doch gebeugt worden. Er wußte, daß er dem Tode geweiht sei. Als ihm aber der Powow das Unvermeidliche ankündigte, da regte sich der männliche Stolz in ihm und spornte ihn an, seinen Mördern nicht den Triumph zu bereiten, daß sie sagen könnten, ein Blaßgesicht wisse nicht mit Würde zu sterben. Er errang daher seine volle Fassung wieder, wie bitter ihm auch der Gedanke war, nicht als freier Mann mit den Waffen in der Hand sterben zu können, sondern als wehrloser Gefangener zur Schlachtbank geschleppt zu werden.

Als er mit auf den Rücken geschnürten Armen aus der Hütte trat und ein Blick auf seine Umgebung ihm die Unmöglichkeit einer Gegenwehr zeigte, biß er die Lippe mit den Zähnen, um den Seufzer zu ersticken, der sich aus seiner Brust emordrängte.

Jetzt stand er vor dem Eichenstumpf und sah die Keule, welche sein Haupt zerschmettern sollte, in der Hand des brüllenden Thoms, der ihn mit boshaftem Grinsen erwartete. Er wandte dem Elenden den Rücken und schickte sich auf Geheiß des Powows an, seinen Kopf auf den Block zu legen, indem er zu Gott flehte, seine Seele in Gnaden aufnehmen zu wollen.

Es herrschte rings eine athemlose Stille und mehr als einer der Anwesenden blickte mit Mitleid auf den jungen Mann, mit dem sie auf Jagdzügen und am Berathungsfeuer so oft freundschaftlich verkehrt hatten.

Metacom saß unbeweglich mit auf die Brust gesenktem Kopf,

als berühre ihn die Sache nicht im Entferntesten und als seien seine Gedanken weit von hier.

Der Powow stellte sich Morton zur Seite und faßte die Medizinpfeife mit beiden Händen, um sie zu erheben.

In diesem Augenblick glitt ein weibliches Wesen pfeilschnell aus den Reihen der Indianer hervor und eilte auf den Eichenstumpf zu. Thorkil schickte sich eben an, den Todesstreich zu empfangen, als er fühlte, daß zwei Arme sich um seinen Nacken legten. Er schaute sich um und gewahrte Hih-lah-dih, welche ihm zuflüsterte:

„Mein Blaßgesichtbruder nicht allein gehen in die glücklichen Jagdgründe. Wenn das Goldhaar sterben, seine Rothhautschwester mit ihm sterben."

Und sie drängte sich zwischen ihn und Morton, schlang ihren linken Arm fest um den Nacken des Jünglings und streckte den rechten gegen den Schlächter aus, als wollte sie den Streich der Keule auffangen.

„Gutes Kind, Du bemühst Dich umsonst," sagte Thorkil zu ihr, während der Powow einen Schrei der Ueberraschung ausstieß, den alsbald die ganze Versammlung wiederholte.

Das Getöse störte den Sachem aus seinem Brüten auf. Er erhob sich und als sein Auge auf die Gruppe bei dem Eichenstumpf fiel, blitzte es in wildem Zorn auf und eine furchtbare Wallung des Grimms jagte ihm das Blut in's Gesicht. Er bekämpfte sie jedoch mit der Selbstbeherrschung eines großen Häuptlings, gebot vermittelst eines Winkes der Versammlung, ruhig zu bleiben und schritt dann langsam auf die Gruppe zu.

Hih-lah-dih erwartete das Herankommen ihres Bruders festen Muthes ohne Thorkil loszulassen. Der Häuptling blieb vor ihr stehen und sagte ruhig:

„Was hat die junge Squaw hier zu thun?"

Das Mädchen richtete sich hoch auf, blickte dem Sachem beherzt in's Auge und versetzte:

„Hih-lah-dih ist gekommen, ihren Weißgesichtbruder zu retten oder mit ihm zu sterben."

„O," bemerkte Metacom mit bitterem Lachen, „Mahtotohpah sprach weise, als er sagte, der Ochkih-Häddäh umlauere das Lager der Wampanogen, um neues Unheil auszubrüten. Er hat das

Herz meiner Schwester mit Thorheit angefüllt, daß sie, aller Scham und Zucht vergessend, sich dem Feind ihres Volkes an den Hals wirft und den Sachem, ihren Bruder, zum Gespötte der Squaws macht."

„Nein," entgegnete die reine Quelle muthig, „nein, nicht Och-kih-Häddäh hat mich angestiftet, zu thun, was ich that; der Manituh hat mich angetrieben, damit das Blut meines Blaßgesichtbruders nicht über das Haupt des Sachems komme. . . . . Metacom weiß," fuhr sie in weicherem Tone fort, „daß Hih-lah-dih ihm stets eine gute Schwester gewesen. Sein Wigwam ist öde, will er auch Hih-lah-dih noch aus demselben vertreiben? Hih-lah-dih wird ihren Blaßgesichtbruder nicht überleben, sie wird mit ihm sterben."

„Meine Schwester mag das junge Blaßgesicht fragen, ob es der Würde eines Mannes, der schon den Kriegspfad gewandelt, angemessen ist, sein Leben einer Squaw zu verdanken."

„Sachem," nahm Thorkil das Wort, „ich müßte lügen, wollte ich dazu Nein sagen. Das Leben ist jedenfalls dem Loose vorzuziehen, das Opferthier bei Euren schnöden heidnischen Bräuchen zu sein, und Schande kann es mir niemals machen, das Leben Eurer Schwester zu verdanken, welche stets an mir gehandelt hat, wie nur eine Schwester handeln kann. Glaubt aber deßwegen ja nicht, Sachem, daß ich um den Preis meines Lebens vergessen werde, daß Ihr der Mörder meines Vaters seid, dessen Tod zu rächen mir die heiligste Pflicht gebietet. Ich kann und mag nicht heucheln oder lügen, und solltet Ihr mich auch nicht feiger Weise durch den Trunkenbold da abschlachten lassen, so wird meine Hand sich gegen Euch erheben, sobald sie wieder den Griff einer Waffe fassen kann."

Der Sachem schwieg nachdenklich und es trat eine Pause der furchtbarsten Spannung ein.

Metacom hatte, wie alle Indianer, ein marmorhartes Herz, und dennoch brach sich zuweilen ein Gefühl von Milde in demselben Bahn. Seit dem Verluste seines jungen Sohnes, dessen Tod ihn in halbe Raserei versetzt hatte, liebte er von allen menschlichen Wesen seine Schwester am meisten, ja er hatte sie mehr geliebt, als sein Weib, die sich beugende Weide. Wie hoch er Hih-lah-dih hielt, erwies sich schon aus dem Umstande, daß er nach dem ge-

lungenen Ueberfalle von Swanzey Lovely als die Schutzbefohlene seiner Schwester betrachtete, weil das weiße Mädchen ihre Korallenschnur um den Hals trug, und daß er dadurch bewogen wurde, die Häupter der Gefangenen dem Skalpirmesser seiner Krieger zu entziehen. Seit er nun Weib und Kind verloren, fühlte er in noch höherm Maße das Bedürfniß, die Schwester sich zu erhalten, welche die freundliche Begleiterin seiner frühern Tage gewesen und deren heitere Anmuth so oft die düstern Schatten von seiner Stirne verscheucht hatte.

„Das Goldhaar hat gesprochen wie ein Mann," sagte der Häuptling endlich mit ruhiger Würde und in englischer Sprache. „Metacom achtet die Tapfern, auch wenn ihre Haut eine Blaßgesichthaut ist. Mein Bruder höre und erwäge seine Antwort wohl. Wenn Metacom seine Bande löst und ihn freiläßt, will dann das Goldhaar darauf verzichten, den Tomahawk ferner gegen mein Volk zu erheben und will er Hih-lah-dih sofort als seine Squaw in sein Wigwam führen?"

„Nein, nein!" rief die reine Quelle hocherröthend aus, „der Sachem soll nicht so sprechen. Hih-lah-dih will und kann dem Goldhaar nur Schwester sein."

„Sachem," sagte Thorkil, „ich halte Eure Schwester zu hoch, als daß ich sie täuschen möchte, um damit mein Leben zu erkaufen. Die Natur und meine Religion verwehren mir einen solchen Bund mit ihr; ich muß daher Euren Vorschlag verwerfen. Thut nun mit mir, was Ihr wollt."

„Es ist gut," entgegnete Metacom mit eisiger Kälte. „Der Muth des Goldhaars ist groß, sehr groß.... Komm," fuhr er fort, Hih-lah-dih bei der Hand ergreifend, „meine Schwester hat Nichts mehr hier zu thun."

Aber das Mädchen warf sich, statt ihm zu folgen, vor ihm nieder, umschlang seine Kniee und erflehte von ihm in den rührendsten Tönen das Leben des Jünglings. Als Metacom jedoch unbeweglich blieb, sprang sie auf und umklammerte Thorkil, als sollte keine Macht der Erde sie mehr von ihm trennen.

„Macht ein Ende," brummte Morton; „das Ding wird allgemach sehr langweilig."

Schon im nächsten Augenblicke hatte der Häuptling seine edel-

müthige Schwester von dem Jüngling losgerissen. Sie stieß einen herzzerreißenden Schrei aus, als Metacom sie in seine Arme nahm und mit ihr gegen die Wigwams hinabeilte, nachdem er noch dem Powow und Morton einen leicht zu verstehenden Wink gegeben hatte.

Der brüllende Thom riß den Jüngling zu dem Eichenstumpf und drückte ihn mit roher Gewalt auf denselben nieder. Der Powow erhob die Medizinpfeife; Morton schwang die Keule empor....

Da krachte hinter dem Felsen hervor ein Schuß. Durch den Rücken geschossen sprang der brüllende Thom mit einem furchtbaren Schrei hoch auf und stürzte dann zu Boden, sich im Todeskampfe krümmend.

Mit den Sprüngen einer Löwin, die ihren vom Jäger angefallenen Jungen zu Hülfe eilt, war Groot Willem im nächsten Augenblick auf dem Platze, schwang seinen Sohn, bevor dieser wußte, wie ihm geschah, auf seine herkulischen Schultern und verschwand, einen Triumphschrei ausstoßend, hinter dem Felsen.

Es war das Werk einer Minute. Wie vom Donner gerührt, starrten die Krieger das seltsame Schauspiel an; dann sprangen sie tumultuarisch auf und stürzten den Entschwundenen nach.

Dreißigstes Kapitel.

In der Felsschlucht. — Die Wampanogen hauen in den Kriegspfahl. — Erstürmung und Vertheidigung des Felsens. — Der grimme Annawon wird in die glücklichen Jagdgründe befördert.

Die Ueberraschung der Wampanogen bei dem plötzlichen Erscheinen Groot Willems war alsbald dem Zorn gewichen und sicherlich hätten sie dem grauen Bären seine mit unerhörter Kühnheit errungene Beute wieder abgejagt, wenn nicht während der Verfolgung desselben ein gellender Schrei des Sachems sie zur Umkehr aufgefordert hätte.

Das Gekrach von Willems Roer hatte Metacom aus seinem Wigwam, wohin er seine Schwester gebracht, hervorgerufen und er

hatte noch mit einem Blicke die hinter dem Felsen verschwindende Riesengestalt des Trappers erhascht, welcher Thorkil wegtrug. Er bedurfte daher keiner weiteren Erklärung über den Tod des brüllenden Thoms.

Obwohl der Häuptling Mato genau kannte, so vermochte er doch im ersten Augenblick nicht zu glauben, daß derselbe ein solches Wagniß allein unternommen habe, sondern fürchtete, der Trapper habe sich mit einer Streifpartei der Blaßgesichter unbemerkt dem Lager genähert, während die Aufmerksamkeit des ganzen Stammes auf die Vorgänge der Okippe gerichtet war.

Diese Ansicht, verbunden mit der wohlbegründeten Besorgniß für die Sicherheit der Seinigen, dann der Ingrimm, daß der junge Jäger seinen Händen entronnen, und endlich die Verwunderung, daß Mato dem Marterpfahl der Nipmucken entgangen, — das Alles ging dem Sachem blitzschnell durch den Kopf, und obwohl ihn noch dazu die Szene mit Hih-lah-dih im Innersten bewegt hatte, so faßte er doch mit bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung seine Pflicht als Oberhaupt seines Stammes in's Auge.

Der Indianer ist von Natur vorsichtig und rennt nur in der äußersten Leidenschaft blindlings in Gefahr. Sonst liebt er es, jeden seiner Schritte wohl zu bemessen und keinen Weg anzutreten, ohne zugleich an den Rückzug zu denken.

Der Sachem hatte seinen Plan sogleich gemacht. Ein Ruf von ihm und die Krieger kehrten um. Ein zweiter Ruf säuberte wie mit Zaubergewalt den freien Platz von Männern, Weibern und Kindern.

Nach Verfluß von wenigen Minuten hätte man glauben können, nicht nur der Platz, sondern auch das Lager sei von allen menschlichen Wesen verlassen, so still und todt lag es an der Seeküste da. Schon umflatterte ein Schwarm von krächzenden Bussards den neben dem Eichenstumpf ausgestreckten Leichnam.

Die Sonne stieg höher und höher und das Wetter verdüsterte sich. Ein mächtiger Wind brauste über die Landzunge von Montaup herab und peitschte die Gewässer der Bai zu hochgehenden Wellen.

— — — — — — — — — — — — —

Meine jungen Leser müssen mir jetzt in eine der Schluchten folgen, welche sich in dem mehrfach erwähnten kolossalen Felsblock

befanden. Man gelangte in dieselben durch einen auf halber Höhe des Felsens von der Natur gebildeten Spalt, welcher theilweise mit Epheu und andern Schlingpflanzen überwachsen war und in dem da und dort Tannen und Wallnußbäume wurzelten.

Seiner Abrede mit Groot Willem zufolge hatte Ischähkohnih im entscheidenden Augenblick eine plump zusammengefügte Leiter an die Felswand angelehnt und so gelangten der alte Trapper und der dem Tode entrissene Thorkil in die Höhle, die ihnen den Schutz einer Festung gewährte; denn Willem hatte nicht gezögert, die Leiter sogleich in dieselbe heraufzuziehen, so daß eine augenblickliche Verfolgung, auch wenn eine solche versucht worden, unmöglich gewesen wäre.

Einige Stunden später stand der alte Trapper unfern des Einganges in dem Felsspalt, auf sein treues Roer gelehnt, und an seiner Seite hielt sich der Flibustier, dessen rechte Hand leicht auf dem Griff seines Säbels ruhte.

Weiter zurück in der Höhle saß der ältere der beiden Obersten, welche wir seit dem Ueberfall von Swanzey nicht wieder gesehen haben. Neben ihm bemerkte man seinen Schwiegersohn, welcher unter den buschigen Brauen hervor von Zeit zu Zeit finstere Blicke auf De Lussan warf, dessen kühnes Auge sich jedoch dadurch nicht im Geringsten einschüchtern ließ.

Die beiden Obersten waren mit Büchsen und Degen bewaffnet, die Ischähkohnih heimlich in die Höhle zu schaffen gewußt hatte; ein an der Felswand lehnendes Gewehr mochte Thorkil angehören, der in das Geäste eines Wallnußbaumes hinaufgeklettert war, um Späherdienste zu verrichten.

Auf der andern Seite des beschränkten Raumes saß Lovely, deren Augen voll Beklemmung und ängstlicher Theilnahme auf die Gruppe der vier Männer gerichtet waren; denn es hatten kurz zuvor, wie schon einigemal seit ihrer Gefangenschaft, zwischen ihrem Vater und dem Flibustier Erklärungen stattgefunden, welche der Erstere mit grollender Bitterkeit gefordert und der Letztere mit stolzem Freimuthe gegeben, und wobei es der besonnenen und würdevollen Einmischung des älteren der beiden Obersten bedurft hatte, um die Unterredung, die zu keinem befriedigenden Ergebniß führte, wenigstens in den Schranken der Mäßigung zu halten.

Der alte Trapper war zartfühlend genug gewesen, sich bis dahin jeder Einmischung in das Gespräch zu enthalten. Als er aber sah, daß die peinliche Spannung, welche der Unterredung gefolgt war, fortdauern würde, ergriff er das Wort und sagte:

„Man hat gewiß Groot Willem nie nachsagen können, daß er sich unaufgefordert in anderer Leute Angelegenheiten mische, aber zu dieser Stunde dürft' es, vermuth' ich, am Platze sein, ein Wort mitzureden."

Die drei Männer sahen ihn gespannten Blickes an, was er für eine Aufforderung hielt, fortzufahren.

„Die Rothhäute, wenigstens die besseren darunter, haben nicht gezögert, ihre Feindschaften unter einander aufzugeben, als es sich darum handelte, das Kriegsgeschrei gegen die Kolonisten zu erheben. Ein gutes Beispiel aber, vermuth' ich, ist nachahmungswerth, mag es geben, wer es wolle. Unserer Feinde sind viele, wir sind wenige; falls wir nicht fest zusammenhalten, so sind wir verloren."

„Ihr glaubt also, die Heiden werden uns angreifen?" fragte der ältere Oberst.

„Das werden sie, und ich müßte mich schlecht auf den indianischen Charakter verstehen, wenn wir nicht bald ihr Kriegsgeschrei hören. Zwar hat uns Ischähkohnih hinreichend mit Waffen und Munition versehen und an dem Fels da haben wir eine natürliche Festung, auf der wir uns trefflich vertheidigen können. Aber um sie gegen die Angriffe der listigen Feinde zu halten, bedarf es vereinter Kraft."

„Es ist besser, unterzugehen, als durch einen Bund mit den Gottlosen nach Rettung zu trachten," murmelte der jüngere Oberst.

Sein Schwiegervater warf ihm einen mißbilligenden Blick zu und sagte mit Nachdruck:

„Wenn der Allmächtige uns in seiner Güte die Mittel verleiht, uns der rothen Heiden zu erwehren, so dürfen wir seine Gnade nicht undankbar von uns weisen, und wäre es auch nur um des Kindes willen. Alter Jäger, Ihr habt Recht. Wir müssen zusammenstehen und im gegenwärtigen Augenblick unsern Groll gegen jenen Mann dort bekämpfen, um so mehr, als er für Lovely's Rettung sein Leben gewagt hat."

„Vernünftig gesprochen," entgegnete der alte Trapper. „Gewiß,

wir werden unserer vereinten Kräfte benöthigt sein, denn hört nur .... sie singen schon ihren Kriegsgesang .... He, Thorkil, kannst Du Nichts von den Rothen zu Gesicht kriegen?"

„Nein," antwortete der Gefragte von seinem Luginsland herab. „Aber ich höre sie ganz gut. Sie sind dort hinter dem Waldausläufer offenbar mit den Vorbereitungen zu einem Angriff beschäftigt."

„Das vermuth' ich auch," sagte Groot Willem. „Den Tönen nach zu schließen, die hier heraufdringen, hauen sie mit dem Tomahawk in den rothen Pfahl und singen dazu ihren Kriegsgesang. Habe das oft genug mit angesehen, um es von Weitem zu merken. Der Sachem weiß zu gut, daß sein ganzes Ansehen und alle seine Macht auf dem Spiele steht, wenn es ihm nicht gelingt, den Streich, den ich ihm mit dem Gefangenen gespielt, durch eine kühne That wieder gut zu machen."

Der alte Waldläufer hatte völlig Recht. Metacom konnte sich nicht darüber täuschen, daß sein Ansehen durch die unglückliche Wendung, welche in letzter Zeit der Krieg gegen die Blaßgesichter genommen, einen gewaltigen Stoß erlitten habe. Auch sah er wohl ein, daß ein abergläubisches Volk die Rettung Thorkils durch Mato für ein Zeichen von übelster Vorbedeutung halten und glauben würde, das Glück sei ganz von ihm, dem Sachem, gewichen, und daß daher der Stamm wohl daran thäte, einen von dem Manituh so offenbar Verlassenen von seiner Spitze zu entfernen. Zwar pflegt unter den Stämmen der Eingebornen Nordamerika's die Häuptlingswürde vom Vater auf den Sohn oder auf einen andern nahen Verwandten zu vererben, allein nur persönliche Tüchtigkeit und persönliches Glück sichern dem Häuptling den Besitz seiner Macht. Metacom mußte daher Alles daran setzen, den der Opferkeule entrissenen Gefangenen wieder in seine Gewalt zu bekommen und an den sämmtlichen Blaßgesichtern, welche zweifelsohne für das Goldhaar Partei ergriffen, Rache zu üben.

Der Sachem hatte keinen Augenblick gezögert, seine Maßregeln zu ergreifen. Er hatte den ganzen Stamm hinter dem Waldvorsprung versammelt, welcher an der Ostseite des Lagers fast bis zur Seeküste hinabreichte, und Späherposten ausgestellt, um die Bewegungen der Blaßgesichter zu beobachten. Dann hatte man das

Berathungsfeuer angezündet und das Calumet geraucht. Die Berathungen hatten indeß nicht lange gedauert, denn die Mehrzahl der Krieger stimmte der Ansicht des Sachems bei, daß die dem Stamme durch Unterbrechung des Opfers zugefügte Schmach auf der Stelle gerächt werden müsse, und so waren die nöthigen Beschlüsse rasch gefaßt worden, worauf sofort die Ceremonie begann, welche vor der Eröffnung von Feindseligkeiten schlechterdings nicht unterlassen werden durfte.

Zur Seite des Berathungsfeuers war ein starker, abgerindeter und mit Blut roth angestrichener Pfahl in den Boden getrieben worden. Neben diesem Kriegspfahl stellten sich die Krieger, völlig zum Kampf bemalt und gerüstet, einer hinter dem andern auf. Metacom, welcher sich an der Spitze der Reihe befand, nahm den Tomahawk aus dem Gurt, stimmte das Kriegslied des Stammes an, näherte sich dem Pfahl und führte mit dem Beil einen Streich auf denselben.

In den Gesang einfallend, folgten sämmtliche Krieger seinem Beispiel, indem sie den Pfahl im Kreise umschritten, bis er durch die Hiebe der Tomahawks in Splitter verwandelt war. Dann wurde das Lied mit einem furchtbaren Aufschrei abgebrochen.

— — — — — — — — — — — — —

Als dieser Schrei vom Walde herüber auf den Felsen drang, rief der im Grenzkriege erfahrene Willem sofort:

„Seht nach Euren Waffen, Ihr Männer, und vergeudet keinen Schuß! Sucht Schutz hinter den Vorsprüngen des Felsens und hinter den Bäumen, denn Kugeln und Pfeile werden jetzt nicht lange auf sich warten lassen. Aber verwendet dabei kein Auge von der Oeffnung des Felsens gegen den Wald zu. Mögen sie auf den drei andern Seiten den Stein umheulen, nur von dieser kann der Angriff erfolgen."

Die Vorhersagung des alten Trappers sollte sich alsobald bestätigen; denn von allen Seiten her ertönte jetzt das gellende Kampfgeschrei der Wampanogen, welche auf einen Signalruf des Häuptlings allwärts her auf die von der Natur erbaute Burg losstürmten, indem sie ihr Hauptaugenmerk auf den Zugang zu dem Felsspalte richteten. Hinter den Stämmen des Waldes hervor krachten Büchsen, Kugeln schlugen in die Aeste der Bäume, welche

in der Vertiefung des Steins wurzelten, und eine Wolke von Pfeilen schwirrte darüber hin.

Die Belagerten ihrerseits verhielten sich bis jetzt ganz ruhig, daher die Angreifer wähnten, sie befänden sich fast ohne Vertheidigungsmittel, und einen entschiedeneren Versuch machten, den Zugang zum Felsen zu gewinnen.

Thorkil, welcher noch immer spähend in dem Geäste des Wallnußbaumes stand und sich seine Büchse hatte hinaufreichen lassen, rief dem alten Trapper zu, daß eine Anzahl von Feinden die Rothbuchen und Schwarzkiefern am Waldsaume erklettert habe, während sich andere unter dem Schutz des Dickichts sammelten.

„Ich sehe sie, Junge, ich sehe sie," versetzte der Alte. „Die Bäume müssen ihnen gleichsam als Sturmleitern dienen, was freilich eine Springfertigkeit erfordert, wie sie auch nur die Eingebornen besitzen .... Habt Acht, Freunde, laßt das Mädchen ganz in den Hintergrund der Höhle zurücktreten. Wir kriegen 'ne Salve .... Deckt Euch, deckt Euch!"

Die Aufforderung war sehr am Platze, denn im nächsten Augenblick entsandten unter wüthendem Gebrüll der Angreifer Bogen und Feuergewehre vom Walde herauf neue Ladungen nach dem Felsspalte.

„Hat Nichts zu sagen," äußerte der Trapper, nachdem sich der Tumult etwas gelegt. „Sie sollen ihre Kugeln und Pfeile nur an diesem Stein verschwenden, er wird sich blutwenig darum kümmern .... Aber die Kerls, die dort auf den Bäumen lauern, müssen herunter. Ihre Schüsse könnten uns Leibweh machen .... Ha, diese Kugel war nicht übel gezielt! ... Gut, Thorkil, auch Du hast dem Burschen, der dort von dem Hickoryhaum aus auf uns feuern wollte, das Handwerk gelegt .... Aber jetzt, Freunde, wollen wir auch einmal eine Salve geben; die Vormänner der Baumkletterer dort müssen weggeputzt werden. Die beiden Obersten nehmen die zwei Kerls auf der Tanne und der Schwarzkiefer auf's Korn, Du, Thorkil, zielst auf den, welcher in dem dichten Wipfel der Blutbuche hockt .... ich selber schieße den langen Gesellen auf jenem Eichenast herunter .... Alle fertig? Wohl, also Feuer!"

Die Büchsen knallten zumal und die zu Zielpunkten ausersehenen vier Krieger stürzten von den Bäumen.

Ein klägliches Geheul erhob sich unten, die Klagerufe, welche

die Indianer auszustoßen pflegen, wenn sie einen Verlust erleiden.

Ueberrascht, daß die Blaßgesichter so wohl mit Feuergewehr versehen waren, zogen sich die Wampanogen plötzlich zurück, wie es ihr Brauch war, wenn sie auf dem Kriegspfad auf ein unerwartetes Hinderniß stießen oder eine unvorhergesehene Schlappe erlitten.

Das Getöse verstummte gänzlich, aber die demselben mit einmal folgende Stille hatte etwas Unheimliches.

„Foi de gentilhomme," sagte der Flibustier, „die scheinen für einmal genug zu haben."

„Für einmal wohl," erwiderte Groot Willem. „Aber verlaßt Euch darauf, Kapitän, sie werden wiederkommen."

Und in der That erfolgte bald genug ein neuer Angriff und zwar ganz in derselben Weise, wie das vorige Mal. Während von unten eine Anzahl Schützen den Zugang zu dem Felsen bestrich, erkletterten mehr als ein Dutzend Indianer mit rücksichtslosester Entschlossenheit die dem Felsspalte zunächst stehenden Bäume.

„Ha," rief der alte Trapper, „auf der Eiche dort ist Annawon. Freunde, jetzt gilt's. Gebt Euch nicht bloß und feuert kaltblütig."

Auf das Feuer der Belagerten stürzten wieder einige Indianer getroffen von den Bäumen, aber statt eines Klagerufes erscholl jetzt ein wüthendes und herausforderndes Geschrei.

Der starke Ast einer Eiche erstreckte sich bis auf wenige Schritte von dem Eingange des Felsspaltes. Sowie die Weißen ihre Gewehre losgebrannt hatten, stürzten sich mit der Geschwindigkeit und Sicherheit eines Eichhorns mehrere der Indianer, unter ihnen auch Annawon, auf diesen Ast und schwangen sich von dem Ende desselben mit einem mächtigen Satz in den Felsspalt.

„Thorkil," schrie Willem, „bleib', wo Du bist, und schieße die rothen Teufel von der Eiche herunter!"

Dann riß er sein Messer aus dem Gurt und warf sich den Eindringenden entgegen. Der Flibustier und die beiden Obersten folgten seinem Beispiel und sofort entspann sich in dem engen Raum ein schreckliches Ringen, wobei Degen, Messer und Tomahawks im Schwung und Stoß durcheinander zuckten.

Lovely, die von ihrem Schlupfwinkel aus mit Todesangst auf die mörderische Szene blickte, sah, wie ihr Großvater, durch einen Beilschlag auf die Brust betäubt, zu Boden stürzte, wie ihr Vater sich nur mit Mühe der Messerstöße eines riesenhaften Wilden erwehren konnte und Groot Willem von den Armen Annawons umklammert war. Einen Augenblick schien es ihr, als wären ihre Freunde rettungslos verloren, aber plötzlich gestaltete sich ihre Lage günstiger. Der Flibustier hatte den Indianer, welcher ihn angefallen, niedergehauen, dann befreite er mit seiner stets so trefflich geführten Damaszenerklinge ihren Vater von seinem Bedränger und rannte sie gleich nachher mit seinem Schlachtruf: Gloire und Desdemona! dem grimmen Annawon in die Seite, als es diesem eben gelungen war, sein Messer zu erheben, um es dem alten Trapper in den Rücken zu stoßen. Der vierte der eingedrungenen Indianer entfloh jetzt und suchte auf den Ast der Eiche zurückzugelangen, allein im Sprunge erreichte ihn Thorkils Kugel und warf ihn leblos von dem Felsen hinab.

Einunddreißigstes Kapitel.

Schwiegervater und Schwiegersohn. — Ein Waldbrand. — Schreckliche Lage der Gefangenen. — Trost im Gebete.

„Död und Duivel! Hätte schlimm, sehr schlimm ablaufen können, diese Frolik; aber wir haben uns noch gut aus der Klemme gezogen .... Was der Satan von Annawon da für bärenmäßig starke Arme hatte! Wie von Eisen, meiner Treu. Werden sich nun künftig mit keinem Blaßgesicht mehr zu schaffen machen, vermuth' ich .... werden überhaupt die heulenden Bursche da unten merken, daß der Rückweg von unserer Festung da etwas weniger leicht ist, als sie glauben mochten ....."

Mit diesen Worten brach Groot Willem das Stillschweigen, welches nach der heldenmüthigen Bekämpfung der Rothhäute wohl aus Erschöpfung für einen Augenblick eingetreten war. Der alte

Oberst hatte sich wieder aufgerichtet und schien keinen besondern Schaden genommen zu haben. Der Flibustier lehnte an der Felswand und wischte sorgfältig das Blut von seiner Damaszenerklinge ab.

„Das muß man sagen, Kapitän," fuhr nach mehrmaligem schwerem Aufathmen der alte Trapper fort, „Ihr habt gute Arbeit gemacht.... habt das Beste gethan. Respekt vor Eurem Säbel!... Sir," wendete er sich dann an den jüngeren Obersten, „Ihr habt vermuthlich im Gedränge der Balgerei übersehen, daß mein Freund hier, der Kapitän, Euch das Leben gerettet hat."

Der Kapitän machte mit der Hand eine abwehrende Geberde, als vertrage es sich nicht mit seinem Stolze, den Mann, der ihn haßte, an einen demselben von ihm geleisteten Dienst zu erinnern.

In der Brust von Lovely's Vater kämpfte tief eingewurzelter Groll mit dem Schicklichkeitsgefühl. Das Letztere trug jedoch den Sieg davon und der starre Puritaner trat dem Flibustier einen Schritt näher, indem er mit kalter Höflichkeit zu ihm sagte:

„Sir, es wird sich ein passenderer Ort und eine bessere Gelegenheit finden, unsern alten Streit auszufechten. Ich beuge mich der Fügung des Herrn, welcher wollte, daß Ihr dieses mein irdisches Leben, welches nur um meines Kindes Lovely willen noch Werth für mich hat, heute vor dem Mordbeil des rothen Heiden bewahrtet. Ich dank' Euch, Sir."

„Gebt Euch keine Mühe, Sir," entgegnete De Lussan mit einer stolzen Verbeugung. „Ich glaubte, die Vorsehung habe meinen Arm erwählt, um Euer Vatergefühl für Euer erstgebornes Kind, für Desdemona, die ich mehr liebe, als mein Leben, wieder rege zu machen, und gerne hätte ich diese Gelegenheit zu einer Fürbitte benutzt, allein ich bin nicht gewohnt, meine Worte vergebens zu verschwenden."

Lovely, welche sich bereits von ihrem Schrecken erholt und selbst gehofft hatte, De Lussans rettende That würde eine Aussöhnung zwischen ihm und den Ihrigen anbahnen, warf ihrem Vater und Großvater demüthig flehende Blicke zu. Das Auge des Letzteren ruhte nicht ohne ein leises Wohlgefallen auf der edlen Gestalt des Flibustiers, aber der Erstere wandte sich, die finsteren Brauen zusammenziehend, unbewegt von seiner Tochter und De Lussan ab,

worauf sich dieser mit einem leichten Achselzucken wegbegab und dem alten Trapper behülflich war, die Leichen der gefallenen Indianer über den Felsen hinabzustürzen.

Nachdem dieß geschehen und Thorkil, der in der Höhle ein wenig geruht, seinen Späherposten in dem Geäste des Baumes wieder eingenommen hatte, machten sich die Männer an die Arbeit, ihre Gewehre, von deren Sicherheit im Treffen so viel abhing, vom Pulverschmutz zu reinigen. Sie konnten dieß Geschäft ohne Störung zu Ende bringen, denn die Wampanogen schienen es aufgegeben zu haben, den Zufluchtsort der Weißen zu erstürmen. Der Wald, der freie Platz, das Lager waren wie ausgestorben und man vernahm nur den in den Wipfeln rauschenden Wind.

Wer mit der indianischen Kriegsführung nicht bekannt war, mußte sich durch diese Ruhe in Sicherheit wiegen lassen. Der alte Trapper verwunderte sich daher nicht, als der ältere Oberst zu ihm sagte:

„Mich dünkt, Freund, die Heiden haben ihre blutdürstige Absicht aufgegeben und sich von diesem Orte zurückgezogen. Thäten wir daher nicht gut, diesen unwirthbaren Platz zu verlassen, bevor es Abend wird und die Indianer unter dem Schutze der Dunkelheit neue feindselige Ränke spinnen können?"

„O, Ränke oder, wie ich es nenne, Teufeleien hecken die Rothäute bei Tag und bei Nacht aus," versetzte Willem. „Sie haben nun einmal eine natürliche Gabe dazu und bilden sie auch mit einem merkwürdigen Eifer aus. Glaubt mir, Sir, die Wampanogen haben ihre Absicht auf diesen Stein nicht aufgegeben und so verlassen und verödet das Lager und der ganze Platz aussehen, so sind wir doch, so wahr ich Willem Klopper heiße, rings von Feinden und zwar von listigen Feinden umgeben, die, sowie die Sachen jetzt stehen, verteufelt kurzen Prozeß mit uns machen würden, wenn wir in ihre Hände fielen. Den Felsen können wir jetzt nicht verlassen; das geht schlechterdings nicht, wenn wir nicht in der ersten Viertelstunde Bekanntschaft mit dem Skalpirmesser machen wollen. Den Felsen verlassen, heißt unser Leben aufgeben. Drum müssen wir hier ausharren, geschehe was da wolle, bis uns Hülfe kommt. Und diese erwarte ich von dem tapfern und rastlosen Church, den Standish gewiß getroffen hat."

„Vergeßt nicht, Freund, auch auf die Hülfe des Höchsten zu bauen, welcher uns bisher so gnädig beschirmt hat .... Ich bin gerne bereit, mich Eurer Erfahrung unterzuordnen, und wenn Ihr der Ansicht seid, daß wir den Fels da durchaus nicht verlassen sollen, bevor uns Entsatz kommt, so möchte ich Euch wenigstens noch darauf aufmerksam machen, daß wir weder Speise noch Wasser hier haben."

„Sprecht leise, Sir, sprecht leise, ich weiß das leider nur zu gut. Aber es macht die Leute noch hungriger und durstiger, als sie schon sind, wenn man von Speise und Trank redet. Wir müssen unser Bedürfniß bändigen, so lange es gehen mag .... Doch, was ist das?" unterbrach er sich, indem er aufstand, die Augen starr auf den Wald heftete und mit weitgeöffneten Nasenflügeln die Luft einsog.

Sein Spähen schien den alten Waldläufer nicht zu beruhigen, denn er ging mit einem bedenklichen Kopfruck zu dem aus dem Felsspalte sich herausdrängenden Wallnußbaume und richtete flüsternd eine Frage an den in der Krone desselben sitzenden Thorkil.

„Ich sehe nichts Auffallendes," lautete die Antwort des jungen Jägers. „Doch halt! ja, über dem Wald erheben sich an verschiedenen Punkten Rauchsäulen, die der Wind gegen uns antreibt."

„Rauchsäulen? Da haben wir die neue Bescheerung der rothen Teufel. Sie wollen uns haben, lebendig oder todt, um jeden Preis .... Hör', Junge, kehr' Dich mal seewärts und luge scharf aus. Siehst Du nicht Etwas von einem Segel?"

„Nein, die See ist ganz öde."

„Desto schlimmer, desto schlimmer," murmelte der Alte. „Entweder hat Hih-lah-dih gar nicht abkommen können oder sie hat das Schiff nicht getroffen."

Kopfschüttelnd trat er wieder aus der Höhle und spähte besorgten Blickes in den Wald hinaus.

„Wie heiß und schwül die Luft auf einmal wird und wie düster der Himmel!" bemerkte der ältere Oberst. „Das Wetter scheint sich zu ändern."

„Eine saubere Wetterveränderung das, hol' sie der Duivel!" entgegnete der Trapper.

„Ei, seht doch, Freund Willem," sagte der Flibustier, nach

dem Wald hin und aufwärts deutend, „was sind denn das für Dünste? Sie riechen ja ganz räucherig, foi de gentilhomme .... Doch seht nur, jetzt röthen sie sich und wälzen sich uns näher."

Vom Walde her vernahm man jetzt ein Knistern, das immer stärker und stärker wurde. Ein Flug Wildgänse strich mit unheimlichem Krächzen eilends über den Felsen hin und der See zu.

„Willem," ließ sich Thorkils Stimme vernehmen, „kommt doch hieher!"

„Weiß schon, was Du sagen willst, Junge," entgegnete der Alte. „Die Sache ist deutlich genug. Horch nur das dumpfe Gekrache."

„Ist das nicht das Knattern des Gewehrfeuers einer Compagnie Musketiere, die dort drüben, jenseits des Waldes, im Kampfe steht?" fragte Lovely's Vater. „Vielleicht zieht Church mit seinen Milizen heran."

„Wollte, dem wäre so, Sir," entgegnete der Trapper. „Aber da ist von keinem Gewehrfeuer die Rede und ich will's nur gleich herausſagen .... wir haben es mit einem Waldbrande zu thun... Ha, der Rauch wälzt sich dicker und dicker heran!"

„Mit einem Waldbrande?" fragte der Oberst. „Ich sehe kein Feuer."

„Werdet es, vermuth' ich, bald genug zu sehen und zu spüren kriegen, Sir. Kein Zweifel, die Wampanogen haben den Wald in Brand gesteckt. Die Satanasse wollen uns aus unserm Fort räuchern, wie man Luchse und Füchse aus ihren Höhlen räuchert! Hört Ihr hinter dem Rauchknäuel das Knistern und Rascheln und Zischen, wie wenn hunderttausend Klapperschlangen durch Busch und Röhricht brächen?"

Die Männer lauschten und vernahmen die von dem Trapper ganz richtig bezeichneten Töne deutlich genug, um sich keinerlei Täuschung darüber hinzugeben. Zudem nahmen die Rauchmassen von Sekunde zu Sekunde an Umfang, Schwere und Dichtigkeit zu und führten eine so heiße Luftschicht heran, daß den Belagerten das Athemholen schwer wurde und die Schwüle wie eine Decke von Blei auf Kopf und Brust drückte.

Jetzt begannen aus dem Schwarzgrau der Dunstwolken vom Walde her rothe Streifen zu leuchten, welche immer heller und greller schimmerten und flackerten.

„O Gott, was ist das?“ fragte Lovely, mit ängstlicher Hast aus der Höhle tretend.

„Mein Kind,“ antwortete ihr Großvater, indem er sie mit besorgten Blicken ansah, „der Herr will unsere Geduld und Standhaftigkeit noch weiter prüfen. Geh' hinein und richte Deine Gedanken auf Den, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt und in dessen Hand wir sind, wir leben oder wir sterben.“

„Hört, Freund Willem,“ sagte der Flibustier zu dem Trapper, welcher das Herankommen des Waldbrandes unverwandten Auges betrachtete, „dieser Waldkrieg fängt allmälig an, sehr unangenehme Seiten herauszukehren; denn falls das Ding so fortgeht, so vermögen wir es binnen einer Stunde hier nicht mehr auszuhalten. Da nun aber das Wasser mehr mein Element ist, als das Feuer, so gesteh' ich aufrichtig, daß ich lieber da unten, Mann gegen Mann mit den rothen Teufeln fechtend, fallen, als hier oben bei langsamem Feuer geröstet werden will. Was meint Ihr, Mann?“

„Je nun, Kapitän, ich meine, daß wir allerdings unsere Festung zuletzt räumen müssen, wenn sich der Wind nicht dreht oder sonst ein glücklicher Zufall uns zu Hülfe kommt. Aber das dürfen wir uns nicht verbergen, daß auf die Ebene hinabsteigen so viel heißt, als dem Tod in den Rachen laufen .... Jedenfalls sollen unsere Skalpe dann so theuer als möglich verkauft werden .... He, Thorkll, kannst Du dort oben durch den Rauch hindurch noch die See erblicken?“

„Nein, der höllische Qualm verschleiert Alles und das Feuer kommt rasch heran.“

„Und der Wind? Wie ist's mit dem Wind?“

„Er hat ausgetobt und mir will scheinen, als rege sich ein Luftzug von der See her.“

„Das ist ein schwacher Trost,“ bemerkte der jüngere Oberst düster. „Will es der Gott Israels, daß wir fallen, so geschehe es lieber zu seiner Ehre im Kampfe mit den ruchlosen Heiden, als daß wir hier elendiglich dem wüthenden Elemente zum Opfer werden.“

„Sir,“ erwiderte Groot Willem mit Nachdruck, „würde ich nicht die einzige Möglichkeit, Eure hülflose Tochter zu schützen und zu retten, darin sehen, daß wir nicht von hier weggehen, bevor uns die Kleider auf dem Leibe Feuer fangen, so wäre es allerdings

auch mehr nach meinem Geschmacke, fechtend zu sterben. Ich denke, dieser Grund dürfte auch Euch bestimmen, möglichst lange hier oben auszuhalten."

Das Ziſchen, Raſcheln und Brauſen des Feuers wurde immer gewaltiger, näher und näher kamen die leuchtenden rothen Streifen, endlich ſchlug durch den erſtickenden Qualm eine breite prachtvolle Feuerſäule, ein Flammenmeer, das ſeine Wogen der ganzen Länge des Waldſaums entlang rauſchend dahinwälzte.

Ein jubelndes Geſchrei der Indianer begrüßte von der Ebene herauf das furchtbar ſchöne Schauſpiel.

„Ah, die Satanaſſe haben das Ufer beſetzt," bemerkte der Trapper mit ſeiner unerſchütterlichen Ruhe. „Sie wiſſen wohl, daß wir nach Norden zu nicht entrinnen können und unſer einziger Rettungsweg nach der See hinabführt."

Der immer großartiger werdende Brand begann ſich gegen den Felſen heranzuwälzen. Pechkiefern, Weimuthsfichten, Tannen, Lärchen und Forchen lohten auf wie rieſige Kerzen, wenn die über das dürre Gras und Moos hinfegenden Flammen ihre tief herabhängenden Aeſte ergriffen. Bald ſank das Feuer, bald loderte es wieder majeſtätiſch auf, prachtvolle Funkengarben empor und ringsumher ſchleudernd. Sein Rauſchen und Brauſen war ſchrecklich; dumpfes Gedonner begleitete das Gekrach ſtürzender Stämme. Unaufhörlich quollen ſchwere Qualmwolken empor und immer wieder neue Stürze, neues Donnern, neue Glutgarben, neues Geloder, wüthendes Sauſen und Brauſen.

Jetzt gähnte vor den unglücklichen Belagerten ein flammender Höllenrachen, der Alles zu verſchlingen drohte. Die Hitze wurde unerträglich, ſengend. Ein Funkenregen wirbelte in den Felsſpalt nieder.

„Glorios!" rief der Kapitän, welcher das furchtbar erhabene Schauſpiel, dem ein unbeſchreiblicher Zauber innewohnte, mit einer Theilnahme betrachtete, die ihn faſt die Qualen der Hitze und des Durſtes vergeſſen machte. „Wirklich glorios!"

„Bringt die Gewehre in die Höhlen, damit nicht etwa ein Funke Unheil anrichtet!" rief Groot Willem, welcher heute nicht zum erſtenmal einen Waldbrand ſah und demſelben mit Späherblicken folgte, begierig, das geringſte Anzeichen einer günſtigen Wendung der Gefahr aufzufaſſen.

„Der Wind hat sich gelegt," sagte Thorkil, vom Baume herabsteigend.

„Das ist gut, mächtig gut, Junge. Er springt vielleicht um und das wäre noch besser .... Ha, da scheint auch die alte Eiche Feuer fangen zu wollen. Mißlich das! Wir thäten gut, in die Höhlen zu treten, um der sengenden Hitze und diesem ewigen Sprühfeuerregen zu entgehen, denn wir müssen aushalten, so lange unsere Lungen uns nicht den Dienst versagen."

„Erheben wir unsere Stimmen zu Dem, welcher dem Feuer gebietet und den Wasserfluten ihre Bahnen vorzeichnet," sprach mit gehobener Stimme der greise Puritaner.

„Die Augen des Herrn sind gerichtet auf die Gerechten und seine Ohren auf ihr Schreien.

„Sie rufen zu ihm und er erhöret und errettet sie aus aller Noth.

„Der Herr ist nahe bei denen, die zerbrochenen Herzens sind, und hilft denen, deren Gemüth zerschlagen ist.

„Viel leiden muß der Gerechte, aber aus Allem hilft der Herr.

„Die Gottlosen wird tödten ihre Bosheit, und die den Gerechten hassen, werden verurtheilt werden.

„Der Herr erlöset die Seelen seiner Knechte, und Alle, die auf ihn vertrauen, werden nimmermehr zu Grunde gehen."

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Hitze und Durst werden unerträglich. — Die Gloria spricht. — Besorgnisse Desdemona's und der Schiffsmannschaft. — Die Wampanogen setzen sich in Vertheidigungszustand. — Ein Angriff auf die Landzunge. — Landung der Boote. — Das Lager brennt. — Ein Vernichtungskampf. — Metacoms Fall.

Wenn auch dieser Ausbruch puritanischer Frömmigkeit nicht nach dem Geschmacke des thatendurstigen Flibustiers war, so beobachtete er doch während des Gebetes ein achtungsvolles Schweigen und

vermochte sich nicht ganz dem Eindrucke zu entziehen, den die von dem edeln Greise mit innigem Gottvertrauen gesprochenen Worte des Psalmisten in dieser entsetzlichen Lage machen mußten. Als aber das Gebet beendigt war und er bemerkte, daß Lovely nur durch den stützenden Arm ihres Vaters vor dem Zusammenbrechen bewahrt wurde, rief er:

„Ich kann das nicht länger mit ansehen. Wir müssen Wasser haben; Lovely stirbt vor Hitze und Durst. Ich wurde einst zwei Tage und zwei Nächte hindurch in einem offenen Boote auf stürmischer See umhergeschleudert, hatte weder Proviant noch Wasser, aber was war jener Durst gegen den, welcher jetzt selbst mir die Zunge im Munde ausdörrt!"

„Es muß in der Nähe eine Quelle geben," sagte der hinzutretende Thorkil. „Ihr könnt mir vielleicht den Platz bezeichnen, Willem; ich will hinab."

„Der Platz ist mir bekannt, allerdings; aber bevor Du denselben erreichst, hängt Dein Skalp am Gürtel eines Wampanogen."

„Und doch muß es versucht werden," entgegnete der junge Jäger, die Feuerfunken abschüttelnd, welche auf sein Jagdhemd niederfielen.

„Nun, wenn es denn sein muß, so will ich es thun," versetzte Willem; „ich kenne den Ort und ...."

„Hört!" unterbrach der Flibustier den Trapper, indem er mit gespannter Miene lauschte.

„Es ist nur das Gekrach stürzender Stämme," sagte Groot Willem. „Sie donnern im Falle wie losgebrannte Geschütze."

„Wohl wahr, aber sie donnern nicht von der Seeseite her .... Foi de gentilhomme, es wird unerträglich hier und wir stehen bereits da, wie die drei Männer im Feuerofen, von denen der jüdische Prophet erzählt .... Ich sag' Euch, das arme Mädchen muß Wasser haben und müßten wir zehnmal unser Leben dafür einsetzen .... Ha, abermals! Hört! .... Und wiederum! .... Nein, das ist nicht das Gekrach stürzender Baumstämme."

Wirklich ließ sich von der dem brennenden Wald entgegengesetzten Seite in kurzen Pausen ein dumpfer Schall vernehmen. Die Männer lauschten demselben mit hochklopfendem Herzen, nicht achtend des auf sie niederfallenden Funken- und Aschenregens, welcher

übrigens, da der Wind sich entschieden gedreht, an Dichtigkeit abzunehmen anfing.

Wiederum jener dumpfe Schall vom Wasser her, und zwar dießmal drei Schläge nach einander.

„Die Gloria spricht!“ jubelte der Flibustier, indem er in den Hintergrund der Höhle rannte und mit der Gelenkigkeit eines Matrosen, welcher die Takelage des Hauptmasts hinaneilt, den Wallnußbaum erkletterte.

Willem und Thorkil sahen einander an. Ein Hoffnungsstrahl leuchtete in den Augen des Jünglings und der Alte sagte bedächtig:

„Es könnte sein, es könnte sein. Hih-lah-dih, die treue Seele, könnte das Schiff in voriger Nacht getroffen haben, vielleicht auch führt es ein günstiger Zufall an diese Küste. Der Dampf des Waldbrands könnte die Bemannung aufmerksam gemacht haben, daß Etwas am Ufer vorgehe, und nachdem der Nordwind das Herankommen des Fahrzeugs bis jetzt verhinderte, befördert der umgeschlagene Wind sein Nahen .... Ja, ja, so könnt' es sein, vermuth' ich.“

„Hussah, Freunde,“ rief De Lussan aus dem Baumwipfel herab. „Muth, Muth, die Gloria zeigt sich in der Nähe!“

Und indem er alle Kraft seiner gewaltigen Stimme aufbot, schrie er gegen die See hinab sein Losungswort:

„Gloria und Desdemona!“

Dann rief er Willem zu:

„Reicht mir Euer Roer herauf, Freund. Es gibt einen gewaltigen Krach und vielleicht kann ich zugleich einen der rothhäutigen Schurken, welche dort hinter den Lagerhütten lauern, in ihre gelobten Jagdgründe befördern. O, die Kerls sollen ihr höllisches Feuerwerk büßen! ... Wenn sie nur Stand halten!“

Der Schuß fiel und ein Geheul von dem Lager herauf zeigte, daß die Kugel ihr Ziel gefunden habe.

Ein dröhnender Donner kam über das Wasser daher.

— — — — — — — — — — — — —

Die Gloria hatte seit mehreren Stunden lavirend gegen den Landwind angekämpft. Die an der fernen Küste aufsteigenden Rauchmassen hatten der Bemannung des Schiffes die dunkle Besorgniß eingeflößt, daß auf der Landzunge ein Ereigniß stattfinde, bei wel-

chem ihre Hülfe wünschbar sein dürfte. Glücklicherweise sprang eben der Wind erst leise und dann stärker um. Sogleich bedeckte sich die Fregatte mit allen ihren Segeln, der breite rothe Saum längs den Seiten ihres Rumpfes verschwand und in den dahinter gähnenden Stückpforten lauerten die metallenen Schlangen, bereit, Tod und Verderben zu speien; die ganze Mannschaft stand mit Lunten und Ladkolben bei den Geschützen oder war auf dem Deck versammelt, gleich bereit zum Entern wie zur Landung. Auf allen Mastspitzen flatterten hochrothe Fähnchen und eine mächtige Flagge von derselben Farbe rollte in weiten Falten von der Gaffel herab.

Während der Kiel des Schiffes die Flut mit außerordentlicher Schnelligkeit durchfurchte, musterte von der Hütte aus die Herrin des stolzen Fahrzeugs vermittelst eines Fernglases die Küste. Ihr zur Seite hielt sich Monsieur Legrand, bereit, ehrerbietig ihre Befehle zu empfangen und zu vollziehen.

„Die Brise treibt den Rauch landeinwärts, Madame," bemerkte der Offizier. „Wir werden bald sehen, was die Sache zu bedeuten hat. Ein Stück Wald brennt dort, so viel können wir schon jetzt wahrnehmen. Doch das Schiff rückt rasch vor und wir müssen Acht haben, daß wir nicht auf den Strand laufen .... He, Monsieur Terrible, sorgt dafür, daß das Senkblei unausgesetzt gehandhabt werde, und gebt dem Sieur Estevan von Sekunde zu Sekunde die Fadentiefe an. Ruft auch die Leute an das Gangspill, damit der Anker nöthigenfalls sogleich in die Tiefe gehen kann."

„Ah, jetzt sehe ich das Feuer!" sagte Desdemona. „Welche Flammengarben! Ei, sind das nicht Hütten oder Zelte dort am Ufer, Monsieur Legrand? Und weiter zurück nehme ich einen Felsen oder etwas Aehnliches wahr .... Gott, welche Ahnung! Mir ist, Raoul sei dort und in Noth .... Laßt nochmals ein paar Geschütze lösen, Monsieur Legrand, um unser Kommen zu signalisiren."

Der Befehl wurde vollzogen und die Schüsse hallten donnernd über das Wasser hin.

Das Auge Desdemona's hing unverwandt an der Landzunge.

„Horch!" rief sie plötzlich aus, „war das nicht der Klang einer Menschenstimme, *seiner* Stimme? .... Und jetzt, ha, ein Schuß!

Eine Antwort auf unsere Signalschüsse! Gott, wie träge bewegt sich das Schiff!"

„Es war wirklich ein Schuß, Madame, und er schien von dem Ding auszugehen, das durch mein Fernglas wie ein Fels aussieht. Aber die Gloria fliegt dem Ufer zu und ...."

Eine Meldung Don Estevans, der eilig die Treppe zur Hütte heraufstieg, unterbrach ihn.

„Wir müssen wenden, Madame, das Senkblei zeigt nur noch zwei Faden Tiefe. Es ist unmöglich, länger vor dem Winde zu segeln, ohne das Schiff auf den Strand rennen zu lassen .... He, Ihr dort, herum mit dem Steuer, herum mit ihm!"

Nach einer kurzen hastigen Besprechung zwischen Desdemona und Legrand setzte dieser sein Sprachrohr an den Mund und ließ seine Befehle über das Deck hinschallen. Dann wurden die Boote ausgesetzt, die mit Waffen versehene Mannschaft hinein beordert, jedes Boot unter einen Befehlshaber gestellt und der Oberbefehl über das sämmtliche Geschwader Don Estevan übergeben, worauf ihn Legrand an die Fallreepstreppe begleitete mit den Worten:

„Man scheint uns offenbar auf der Landzunge dort bemerkt zu haben und unsere Hülfe zu verlangen, denn da kracht wieder ein Schuß, der gerade wie ein Nothschuß klingt. Sollte die Landung Widerstand finden, Sieur, so will ich die Breitseite der Gloria sprechen lassen."

„Eilt Euch, Don Estevan, eilt Euch!" rief Desdemona vom Hackebord herab.

Der junge Offizier sprang die Treppe hinab in die Barkasse, und auf ein von ihm gegebenes Zeichen entfernten sich sämmtliche Boote rasch von dem Schiff.

— — — — — — — — — — — — —

Von dem Lager der Wampanogen aus wurden die Bewegungen der Fregatte und ihrer Boote scharf beobachtet. Sie kamen so rasch und so unvorhergesehen, daß es unmöglich war, geeignete Maßregeln gegen dieses neue drohende Unglück zu ergreifen. Daß aber die Krieger des Häuptlings des Donnerschiffs gewiß in keiner freundlichen Absicht kämen, das konnte sich Metacom nach Allem, was heute vorgefallen, nicht verhehlen.

Der Sachem erkannte sofort, daß das Aeußerste herannahe;

einen Augenblick durchzuckte ihn der Gedanke des Selbstmords und in seiner Verzweiflung umklammerte seine Hand krampfhaft das Heft seines Messers. Doch bald ermannte sich sein stolzes Herz und trieb ihn an, auf seinem Posten auszuharren bis zuletzt. In seinem furchtbaren Ingrimm gegen die Blaßgesichter wollte er noch einen Sturm auf den Felsen unternehmen, um wenigstens nicht ohne Rache unterzugehen. Allein auch hievon stand er wieder ab, weil nach den gemachten Erfahrungen schlechterdings keine Aussicht vorhanden war, den Fels in seine Gewalt zu bekommen, bevor die Boote am Lande wären. Er sah wohl ein, daß unverweilter Rückzug das Beste wäre, allein derselbe war ihnen nach der Landseite hin durch den brennenden Wald versperrt, und so befanden sich die Wampanogen in einer Falle und der von ihnen angefachte Waldbrand, welcher auf das Verderben der Besatzung des Felsens berechnet war, schlug nun zu ihrem eigenen aus. Für einen Rückzug zu Wasser waren nicht hinlänglich Canoes vorhanden und zudem hätten die wohlbemannten Boote der Gloria einen solchen unmöglich gemacht.

Die Krieger drängten sich in Metacoms Wigwam, um sich um ihren Sachem zu schaaren. Zu langen Berathungen war keine Zeit übrig und schweigend fügten sie sich daher den neuen Anordnungen des Häuptlings, der mit kalter Ruhe sprach:

„Meine Brüder müssen kämpfen. Metacom wird ihnen zeigen, wie ein Wampanog gegen die Hunde von Blaßgesichtern ficht bis zum letzten Hauch."

Vor allen Dingen mußte jetzt der Versuch gemacht werden, die Landung der Bootsmannschaften zu verhindern. Metacom postirte diejenigen seiner Krieger, welche mit Feuergewehren bewaffnet waren, so, daß sie in möglichst gedeckter Stellung auf die herankommenden Boote feuern konnten, und befahl den Uebrigen, mit Tomahawk und Messer sich zum Handgemenge bereit zu halten. Die Rohrhütten und Lederzelte des Lagers boten eine wenn auch schwache Verschanzung.

— — — — — — — — — — — — —

Sehen wir wieder einmal nach den Gefangenen auf dem Felsen.

Der Wald brannte allmälig nieder und da der alte Trapper nun sicher war, daß der Fels jetzt von den Bäumen aus nicht

mehr eingenommen werden könne, so stieg er ebenfalls in das Geäste des Wallnußbaums hinauf, von wo aus der Flibustier mit funkelnden Augen die Bewegungen der Gloria und ihrer Boote beobachtete.

„Kommt her da, alter Waldteufel, und seht auf die See hinab!“ rief ihm De Lussan munter entgegen. „Foi de gentilhomme, das ist ein Anblick, der ein Seemannsauge erfreuen kann. O, ich wette, meine Frau ahnt, wie es mit uns steht. Seht, da rücken die Boote an .... die werden ihnen nun die Musik zu ihrem Feuerwerk aufspielen. Es wird hübsch werden .... ich meine, der höllische Durst ist mir ganz vergangen.“

Groot Willem betrachtete nach seiner Gewohnheit schweigend die Szene zu seinen Füßen und lud dann bedächtig sein Roer.

„Nun; was sagt Ihr dazu, Mann?“ fragte der Flibustier.

„Ich sage, daß die Indianer, welche sich da unten in ihrem Lager verschanzt haben, einen Versuch machen werden, die Landung der Boote zu hintertreiben .... Hört nur, da knallen sie ihre Büchsen los.“

„Das muß man sagen, Muth hat König Philipp!“

„Er wird fechten, Kapitän, bis ihm der Athem ausgeht. Rechne, es bleibt ihm auch nichts Anderes übrig. Da sind nun die Bursche durch ihre eigene Teufelei, den Waldbrand, in der Klemme. Können nicht vorwärts und nicht rückwärts, wie ein Biber in der Falle.“

„Wir werden aber doch unsererseits nicht die Rolle müßiger Zuschauer spielen, während man sich da unten schlägt? Wollen wir nicht hinab, Mann?“

„Unsere Zeit ist noch nicht gekommen, Kapitän.“

„Noch nicht? .... Seht, die Boote schicken sich an, die Landzunge an ihren beiden Seiten anzugreifen. Ha, da legt sich die Gloria dwarsab*) und zeigt ihre Zähne .... Aber schaut nur Alter! Ich will nie mehr das Deck meines Schiffes beschreiten, wenn ich nicht dort auf der Hütte den Schleier meiner Frau flattern sehe!“

Der Flibustier hatte richtig gesehen. Als die Boote auf Schuß-

*) Quer.

weite herangerudert waren, wurden sie vom Lager her mit einem lebhaften Gewehrfeuer empfangen, welches mehrere Matrosen verwundete, und daher verließ Don Estevan die gerade Linie, auf welcher er vorrückte, und beorderte, die Landzunge zur rechten und linken Seite anzugreifen.

Monsieur Legrand, welcher von der Schanze der Fregatte aus bemerkte, daß das Vorrücken der Boote auf Widerstand stieß, hielt es jetzt für passend, die Breitseite der Gloria sprechen zu lassen, wie er sich ausgedrückt hatte.

Das Schiff legte sich dwarsab, ein langer Feuerstreif blitzte die Stückpforten entlang und unter furchtbarem Gedonner ergoß sich der eiserne Hagel einer vollen Lage auf das indianische Lager.

Die Wirkung war entsetzlich. Die Zelte und Hütten zerstoben vor den Kugeln wie Spreu vor dem Winde, und bedeckten mit ihren Trümmern Getödtete und tödtlich Verwundete. Ein gräßlicher Wehruf erscholl.

„Gloire und Desdemona!" rief der Flibustier jubelnd von der Höhe des Felsens herab.

Die Seeleute erkannten die Stimme und den Schlachtruf ihres Anführers, gaben ihm frohlockend die Losung zurück und bewerkstelligten unter wildem Jauchzen an den beiden Endpunkten ihre Landung.

Jetzt ließ sich De Lussan nicht mehr halten. Einige Minuten später sah man ihn, von Willem und Thorkil gefolgt, von dem Felsen her über den freien Platz eilen, um sich an die Spitze seiner Leute zu stellen, deren Tapferkeit durch seinen Anblick noch gesteigert wurde.

Und nun begann ein Schauspiel der Wuth, Verzweiflung und Vernichtung, dessen Schrecken noch dadurch vermehrt wurden, daß eine der Rohrhütten durch einen Schuß entzündet worden war und das Feuer mit gieriger Hast um sich fraß.

Der Kampf wogte eine Weile mit abwechselndem Glück durch das brennende Lager. Die Flibustier, denen ihr zorniger Anführer keinerlei Schonung befahl, metzelten mit grenzenloser Wuth Alles nieder, was ihnen in den Weg kam. Aber der Widerstand, welchen Metacom ihnen leistete, kam ihrer Kühnheit gleich. Der Sachem

schien sich zu verdoppeln und zu verdreifachen; denn er erschien überall, wo es am heißesten herging, und zeigte sich in dieser letzten Stunde seiner Laufbahn seines hohen Rufes vollkommen würdig. Mit Macht ließ er immer und immer wieder den Kriegsruf seines Stammes erschallen, als wollte er, daß diese Töne wenigstens mit Ehre verklingen sollten.

Das Gefecht wogte zuletzt um die Medizinhütte, welche allein von dem Feuer verschont geblieben war. Der Rest seiner Tapfern sammelte sich um den Sachem, welcher hier seinen letzten Kampf kämpfte. Aber die Zahl seiner Mitstreiter minderte sich rasch; sie fielen rechts und links an seiner Seite und bald stand er allein.

Mit dem Rücken an den oft erwähnten Eichenstumpf gelehnt, stritt er schnaubend und mit flammenden Augen um sein Leben. Sein Tomahawk schlug den Angreifern Todeswunden und schon hatte sich eine Schicht von Leichnamen vor ihm aufgehäuft. Eben wollte der Hochbootsmann, um dem Ding ein Ende zu machen, wie er vor sich hinbrummte, sein Faustrohr auf den Sachem losbrennen, als der herbeieilende Thorkil ihm den Arm hielt mit den Worten:

„Der Mann gehört mir und mein ist diese Arbeit!“

Während er aber mit gezücktem Messer auf Metacom losstürzte, warf sich Ischähkohnih zwischen ihn und den Häuptling und schleuderte seine Keule gegen diesen mit dem gellenden Schrei: „Hahni! Rache für Bruder!“

Das war das Bitterste, was Metacom treffen konnte, denn bei diesem Angriff durchzuckte ihn blitzschnell der Gedanke, daß die Rettung Thorkils durch Mato und all das Unglück, was sich daran geknüpft, nur durch die Verrätherei dieses Mannes, eines seiner eigenen Krieger, möglich geworden war.

Ein Schrei der grimmigsten Wuth brach aus seinem Munde. Geschickt wandte er die Keule mit seinem Tomahawk ab, holte vorspringend zum Schlage aus und mit zerschmettertem Schädel sank der Verräther zu Boden.

Mit dem Satze eines Tigers warf sich jetzt der Häuptling auf Thorkil und rannte ihn nieder. Doch dieser zog ihn mit zu Fall, schnellte sich dann behend empor, setzte nach kurzem aber furcht-

barem Ringen sein Knie auf Metacoms Brust und durchbohrte ihn mit dem dreischneidigen Dolche, welcher als Beweisstück auf der Gerichtstafel zu Providence gelegen hatte.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Ein Wiedersehen. — Unduldsamkeit eines Glaubenseiferers. — Fluch und Segen. — Abfahrt der Gloria.

Es war Abend geworden. Furchtbares hatte sich seit Sonnenaufgang auf diesem Platze ereignet. Dem entsetzlichen Getümmel und Getobe war jetzt Ruhe gefolgt.

Die Seeleute hatten unmittelbar nach Beendigung des Kampfes ihre gefallenen Kameraden, deren nicht wenige waren, am Ufer begraben; dann hatte De Lussan sogleich Befehl zur Einschiffung gegeben.

„Haltet das Schiff zur Abfahrt bereit, Sennor Estevan," hatte hiebei der Flibustier zu dem Lieutenant gesagt. „Macht Alles klar, so daß die Gloria unter Segel gehen kann, sobald ich an Bord zurückgekehrt sein werde, und meldet Monsieur Legrand, daß unser Cours nach den westindischen Gewässern gehe."

Die Fregatte kreuzte in geringer Entfernung von der Küste auf der ruhigen See hin und wieder. Die Sonne war im Begriff, im fernen Westen am Firmamente hinabzusinken. Der wolkenlose Abendhimmel spiegelte sich rosig in den Wassern der Bai und ein unbeschreiblicher Hauch von Frieden und Stille lag darüber ausgegossen.

Zwischen der See und dem Felsen bemerkte man zwei verschiedene Gruppen. Die eine derselben, unter welcher die stumpfe Ruhe der Verzweiflung herrschte, bestand aus der Handvoll Wampanogen, welche nach dem Fall ihres Häuptlings die Waffen weggeworfen und durch Groot Willems Verwendung begnadigt worden waren. Sie umgaben im Kreise die Leiche Metacoms, dessen lebloses Haupt

Hih-lah-dih, welche stumm und unbeweglich dasaß, in ihrem Schooße hielt.

Am Fuße des Felsens stand die zweite Gruppe, bestehend aus dem alten Trapper, De Lussan, Thorkil, den beiden Obersten, Lovely und Desdemona, welche nach der Niederlage der Wampanogen sogleich ein Boot bestiegen und herbeigeeilt war. Sie hatte aber nicht nur ihren Gatten, sie hatte Vater, Großvater und Schwester hier gefunden.

Der Flibustier und Groot Willem standen ein paar Schritte abseits von den Uebrigen. Lovely hielt die Hand der endlich wiedergefundenen Schwester fest in der ihrigen, als wollte sie dieselbe niemals mehr loslassen, und wandte die Augen von dem Antlitz der geliebten Desdemona nur ab, um sie mit dem Ausdruck flehendster Bitte auf ihren Vater zu richten, der seine gewohnte finstere Haltung zeigte.

Auf den ehrwürdigen Greis dagegen hatte der Anblick seiner verloren geglaubten Enkelin erschütternd gewirkt. Zug für Zug an ihr rief ihm das Bild ihrer Mutter, seiner Tochter Ellen, in's Gedächtniß zurück, die leider an der Seite ihres düster schwärmerischen Gatten nicht glücklich gelebt hatte. Innigste Liebe und edelstes Erbarmen stritten in dem Großvater mit seinen religiösen Grundsätzen in der kurzen Frist und, seit Desdemona an's Land gestiegen, hatten sich seine Arme schon hundertmal ausstrecken wollen, um seine Enkeltochter zu umfangen, aber ebenso oft hatte das Vorurtheil diese Regung wieder besiegt.

Nach einem langen beängstigenden Schweigen, während dessen Groot Willem, nach seiner Gewohnheit auf sein Roer gestützt, seinen Unwillen kaum zu verbergen vermocht hatte, begann endlich der jüngere Oberst:

„Es gefällt dem Herrn, dessen Wille gepriesen sei ewiglich, die Ruthe der Züchtigung noch länger über dem Haupte seiner Knechte zu halten und uns nach der heute erwiesenen Gnade einen Becher mit bitterstem Wermuth zu reichen. Seine Schickung sei gelobt, aber Wehe denen, durch welche da Aergerniß kommt .... Ich habe viel Unglück erlebt seit dem Tage, wo ich das Land meiner Väter meiden mußte, um als Flüchtling in der Fremde zu irren; aber das Schwerste hatte mir der Herr noch aufbehalten.

Ich sollte meine Erstgeborne wiederfinden als .... als das ehrlose Weib eines ehrlosen, eines vogelfreien Piraten."

Ueber De Lussans Stirne flog ein dunkles Roth; er stampfte mit dem Fuße und trat einen Schritt vorwärts. Allein ein flehender Blick der in Thränen schwimmenden Desdemona hielt seinen Zorn in Schranken und so versetzte er mit einer von innerer Erregung bebenden Stimme:

„Sir, ich vermag nicht, Euch in Eurer Redeweise zu antworten; sie ist nicht nach meinem Geschmacke. Aber wenn Ihr ein Mann seid, so unterlaßt es, ferner Einen zu beleidigen, der seinen Degen nicht gegen den Vater seiner Gattin ziehen kann."

„Vater," warf Lovely mit schüchternem Vorwurf ein, „De Lussan hat Dein Leben mit Gefahr des seinigen gerettet. Nächst Gott verdanken wir Alle ihm unsere Errettung."

Desdemona war bleich geworden wie der Tod, als ihr Vater den bittern Schimpf auf sie schleuderte. Ihr starkes Herz ermannte sich jedoch bald wieder und indem sie sich die Thränen von den Wimpern wischte, sagte sie sanft und ehrerbietig, aber fest:

„Vater, Ihr thut Raoul und mir Unrecht. Wir sind nicht ehrlos."

„Du, nicht ehrlos? .... Du, das Weib eines götzendienerischen Papisten?"

„Eines götzendienerischen Papisten?" entgegnete der Flibustier nicht ohne Hohn. „Ei, Sir, sagt mir doch, was waren denn Eure Väter?"

„Meine Väter, Sir, haben ihren Irrthum bei Zeiten erkannt und sich vom Baalsdienste abgewandt, um der Gemeinde Israels anzuhangen. Der Herr sieht die mit Wohlgefallen an, welche dem Weg des Irrthums und der Sünde den Rücken kehren."

„Ja, so thut er," nahm der ältere Oberst das Wort. „Es steht geschrieben, daß im Himmel mehr Freude ist über *einen* bußfertigen Sünder als über eine ganze Schaar von Gerechten .... Sir," fuhr er zu De Lussan gewandt fort, „ich habe mich bemüht, meine Abneigung gegen Euch zu überwinden und Euch mit parteilosem Auge zu beobachten, und ich muß gestehen, daß bei Euch manch edles Korn unter der Spreu verborgen liegt .... Meine Enkeltochter hängt an Euch .... Unser wackerer Freund Willem

dort hat mir mitgetheilt, daß Ihr sie hochhaltet .... Sagt mir, besitzt Ihr die Kraft, auf den Pfad der Tugend zurückzukehren und Eure bisherige Laufbahn aufzugeben?"

„Sir," entgegnete De Lussan ehrfurchtsvoll, „Ihr flößtet mir beim ersten Anblick Achtung und Vertrauen ein. In Eurer Brust schlägt ein edles Herz und ich verstehe und würdige die Absicht ganz, welche in Euren gütigen Worten liegt. Aber meine Laufbahn aufgeben, eine Bahn der Freiheit und des Ruhms? Ich kam an diese Küste, um einen großen Plan in's Werk zu setzen, der meinen Namen zu einem gefeierten in dem Buch der Geschichte machen und Eurer Enkeltochter ein Diadem um die Stirne legen sollte. Noch lebt die Kraft in mir, diesen Plan, wenn auch unter andern Himmelsstrichen, in's Werk zu setzen .... Und diese Laufbahn aufgeben? Nie!"

Die Kühnheit und der Stolz, welche aus diesen Worten des Flibustiers sprachen, machten einen tiefen Eindruck auf den edeln Greis. Er erkannte, daß einem solchen Charakter gegenüber alles Zureden vergeblich wäre.

„Und Du, mein Kind," sagte er weich zu Desdemona, „willst Du auch ferner Dein Loos mit dem dieses Mannes vereinigen? Oder willst Du, erkennend die Gnade des Herrn, der uns so wunderbar zusammengeführt hat, zu uns zurückkehren, um durch Reue und Buße die Vergangenheit zu sühnen?"

„O, Dank, Großvater, Dank für diese Worte!" rief Desdemona aus, die Hände des Greises ergreifend und sie mit Küssen bedeckend.

Er sah sie fragend an. Sie schwieg eine Weile, während De Lussan sie mit fieberhafter Spannung anblickte. Dann drückte sie die Hand ihres Großvaters innig, faßte auch die widerstrebende Hand ihres Vaters und sagte:

„Es steht geschrieben, das Weib wird Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen. Ich bin nach göttlichen und menschlichen Gesetzen Raouls Weib. Die Kirche hat unsern Bund geheiligt; mein Herz, mein Eid, Alles bindet mich unauflöslich an ihn. Wenn alle Welt Acht und Bann über ihn spräche, ich würde ihn dennoch lieben und ehren. Seht, ich spreche mit Ruth: Wo er hingehet, da will auch ich hingehen, und wo er bleibet, da bleibe

ich auch. Sein Volk ist mein Volk und sein Gott ist mein Gott. Der Herr thue mir dieß und das, der Tod muß mich und ihn scheiden."

„Du willst ihn nicht verlassen?" fragte der Greis tief bewegt.

„Ich kann nicht!"

Hohe Freude leuchtete auf dem Antlitz des Flibustiers; der jüngere Oberst aber rief, die Hand seiner Tochter von sich schleudernd:

„So fahre denn hin in Deinen Sünden und der Fluch, den ich am Sterbebette Deiner Mutter über Dich gesprochen, möge Dich begleiten."

„Komm, meine Desdemona, komm!" rief De Lussan. „O gräme Dich nicht, der Himmel hört solche Flüche nicht."

Sie verhüllte ihr Gesicht mit den Händen und wollte gehen.

„Nein," sprach der Greis, welcher den Regungen seines Herzens nicht länger zu widerstehen vermochte, „nein, so sollst Du nicht von uns gehen, Tochter meiner Ellen. Komm und nimm meinen Segen mit Dir."

Tief erschüttert kehrte Desdemona um und beugte ihre Kniee vor dem Großvater, der seine Hände segnend auf ihre Locken legte. Dann umfaßte sie die Füße ihres Vaters und flehte in herzzerreißenden Tönen zu ihm empor:

„Vater, bei dem geheiligten Andenken meiner Mutter, nimm den Fluch von mir!"

Die Natur siegte endlich über die Vorurtheile des schroffen Puritaners. Er faltete die Hände wie zum Gebet über ihrem Haupte und sagte mit krampfhaft zuckenden Lippen tonlos:

„Ich nehme den Fluch von Dir, leb' wohl!"

Sie sprang auf und bedeckte sein Antlitz mit Küssen und Thränen, sie warf sich in die Arme des Großvaters, sie drückte die Schwester mit Innigkeit an ihre Brust, winkte dann Allen ein letztes Lebewohl zu und legte ihre Hand in die ihres Gatten, der triumphirend mit ihr dem Boote zueilte. Die Matrosen empfingen sie mit lautem Hurrah und das kleine Fahrzeug flog über das Wasser hin.

Sobald der Kapitän und seine Frau unter dem Jubelgeschrei der Schiffsmannschaft an Bord der Fregatte gestiegen waren, entfaltete diese ihre Segel, aus allen Stückpforten fuhren Blitze und der majestätische Donner sämmtlicher Geschütze rollte an's Ufer. Es war der Abschiedsgruß der Gloria.

Als sich der Pulverdampf verzogen, erblickte man das Schiff noch einmal, wie es vollen Laufes, einer weißen Wolke gleich, in die Dämmerung hineinglitt, die sich auf Land und Meer gelagert hatte.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Bestattung der gefallenen Indianer und ihres Häuptlings. — Die letzten der Wampanogen ziehen von dannen. — Hih-lah-dih zeigt Thorkil den Schatz des Ahnherrn. — Die reine Quelle geht zu ihrem Volke.

Am folgenden Morgen beschien die Sonne eine Szene der Verödung und Trauer. Die Hütten und Zelte des Lagers der Wampanogen lagen in Asche und der Platz, wo sie gestanden, zeigte überall Spuren des schrecklichen Kampfes, welcher Tags zuvor hier gewüthet hatte. Der Name der Wampanogen war jetzt weiter Nichts mehr als eine Erinnerung an einen heldenmüthigen Stamm, der für das Erbtheil seiner Väter bis auf den letzten Mann gekämpft hatte.

„Laßt die armen Leute ihre Todten begraben," hatte Groot Willem bei Sonnenaufgang gesagt, indem er trüben Blickes auf das Halbdutzend Gefangener und auf die zwischen dem Schutt der Brandstätte zerstreut umherliegenden Leichen der Indianer blickte. „Dann mögen sie gehen, wohin sie wollen, sie werden sich bald genug spurlos in den Wäldern verlieren .... Die rechtmäßigen Besitzer des Bodens von Neu-England sind vernichtet und ich fürchte, es wird eine Zeit kommen, wo man den rothen Mann überall vergebens suchen wird, außer in den Geschriften der Bücherschreiber."

Der alte Trapper hatte richtig geahnt, denn es gibt jetzt auf dem Festlande von Nordamerika nur noch wenige Landstriche, wo es der rothen Race vergönnt ist, ein Leben zu führen, wie es ihrer Natur und ihren Gaben angemessen ist.

„Der Herr will die Heiden austilgen mit dem fressenden Feuer

seines Zornes," bemerkte der jüngere der beiden Obersten auf die mitleidsvolle Aeußerung des Trappers. „Das Geschlecht der verstockten Götzendiener will er wegfegen vom Boden dieses Landes, damit Platz werde für die Gemeinden Israels."

„Ich vermuthe, Sir," entgegnete Groot Willem mit etwas mißmuthigem Kopfschütteln, „Rothe und Weiße hätten in diesen unermeßlichen Länderstrichen ganz gut neben einander Platz gehabt, wenn sie sich ehrlich und gerecht mit einander hätten vertragen wollen."

„Bedenkt, Freund, daß zwischen Heiden und Bekennern des wahren Glaubens von Verträglichkeit nicht die Rede sein darf. Sagt nicht das heilige Buch, Jehovah habe dem Josua befohlen, die götzendienerischen Canaaniter auszutilgen aus dem Lande, welches er seinem auserwählten Volke zur Wohnstätte bestimmt hatte?"

„In dem Buche, von welchem Ihr sprecht, stehen aber auch Vorschriften und Geschichten, welche ein Christ lieber beherzigen und zum Beispiel nehmen sollte, als grausame Vertilgungen und Verheerungen, vermuth' ich."

„Da habt Ihr nicht Unrecht, Freund," sagte der ältere Oberst, welcher einem unnützen Streite vorbeugen wollte. „Wir haben Ursache, mildgesinnt zu sein, um dem Herrn uns dankbar zu erweisen für die unverdiente Gnade, die er in diesen Tagen uns erwiesen. Komm, mein Sohn und Du Lovely, wir wollen unsere Morgenandacht verrichten, während die unglücklichen Eingebornen dort, denen der Herr sein Licht noch nicht hat aufgehen lassen, nach ihrer Weise ihre Todten bestatten."

„Aber," warf der jüngere Oberst ein, „machen wir uns nicht einer Sünde schuldig, wenn wir den verblendeten Creaturen gestatten, vor unsern Augen ihre heidnischen Gräuel zu begehen?"

„Sir," entgegnete Groot Willem mit Bestimmtheit, „ich habe den Gefangenen zugesagt, daß sie den Ihrigen nach ihrer Sitte die letzte Ehre erweisen dürfen, und ich werde Wort halten. Zudem wäre es grausam, die Armen in diesem Werke der Liebe und Treue zu stören."

Ohne eine Antwort abzuwarten, schritt der alte Trapper nun mit Thorkil dem Orte zu, welchen die Indianer zur Begräbnißstätte der Ueberreste ihres vernichteten Stammes ausersehen hatten.

Sie hatten am Saume des halbverkohlten Waldgürtels mehrere Gruben gegraben, in welchen die Leichen beigesetzt und mit Erde bedeckt wurden, und waren mit ihrer traurigen Arbeit beinahe zu Ende. Der Sachem jedoch sollte mit mehr Ceremonie bestattet und seine Leiche mit den Rücksichten behandelt werden, welche ein so großer Krieger ansprechen konnte.

Etwas abseits von den andern Gräbern war am Fuß einer gewaltigen Eiche ein eigenes Grab für Metacom gehöhlt worden; Hih-lah-dih hatte es sich nicht nehmen lassen, dem Bruder die letzten Liebesdienste zu erweisen. Sie hatte den dreischneidigen Dolch, womit der Sachem Thorkils Vater gemordet und mit dem sich der junge Jäger gerächt, aus der Brust des Todten gezogen, sie hatte ihn zum Begräbniß geschmückt.

Vom Blute reingewaschen lag der Häuptling auf dem Moose ausgestreckt neben dem offenen Grabe. Er war mit seiner rothen Tunika bekleidet und das Scharlachtuch, welches die Sachems der Wampanoogen als Kopfschmuck zu tragen pflegten, war ihm turbanartig um die Stirne gewunden. In seinem Gürtel stak der Tomahawk, in der linken Hand hielt er das mit Federschmuck und Klapperschlangenhaut verzierte Calumet, in der rechten den Bogen. Oben am Kopfe lagen Lanze und Büchse, zu den Füßen der mit Pfeilen gefüllte Köcher, sammt einem Beutel von Bast, welcher gerösteten Mais und gedörrtes Fleisch enthielt. So war er zu seiner langen Reise nach den glücklichen Jagdgründen gerüstet und mit Mundvorrath versehen.

Unbeweglich, wortlos und thränenlos saß Hih-lah-dih an seiner Seite, Antlitz und Arme mit ihrem Gewand verhüllend. Jetzt nahte das kleine Häuflein ihrer Stammgenossen und stellte sich zu Füßen des Leichnams in eine Reihe. Ein vom Alter gebeugter Greis trat vor und sagte zu dem armen, jetzt so verlassenen Mädchen:

„Meine Tochter. Der Sachem muß nun gehen. Der Weg in die glücklichen Jagdgründe ist weit und voll von Dornen; der Sachem muß sich einen Pfad bahnen und darf nicht länger zögern."

Ohne aufzusehen, machte Hih-lah-dih mit der Hand eine beistimmende Geberde.

Groot Willem und Thorkil waren als stumme Zuschauer in ehrerbietiger Entfernung von der Gruppe stehen geblieben.

Der alte Indianer begann, gefolgt von den übrigen, den Leichnam im Kreise zu umschreiten und den Todtengesang anzustimmen, dessen Endreim die feierlich Einherwandelnden in klagenden Gurgeltönen wiederholten. Als der Gesang verklungen war, wurde auf einen Wink des Alten der Leichnam von vier Männern aufgehoben und in das Grab gebracht. Lanze, Köcher, Büchse und Maisbeutel wurden ihm sorgsam zur Seite gelegt und dann bedeckte in wenigen Minuten die heimatliche Erde den Mann, welcher sie von den weißen Eindringlingen hatte säubern wollen.

Den indianischen Leichengebräuchen gemäß hätten nun die Eigenschaften und Verdienste des Todten in einer Rede gepriesen werden sollen, allein von den wenigen Männern, welche den Untergang ihres Stammes überlebt hatten, hielt sich keiner für würdig, einem so großen Häuptling die Grabrede zu halten. Dagegen wölbten sie den rundlichen Hügel über dem Grabe hoch auf und bekleideten ihn sorgfältig mit Rasen.

Nachdem dieß geschehen, standen sie noch einige Minuten lang in stummer Trauer um den Hügel her. Dann trat der Alte zu Hih-lah-dih und sagte zu ihr:

„Meine Tochter, es ist Zeit, zu gehen.“

Das unglückliche Mädchen erhob sich mit ruhiger Fassung und flüsterte dem Greise einige Worte zu, worauf dieser seinen Gefährten winkte und sich mit ihnen zu Groot Willem und Thorkil begab.

„Bruder Mato,“ redete der Alte den Trapper an, „unser Geschäft ist gethan. Der Sachem befindet sich auf dem Wege nach den glücklichen Jagdgründen. Was haben meine Blaßgesichtbrüder den Wampanogen zu sagen?“

„Nichts,“ antwortete der alte Waldläufer, „als daß wir wünschen, Ihr möchtet in den westlichen Wäldern eine sichere Zufluchtsstätte finden. Zieht im Frieden und möge es Euren Pfeilen nie an Wild und Eurer Angel nie an Fischen fehlen.“

Der Alte winkte mit der Hand zum Abschied und bald war der kleine Trupp in dem Dickicht verschwunden, aus welchem gestern während der Feier der Okippe der Ochkih-Häddäh hervorgekommen war.

„Da gehen sie hin,“ bemerkte Groot Willem, den Verschwin-

denden voller Theilnahme nachschauend, „da gehen sie hin, um sich in der Wildniß zu verlieren, wie ein vertrocknendes Bächlein sich im Steppensand verliert.“

„So traurig es für diese armen Leute ist,“ versetzte Thorkil, „so scheint eben doch, eine höhere Macht wolle, daß die rothe Race überall, wo sie mit der weißen zusammentrifft, dieser weichen müsse.“

„So, Junge, auch Du hegst also in dieser Beziehung die Ansichten der Pilger der Wildniß? Ja, ja, die Menschen wissen doch für Alles, was in ihren Kram paßt, und wär' es noch so ungerecht, wohlklingende Gründe aufzubringen. Ich für mich weiß nur das, daß es höllisch unlustig und jammerselig sein wird in den Wäldern und auf den Prairien von Neu-England, wenn statt der Rothhäute und Büffel und Bären und Elennthiere und Biber nur diese unerquicklichen Puritaner hier hausen werden. Doch da kommt Hih-lah-dih. Was soll aus dem armen, guten, treuen Kinde werden?“

Bevor der junge Jäger diese Frage beantworten konnte, war das Mädchen zu ihnen getreten.

„Hih-lah-dih hat mit ihrem Blaßgesichtbruder zu sprechen, bevor sie geht,“ sagte sie zu Thorkil mit einer Ruhe, aus welcher düstere Verzweiflung sprach. „Komm!“

Thorkil folgte der Vorangehenden nach der Schuttstätte des Lagers. Dort blieb sie bei dem Trümmerhaufen stehen, welcher von dem Wigwam des Sachems übrig geblieben war.

Der junge Jäger hätte gern ein Wort des Trostes an die Verlassene gerichtet; allein die Würde, mit welcher die reine Quelle ihr Unglück trug, erfüllte ihn so sehr mit Ehrfurcht, daß er stumm blieb. Hih-lah-dih störte mit dem Fuße die Asche auseinander, bis unter derselben eine Elennthierhaut sichtbar wurde, die sie wegzog. Dann zeigte sie auf eine Vertiefung im Boden und sagte:

„Mein Blaßgesichtbruder nehme, was sein ist.“

Thorkil stieß einen Ruf der Ueberraschung aus, denn der Schatz des Ahnherrn lag zu seinen Füßen.

Wie viel Unheil hatte sich nicht an dieses alte Gold gehängt! Sein Anblick erinnerte den jungen Jäger an den schrecklichen Tod seines Vaters und er wandte den Blick mit einem leichten Schauder ab. Die Indianerin bemerkte diese Regung und sagte:

„Mein Bruder freut sich nicht groß über das gelbe Metall, welches doch die Wonne der Blaßgesichter ist.“

„Nein, Hih-lah-dih,“ versetzte Thorkil, „ich kann mich nicht darüber freuen und wollte, meine Augen hätten dieses Gold nie gesehen .... Doch laß uns von Dir sprechen, armes Kind. Mato und ich und wir Alle haben die heilige Verpflichtung, für Deine Zukunft Sorge zu tragen.“

„Hih-lah-dih,“ entgegnete die Indianerin ruhig, „hat Nichts mehr mit den Blaßgesichtern zu thun. Sie kennt den Pfad, welchen sie zu wandeln hat; sie geht zu ihrem Volke.“

„Zu Deinem Volke, Kind? Du kannst ebenso gut von dem Laub des vorjährigen Sommers reden. Wo ist es?“

„Der Manituh wollte, daß die Söhne Wampanogs hinweggetilgt würden von diesem Boden. Wer darf mit ihm hadern?“

Nach einer Pause bot das Mädchen dem jungen Jäger die Hand und sagte mit etwas bebender Stimme:

„Mein Bruder Goldhaar lebe wohl, und lange und glücklich lebe er. Er wird die Wasserlilie in sein Wigwam führen. Der Manituh der Rothen und der Manituh der Weißen sei ihm hold; er schaue mit gnädigem Auge auf ihn und sein Pfad sei stets rein von Disteln und Dornen. Hih-lah-dih kann Nichts mehr für das Goldhaar thun; sie geht zu ihrem Volke.“

„Nein,“ entgegnete Thorkil, die dargebotene Hand festhaltend, „nein, Du darfst nicht gehen, darfst uns nicht verlassen. Du hast Furchtbares erlebt und Dein Gemüth ist sehr erschüttert. Aber die Hand der Freundschaft weiß tiefe Wunden zu heilen. Bleibe bei uns, Hih-lah-dih. Mato wird Dir ein treuer Vater sein. Mich selbst hast Du Bruder genannt; ich will es sein und so brüderlich an Dir handeln, wie Du an mir schwesterlich gehandelt hast. Die Wasserlilie, wie Du Lovely nennst, glaubt nicht anders, als daß Du bei uns bleiben werdest. Sie wird Dich wie eine Schwester ansehen und Dir durch Liebe zu vergelten suchen, was Du an uns gethan. Gewiß, Du darfst nicht gehen, darfst nicht verlassen in den Wäldern irren. O bleibe bei uns und Du wirst erfahren, daß auch die Leute von meiner Farbe Freunde sein können bis in den Tod.“

Diese liebreichen, aus vollem Herzen gesprochenen Worte thaten

der Indianerin augenscheinlich sehr wohl und ein Strahl von Freude glitt über ihre starren Züge.

„Mein Bruder spricht gut," sagte sie, „und Hih-lah-dih weiß, daß seine Stimme aus dem Herzen kommt. Allein Hih-lah-dih hat erfahren, daß der Manituh nicht will, weiße und rothe Leute sollen zusammenwohnen. Das Goldhaar wird meine Blaßgesichtschwester, die Wasserlilie, in sein Wigwam führen. Die braune Waldbeere nicht passen zu der weißen Blume. Hih-lah-dih muß gehen. Mein Bruder lebe wohl, und wenn er durch die Wälder streift, aus denen mein Volk verschwunden, mag er zuweilen seiner Rothhautschwester gedenken."

So sprechend zog sie sanft ihre Hand aus der des Jünglings und eilte trotz seiner bittenden Geberde fort. Am Saume des Waldes angekommen, sah sie noch einmal zurück, warf einen Blick auf Thorkil und einen zweiten auf den Grabhügel ihres Bruders, stürzte sich dann in das Dickicht und durchschritt in gerader Richtung rasch den Forst, ohne der Dornen zu achten, die ihr Arme und Füße verwundeten, bis sie am Ufer des Flusses angelangt war, an welchem Groot Willem sie zwei Tage zuvor getroffen hatte.

Hier drang sie in ein dichtes Weidengestrüpp hinein, ließ sich in diesem grünen Versteck nieder und versank, den Kopf auf die Brust neigend, in tiefes Sinnen. Nach einer Weile zog sie aus den Falten ihrer Tunika den verhängnißvollen Dolch hervor, den sie aus der Brust des Bruders gezogen, betrachtete die Schneide und befühlte die Spitze des Dolches. Dann faßte sie den Griff fest mit der Rechten, schob das Gewand von der Brust zurück und versenkte langsam die dreischneidige Klinge in ihr verzweiflungsvolles Herz.

— — — — — — — — — — — — —

Hih-lah-dihs Benehmen und ihr plötzliches Verschwinden hatten Groot Willem und Thorkil mit banger Besorgniß erfüllt, die Lovely tiefbekümmert theilte. Die Männer beschlossen daher, ohne Zögern dem Mädchen nachzugehen und Alles aufzubieten, dasselbe zurückzubringen. Mit Hülfe Prinslo's gelangten sie bald auf die richtige Spur, welche nach dem Weidengebüsch am Flusse führte. Aber sie kamen zu spät; Hih-lah-dihs reines, gutes Herz schlug nicht mehr: sie war zu ihrem Volke gegangen.

Am Fuße einer in der Nähe befindlichen Rothbuche wurde das Grab dieser hochherzigen und liebevollen Tochter der Wildniß gegraben. In kummervollem Schweigen legten Willem und Thorkil sie in das enge Bettchen und sorgfältig erhöhten sie den Rasenhügel über demselben, den Lovely weinend mit Immergrün und wilden Reben bepflanzte und mit dem Wunsche verließ, daß Engel die Grabstätte der unglücklichen Freundin hüten und ihren Schlummer in der Wildniß schützen möchten.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Lovely's Brolykheid. — Noch einige Nachrichten über die Hauptpersonen unserer Geschichte. — Das Loos der amerikanischen Eingebornen. — Schluß.

Wenige Monate nach diesen Ereignissen wurden Thorkil und Lovely ein Ehepaar. Roger Williams vereinigte ihre Hände und segnete ihren Bund ein. Thorkil wurde aus einem Jäger allmälig ein Farmer. Groot Willem trat seinem Pflegesohn seine Brolykheid ab und es erblühte hier eine reichgesegnete Familie, von welcher mehrere der geachtetsten Häuser Neu-Englands abstammen.

Lovely's Brolykheid, wie Thorkil seiner Gattin zu Ehren seinen Wohnsitz nannte und wie der Ort bis zu Anfang dieses Jahrhunderts hieß, bot den beiden Obersten, welche in England über König Karl I. mit zu Gericht gesessen und denselben zum Tode verurtheilt, und die daher als Königsrichter verfolgt worden waren, einen sicheren Zufluchtsort. Die Verfolgung gegen sie erneute sich nicht mehr und so lebten sie in ungestörter Zurückgezogenheit noch eine lange Reihe von Jahren und sahen Enkel und Urenkel heranwachsen. Noch jetzt wird an zwei Orten der Neu-Englandstaaten eine Höhle gezeigt, welche den Flüchtigen als Zufluchtsort diente und an beiden Orten unter dem Namen der Richterhöhle bekannt ist.

Roger Williams, der ehrwürdige Patriarch von Rhode-Island, hatte noch die Freude, das Wachsen und Aufblühen der Kolonien

mit anzusehen, denn seine segensreiche Laufbahn ging erst im Jahr 1683 zu Ende. Hochgeehrt von den Bewohnern des von ihm gegründeten Staates, geachtet und geliebt von Allen, welche in nähere Berührung mit ihm kamen, starb er als rüstiger Greis von vierundachtzig Jahren.

Auch Eaton erreichte ein hohes Alter; er sah sein Haus und die Ansiedelung Swanzey wieder aus ihren Ruinen erstehen und seine auf dem Grabe der Schwester mit Groot Willem erneuerte Freundschaft erlitt keine Störung mehr; denn die schwere Heimsuchung, welche über ihn gekommen, hatte die Starrheit seines Charakters einigermaßen gemildert und ihn gelehrt, daß Duldung den Glauben eher ziere, als vermehre. Er, wie auch der tapfere Miles Standish, wurden von den Nachkommen der Pilger der Wildniß mit dem Ehrennamen der Pilgrimväter bezeichnet.

Der alte Willem blieb ein umstäter Waldläufer bis an das Ende seiner Tage. Er war ein häufiger Gast in Lovely's Brolykheid und der Liebling der Kinder des jungen Paares; aber alle Bitten Lovely's und Thorkils vermochten ihn nicht zu bewegen, seinen bleibenden Wohnsitz bei ihnen zu nehmen. Der Vater Blackstone, welchem er in den Schwächen des Alters redlichen Beistand geleistet, vermachte ihm bei seinem Tode seine Siedelei und eine Weile lang nahm er dort wirklich seinen Aufenthalt. Allein als die Kolonien allmälig näher und näher an seine Besitzung heranrückten, wich er weiter in die westlichen Wälder zurück. Er gehörte mit zu den Ersten der kühnen Abenteurer, welche das Alleghany-Gebirge überschritten und in das Thal des Ohio hinabstiegen. Auf den Grenzen zwischen den Ansiedelungen der Weißen und den Jagdgründen der Indianer des Westens gingen noch lange nachher Sagen um von dem riesenhaften, einohrigen Jäger, der seiner Kühnheit und seines gerechten Sinnes wegen von beiden Völkern hochgeachtet und beinahe hundert Jahre alt wurde. Drei Jahre lang nach seinem letzten Erscheinen in Lovely's Brolykheid hatten die Bewohner derselben Nichts mehr von ihm gehört. Da sprach eines Tages ein Pelzhändler, der aus dem Westen kam, bei ihnen ein und überbrachte Thorkil das Roer Willems mit seinem letzten Gruße. Der biedere, einfache und hochsinnige Waldgänger war in den Wäldern gestorben, die er so sehr geliebt.

Das Schicksal De Lussans und Desdemona's blieb den Bewohnern von Lovely's Brolykheid verborgen. Thorkil und seine Gattin gedachten in ihren traulichen Gesprächen des verschwundenen Paares häufig, die beiden Obersten dagegen erwähnten desselben nie. An hundert und hundert Morgen und Abenden richtete Lovely ihre Blicke auf die See, um vielleicht das Flattern der Segel der Gloria zu erspähen. Aber nie mehr zeigte das Schiff seine rothe Flagge an diesen Küsten. Dagegen berichtet der Geschichtschreiber von Hayti von manchen abenteuerlichen Irrfahrten, von bewunderungswürdigen Kämpfen und Siegen der Flibustier unter ihrem heldenhaften Anführer De Lussan, und es ist sein glühendes Trachten nach Ruhm wenigstens insoweit in Erfüllung gegangen, daß sein Name in der Geschichte Amerika's eine Stelle einnimmt.

Der entschiedene Sieg, welchen die Weißen in König Philipps Krieg erfochten, sicherte ihnen für immer die Herrschaft über Neu-England und die wenigen ursprünglichen Besitzer desselben, welche der Krieg übrig gelassen. Aber leider befleckten die Kolonisten ihren Sieg durch Grausamkeit. Es herrschte im Volk eine furchtbare Erbitterung gegen die rothen Männer. Man traute keinem Indianer mehr und ganz ernstlich wurde der Vorschlag gemacht, das ganze Geschlecht der Heiden auszurotten. Jeder, der überwiesen wurde, an der Tödtung eines Weißen irgendwie sich betheiligt zu haben, der mußte ohne Gnade sterben. Zu Boston und zu Plymouth starb eine große Anzahl von Häuptlingen auf dem Schaffote. Schaaren von Indianern wurden nach den westindischen Inseln in die Sklaverei verkauft. Dies war auch das Loos von dem gefangenen neunjährigen Sohne Metacoms, welcher von da an spurlos verschwand. Die übrigen Eingebornen, welche im Lande geduldet wurden, lebten unter strenger Bewachung und harten Gesetzen fort, bis sie allmälig ausstarben.

Mit Recht sagte in späterer Zeit einer der größten Amerikaner: „Ich zittere für mein Volk, wenn ich den Ungerechtigkeiten nachsinne, deren es sich gegen die Eingebornen schuldig gemacht." Und mahnend zeichnet ein Dichter den unglücklichen Indianern, welche noch heutzutage weiter und weiter zurückgedrängt werden, ihre Lage in folgendem Bilde, womit wir unsere Erzählung schließen:

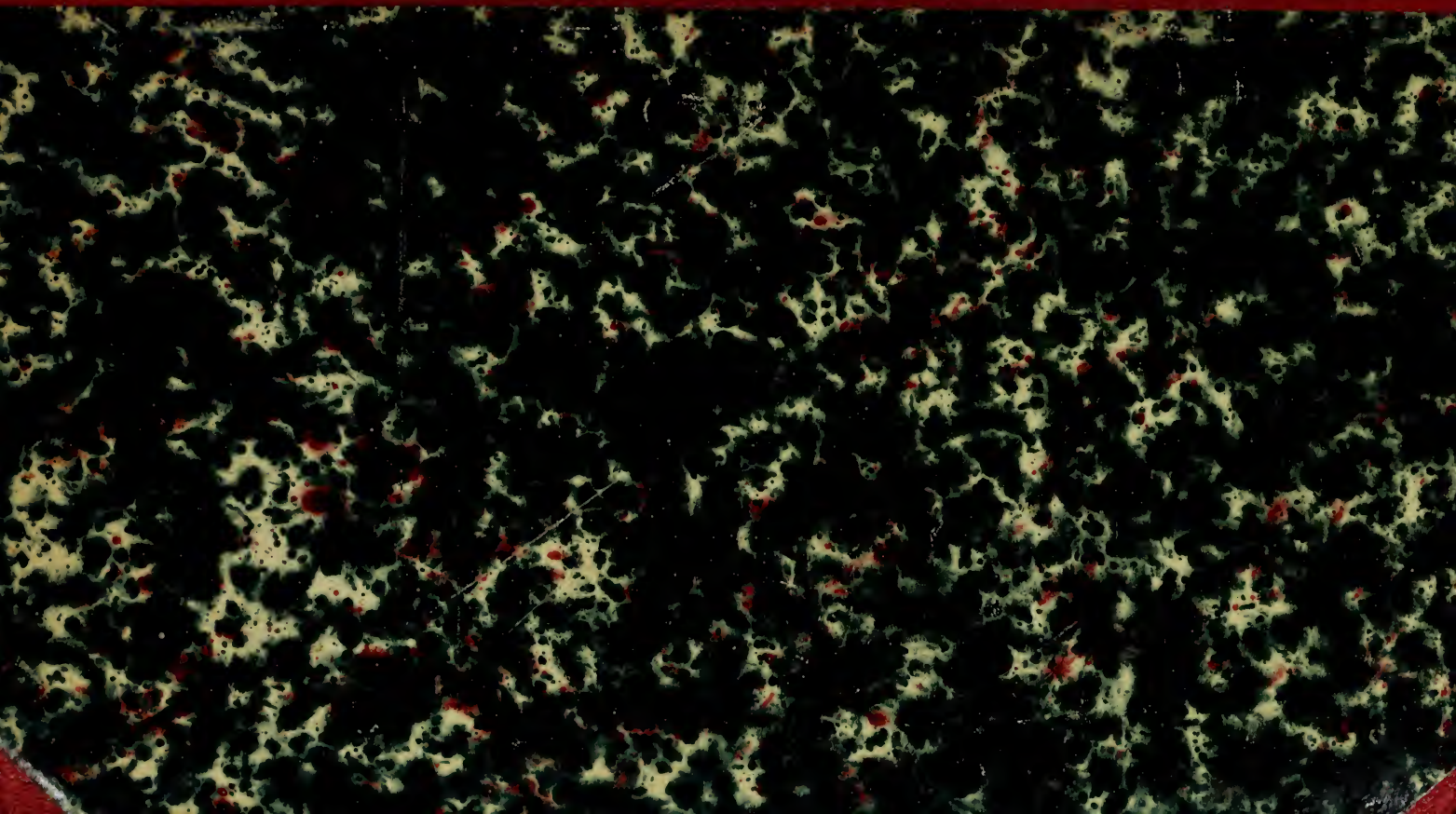
„Nadoweſſier, Tſchippawäer, heult den Kriegsruf, werft den Speer!
Schüttelt ab die Europäer, ſchüttelt ab das Raupenheer!

Seit in eure Hirſchfellhütten trat Europa's klüger Sohn,
Iſt die Reinheit eurer Sitten, iſt das Glück von euch gefloh'n.

Weh', daß ihr ihn nicht verſcheuchtet, da er Land von euch erfleht!
Weh', daß ihr ihm arglos reichtet das geſchmückte Calumet!

Nieder brennt er eure wilden Wälder, nimmt von euch Tribut,
Spült von euren Lederſchilden der erſchlag'nen Feinde Blut;

Sauſ't einher auf Eiſenbahnen, wo getobt der Rothen Kampf;
Bunt von Wimpeln und von Fahnen, theilt ſein Schiff den Strom
durch Dampf.

Und es ſteigt an mancher Stätte jetzt der Hammerwerke Rauch,
Wo durch Urwalds Dickicht wehte einſt Manituhs hehrer Hauch."

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.